Ørsted, Hans Christian, 1777-1851

Gesammelte Schriften

Bd.: 6

Leipzig [ca. 1850]

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Philos.3543(5/6#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11302096-4

Hans Christian Oersted.

Geſammelte Schriften.

Deutſch von

Prof. Dr. K. L. Kannegießer.

Sechster Band.

Vermiſchte Schriften.

Verlag von Carl B. Lorck
in
Leipzig.

Vorbemerkung.

Es iſt bereits an einem andern Orte erwähnt worden, wie Oerſted, ganz im Gegenſatz zu ſo vielen Gelehrten, weniger ſeinen Ruhm darin fand ſeine Anſichten über die Wiſſenſchaft oder die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen in bändereichen, zunächſt nur den Männern der Wiſſenſchaft zugänglichen und verſtändlichen Werken niederzulegen, ſondern wie er vielmehr ſeine Aufgabe darin ſuchte, die Reſultate ſeiner Unterſuchungen für das praktiſche Leben ſofort nutzbar zu machen. Hatte ihn daher irgend eine Idee tief ergriffen, war er durch eine wichtige Entdeckung freudig erregt, bewegte irgend eine Begebenheit ſein Gemüth, ſo ſuchte er ſchnell ſeinen Gedanken bei dem großen Publicum Eingang zu verſchaffen und wählte dazu den nächſtliegenden, ihn ſchnell zum Ziele führenden Weg. Deßhalb finden wir die meiſten ſeiner vortrefflichſten Abhandlungen entweder auf fliegenden Blättern gedruckt oder in Volkskalendern, Zeitungen und Monatsheften zerſtreut; deßhalb ſtaunte man, als die Sammlung ſeiner zerſtreuten Aufſätze, als: „Der Geiſt in der Natur“ erſchien und man mit einem Blick überſehen konnte, welchen literariſchen Schatz man beſeſſen hatte, ohne ihn eigentlich recht genau gekannt zu haben; deßhalb fand die Sammlung: „Charaktere und Reden“ ſo allgemeinen Anklang, und deßhalb glauben wir auch, daß das Publicum uns Dank wiſſen wird für die hier dargebotene Sammlung ſeiner Abhandlungen über verſchiedene allgemein menſchliche Verhältniſſe.

Oerſted war, wie wir wiſſen, nicht allein ein begabter Forſcher in ſeiner Wiſſenſchaft, ſein Streben war von jeher darauf gerichtet auch ein tüchtiger Menſch und guter Bürger ſeines Staates zu ſein. Daher finden wir auch ſeinen Namen mit allen bedeutenden Entwickelungsmomenten ſeines Volkes in dem letzten Menſchenalter verknüpft. In den religiöſen Streitigkeiten begegnen wir ihm als humanen aber ernſten Kämpfer gegen Einſeitigkeit und blinden Buchſtabenglauben; für die Anwendung der Naturwiſſenſchaft auf das Leben ſorgte er durch Beförderung von Realſchulen, durch die Errichtung und Leitung der polytechniſchen Anſtalt, durch die Stiftung der Geſellſchaft für die Verbreitung der Naturlehre. Er war einer der Begründer und ſpäter thätiger Mitarbeiter der Monatsſchrift für Literatur, eines kritiſchen Inſtituts, das ſehr viel zur Läuterung des Geſchmacks in Dänemark beigetragen hat, nicht minder förderte er, als begeiſterter Bewunderer Oehlenſchläger’s, die Anerkennung dieſes Dichters und der ihm nachfolgenden Schule.

Für die Einführung der Mutterſprache und die Ausrottung veralteter Mißbräuche an der Univerſität trat er in die Schranken, deßgleichen für eine verbeſſerte Unterrichtsmethode in den Schulen, und als die Preßfreiheit in Gefahr war, finden wir Oerſted als einen der Stifter der Geſellſchaft für den rechten Gebrauch der Preſſe und als ſteten Gegner aller Repreſſivmaßregeln.

Seiner oben erwähnten Individualität nach mußte er ſich über alle dieſe „brennenden Fragen" zu verſchiedenen Zeiten und an verſchiedenen Orten ausſprechen, und überall werden wir dieſelbe Wärme und lebhafte Theilnahme für die Intereſſen der Menſchheit finden, dieſelbe innere Harmonie und Klarheit des Geiſtes, dieſelbe Vielſeitigkeit der Kenntniſſe, dieſelbe Reinheit des Geiſtes, daſſelbe geläuterte Urtheil.

Ueber die hier dargebotene Sammlung ſelbſt haben wir, außer den kurzen, jeder Abhandlung zur Verſtändniß vorgeſetzten Bemerkungen, wenig hinzuzufügen. Bei den Abhandlungen kritiſchen Inhalts diente das zu kritiſirende Buch unſerm Verfaſſer gewöhnlich nur zum Vorwand, um ſich über dieſe oder jene Frage des Tages auszuſprechen. Wir haben deßhalb auch hier die ſpeciell kritiſchen Bemerkungen, die, wenn auch treffend und geiſtreich, doch für das deutſche Publicum, welches die kritiſirten Bücher zum kleinſten Theil nicht kennt, weniger anziehend ſind, weggelaſſen und nur die Ausführung der jedesmal leitenden Idee beibehalten, weßhalb wir auch den Grundgedanken des Aufſatzes in den Titel-Ueberſchriften wiederzugeben verſuchten. Einige Abhandlungen, z. B. das Volk und ſeine Wiſſenſchaftsmänner, die erſte akademiſche Rede, ſind nach den nachgelaſſenen Manuſcripten des Verfaſſers überſetzt, alſo hier zum erſten Male gedruckt, bei den bereits früher erſchienenen wird man die Zeit, den Ort und die Veranlaſſung des Erſcheinens in den Ueberſchriften angegeben finden.

Inhalt.

Seite

I. Rechtfertigen verſchiedene theologiſche Syſteme die Trennung der Chriſten in verſchiedene Kirchen? 1
II. Ueber den rechten Eifer in Glaubensſachen. Ein Geſpräch . . . 23
III. Ueber die rechte Liebe zu den Wiſſenſchaften. Zwei Reden 39
IV. Das Volk und ſeine Wiſſenſchaftsmänner. Ein Geſpräch 53
V. Die Naturwiſſenſchaft als einer der Grundbeſtandtheile der Bildung des Menſchen betrachtet 79
VI. Ueber die Anwendung der Wiſſenſchaft auf die Gewerbe 93
VII. Ueber den geographiſchen Unterricht 101
VIII. Ueber das Examinationsweſen an den Univerſitäten 141
IX. Iſt die Fertigkeit Lateiniſch zu ſchreiben und zu ſprechen als ein Hauptbeſtandtheil der allgemeinen gelehrten Bildung zu betrachten? 165
X. Ueber die Anwendbarkeit der nordiſchen Mythologie für die Poeſie und die bildende Kunſt 193
XI. Die Forderungen des Zeitalters an die Poeſie 203
XII. Die Literatur und der conſtitutionelle Saat 219
XIII. Bemerkungen über das gegenſeitige Verhältniß zwiſchen der Geſetzgebung der freien Preſſe und der öffentlichen Meinung 229
XIV. Des Volkes Aufklärung dem Fürſten heilbringend. Rede 243

Rechtfertigen verſchiedene theologiſche Syſteme die Trennung der Chriſten in verſchiedene Kirchen?

Rechtfertigen verſchiedene theologiſche Syſteme die Trennung der Chriſten in verſchiedene Kirchen?

(Aus der däniſchen Wochenſchrift. 1833.)

(In der von Profeſſor Schouw herausgegebenen „däniſchen Wochenſchrift“ hatte ein Anonymus einen Aufſatz einrücken laſſen unter dem Titel: „Giebt es nicht wirklich eine Grundverſchiedenheit in der religiöſen Ueberzeugung unter Denen, welche ſich proteſtantiſche Chriſten nennen, und darf man dieß außer Acht laſſen, wenn die Rede von Dem iſt, was zur Bewirkung des Kirchenfriedens geſchehen muß?“ Der Verfaſſer hatte darin vorgeſchlagen, daß die Regierung geeigneten Männern den Auftrag gäbe „diejenigen Artikel, welche als Hauptlehren angeſehen würden, von welchen man keine Abweichung geſtatte, ausdrücklich herauszuheben, allenfalls mit hinzugefügter näherer Erklärung oder Modification einzelner Ausdrücke, ſofern dieſe entweder zweifelhaft, oder zu ſcharf, oder minder wichtig ſchienen, — — um ſie als Norm für die Lehre zu gebrauchen, mit welcher dieſe nie in Widerſtreit gerathen dürfe.“ Hierdurch wurde die nachfolgende Abhandlung Oerſted's veranlaßt, von welcher nur die Einleitungsworte weggelaſſen ſind.)

Meine Hauptabſicht in den folgenden Zeilen iſt die Meinung zu beſtreiten, daß ein gewiſſes theologiſches Syſtem, das möglicherweiſe aus der Schrift abgeleitet werden kann, aber nicht ausdrücklich darin aufgeſtellt iſt, von einer ſo hohen Wichtigkeit für das religiöſe Leben ſei, daß Menſchen, die darin einig ſind, Chriſtus als unſern wahren Führer zur Seligkeit zu betrachten, eines ſolchen Syſtems wegen ſich in verſchiedene Kirchen trennen ſollten. Aber ich glaube, daß es gut ſein würde, wenn wir über verwandte Gegenſtände der Wiſſenſchaft und des Lebens erſt recht einander zu verſtehen ſuchen, ſo daß der Streit über Gegenſtände, welche die Religion betreffen, auf einem ſchon gereinigten Grunde beginnen und ſo wenig wie möglich durch Mißverſtändniſſe verwickelt werden möge, welche in Verhandlungen über die höchſten Angelegenheiten leicht zu Bitterkeit führen. Kurz, ich wünſche, daß es uns glücken möge, das Heilige mit heiliger Ehrerbietung zu behandeln.

Die Denkweiſe: dem Syſtem eine falſche und das geiſtige Leben verwirrende Bedeutung zuzuſchreiben, iſt nicht minder allgemein in wiſſenſchaftlichen als in religiöſen Sachen. Wir halten uns zuerſt an jene.

Das Beſtreben der Wiſſenſchaften iſt, alle Wahrheiten in Einer Grundwahrheit vereinigt zu ſehen. Dieß iſt der Vernunft ewiges, aber auch ewig unerreichbares Beſtreben. Unſere Verſuche zur Löſung dieſer großen Aufgabe ſind alle nur Stückwerk, und gehören doch zur geiſtigen Herrlichkeit des Menſchen. Giebt er ſich dieſen Verſuchen mit der rechten Geſinnnng hin, ſo erhält er dadurch ein höheres Bewußtſein ſeiner Geiſteskraft, aber fühlt auch mit Demuth deren Schranken. Doch die Abwege, auf welche er hiebei gerathen kann, ſind gefährlich. Verzweifelt er bei dem Gefühl dieſer Schranken, möge dieß aus Hochmuth oder aus Feigheit geſchehen und erkennt er nicht, wie viel ihm gegeben ward, weil er fühlt, daß ihm noch viel verſagt iſt, ſo ſtürzt er ſich in's Verderben. Entweder verſinkt er in ſchlaffe Gleichgültigkeit, oder in ſchwärmeriſche Verſuche, die Vernunft durch die Einbildungskraft zu erſetzen. Verweilt er dagegen bloß bei dem Gefühl des geiſtigen Reichthums, der ihm zuertheilt worden iſt, aber bemerkt nicht die Schranken, ſo verfällt er ſowohl in Hochmuth wie in Einſeitigkeit; er betrachtet die unendliche Aufgabe wie gelöſt, und bringt in ſeinem blinden Eifer einen erkünſtelten Schein der Einheit zuwege, welche erſt in der Wirklichkeit erreicht würde, wenn die unendliche Aufgabe gelöſt wäre.

Dieſe erkünſtelte Einheit wird oft Syſtem genannt und täuſcht um ſo leichter, als ſie mit der auch von der wahrhaften Vernunft geforderten Zuſammenfaſſung der Wahrheiten, welche gleichfalls den Namen Syſtem führt, die größte Aehnlichkeit hat. Worin beſteht nun der Unterſchied? Ich antworte, jene Vorſtellungsweiſe betrachtet das Syſtem als die rechte Wahrheitsquelle, von der Alles ausgehen ſoll; für dieſe iſt das nur die Blüthe des wiſſenſchaftlichen Strebens, oder vielleicht richtiger die Vernunftbeſchauung der Wahrheiten, was unaufhörlich vollſtändiger, klarer und reiner wird, je mehr man die geiſtige Schaukraft übt.

Ich glaube dieß etwas näher erklären zu müſſen:

Wenn wir die mathematiſchen Wiſſenſchaften ausnehmen, deren Natur und Methode von den aller übrigen ſo weſentlich verſchieden iſt, daß man vergebens geſucht hat, in dieſen denſelben Weg zu gehen wie in jenen, ſo beſtehen unſere Wiſſenſchaften eigentlich aus gewiſſen großen Ueberblicken, Zuſammenfaſſungen von ganzen Kenntnißgruppen, wenn ich ſo ſagen darf. Bei ihrem Fortſchritt ſammelt die Wiſſenſchaft wieder dieſe Kenntnißgruppen zu noch mehr umfaſſenden und ſo fort. Man könnte ſagen, daß es gewiſſe Lebens- oder Daſeinsgeſetze ſind, welche man gefunden hat, und bei fortgeſetztem Streben allmälig unter mehr und mehr allgemeine Geſetze faßt. Das Streben der Vernunft, den Zuſammenhang und die Einheit oder Geſammtheit in Allem zu ſehen, geht nun darauf hinaus, alle dieſe Gruppen unter einem einzigen Ueberblick zu verbinden. Der Ueberblick ſelbſt enthält, wenn er richtig iſt, eine große Wahrheit, welche Jeder, der ſie faßt, mit Freude und Bewunderung anſchaut, und woraus ſich viele zuvor unbemerkte Wahrheiten ableiten laſſen; aber der beſchränkten Natur des Menſchen zufolge iſt es ſelten oder nie ein vollendet reines und klares Bild des Weſens der Dinge. Wenn nun Jemand dieſen Ueberblick für eine vollſtändig erkannte Wahrheit hält, von welcher wir, ohne nach rechts oder links zu blicken, andere Wahrheiten ableiten können, und wenn er ſich deßwegen erlaubt, das Unendliche, das in einer geiſtigen Anſchauung liegt, zu behandeln, als ob es ein endliches für ſeinen Blick wohl begrenztes Ding ſei, ſo hat er ſich dem Syſtemgeiſt hingegeben, der eine unechte Frucht des ſyſtematiſchen oder verbindenden Geiſtes iſt, welcher mit dem feinen Takte der Liebe den Vernunftzuſammenhang, d. h. die Harmonie in den Dingen, ſucht. Der allezeit ſelbſtvertrauende und hochmüthige Syſtemgeiſt bemächtigt ſich auf einſeitige Weiſe Einer großen Wahrheit. Von ihr ſollen alle andern ſich ableiten laſſen, wenn nicht hervorgezwungen, und, wenn dieß nicht geht, für Lügen erklärt werden.

Mit dieſem Verfahren verfehlt man nicht, auf viele neue Lehrſätze zu kommen, die, einzelne glückliche Treffer etwa ausgenommen, entweder falſch oder doch nur halbwahr ſind; aber Wehe dem, welcher ſie verwirft! Ihn trifft der Blitzſtrahl des Syſtems, er wird für untüchtig zur wiſſenſchaftlichen Auffaſſung erklärt.

Daß dieſe Art von Mißgriffen von dem Fortſtreben des Menſchen unzertrennlich ſind und mit dazu gehören, unſern Geiſt ſich ſelbſt kennen zu lehren, räume ich gern ein; aber es iſt doch nun einmal Zeit, daß wir daraus etwas mehr Lehre ziehen als wir pflegen. Laßt uns denn in einigen Beiſpielen betrachten, auf welche Weiſe große Wahrheiten zu Syſtemen verfälſcht worden ſind, und laßt uns aus alten Irrthümern lernen, gegen neue und gegen Erneuerungen alter, beſſer auf unſerer Hut zu ſein.

Es iſt unleugbar eine große Wahrheit, daß keine wahre Glückſeligkeit ohne Tugend möglich iſt. Der Syſtemgeiſt bemächtigte ſich dieſer Wahrheit und ſagte: die Tugend beſteht darin, ſich glücklich zu machen, ein Satz, welcher wohl in gewiſſem Verſtande richtig iſt, aber ein falſcher und gefährlicher Geleitsmann wurde, als man ihn zum oberſten Grundgeſetz der Tugendlehre erhob. Die Wahrheiten dürfen von uns nicht vereinzelt betrachtet werden; wir ſind zu ſehr ausgeſetzt, ſie zu mißdeuten, wenn ſie nicht einander gegenſeitig beleuchten.

Es iſt eine große Wahrheit, daß die Tugend Aufopferung erheiſcht, und daß ſie in ihrem höchſten Glanze ſtrahlt, wenn alle ſinnlichen Güter der Pflicht zum Opfer gebracht werden. Hat nicht ein finſterer aſiatiſcher Syſtemgeiſt ihr die Lehre entlockt: daß die Tugend **nur** in Selbſtaufopferung beſteht? Zwar können wir hier wieder ſagen, daß dieſer Satz eine Bedeutung erhalten kann, worin er richtig iſt, ja ſogar den Ausdruck der höchſten Religioſität enthält. Aber von ſeinem richtigen Zuſammenhang mit den übrigen Wahrheiten losgeriſſen, hat er zu der unſinnigſten Verachtung einer Menge von Gütern geführt, für welche wir täglich Gott preiſen ſollen.

Ich habe nur zwei ſolche Syſteme der Tugendlehre berührt. Man weiß, daß man ein Buch mit ähnlichen Beiſpielen füllen könnte;

und noch iſt man nicht müde, ein Zauberwort zu ſuchen, daß alle Vorſchriften für die Lebensführung einſchließen ſoll. Man ſieht leicht, daß ich nicht die Nothwendigkeit einer Grundidee in der Wiſſenſchaft leugne, ſondern nur gegen eine Grundformel eifere. Alle Denker, wie verſchieden ihre Syſteme auch ſein mögen, kommen doch ſicher darin überein, daß das Leben nach der Vernunft geführt werden muß, und in dieſer Grundwahrheit vereinigen ſich alle Vorſchriften für die Lebensführung; aber wollte man nun dieſe Grundwahrheit in demſelben Geiſt benutzen, wie der Mathematiker eine Grundformel benutzt, um davon Alles, was daraus befaßt wird, abzuleiten, ſo würde man ohne Zweifel dadurch zu den ſeltſamſten Ergebniſſen gelangen, nicht weil dieſes Verfahren an ſich unmöglich iſt, ſondern weil es für die in Endlichkeiten befangene Vernunft des Menſchen unmöglich iſt. Das wahre Verfahren ſcheint daher das zu ſein, daß wir die verſchiedenen großen Wahrheiten, von deren Unerſchütterlichkeit uns ein wohlbekanntes inneres Bewußtſein Zeugniß giebt, als große geiſtige Erfahrungsergebniſſe betrachten, und zeigen, wie ſie mit der allumfaſſenden Grundwahrheit zuſammenhängen. Die eine Wahrheit ſoll hier alſo nicht aus der andern bewieſen, ſondern ihr gegenſeitiger Zuſammenhang nachgewieſen werden. So lebt dann der Geiſt im Genuß der Wahrheit, und wird nicht durch das abgeſtumpft, was man mit Recht ein dürres und mit nicht minderem Recht ein täuſchendes Syſtem nennt.

Ich enthalte mich hier, der leichteren Ueberſicht wegen, jeder umſtändlichen Entwickelung; aber es verſteht ſich, daß ich ſie ſchulde, wenn ſie verlangt wird.

Mit dem Syſtemgeiſt iſt die unglückliche Meinung verbunden, daß der, welcher nicht unſer Syſtem hat, von der Wahrheit ausgeſchloſſen iſt, woraus denn wieder ein literariſcher Terrorismus folgt, der nicht ſelten die abſonderliche geiſtige Naturbegebenheit darbietet, daß derſelbe Mann öfter ſein Syſtem wechſelt, und jedesmal denen, welche es nicht annehmen, allen Antheil an der Wahrheit abſpricht. Dieſer Verdammungsgeiſt der Syſteme hat viele nach Wahrheit dürſtende, aber zu eigener Forſchung nicht hinlänglich ſtarke Geiſter geängſtigt. Wie folgerichtig ſchließt nicht der, welcher ſich vom Syſtemgeiſt hat bethören laſſen, ſo: „Das Syſtem, welches in meiner Jugend mächtig geprieſen wurde, ward eben ſo allgemein verworfen, als ich in das Mannesalter trat; aber es währte nicht lange, bis abermals ein Verdammungsurtheil über dieſes ausgeſprochen wurde; und nun lebe ich bereits unter dem vierten Syſtem; mit welchem Recht oder ſelbſt mit welcher Wahrſcheinlichkeit darf ich hoffen, daß das, welches wir jetzt haben, das wahre iſt?“ Und führt nicht dieſe Schlußweiſe dahin, die Hoffnung aufzugeben, daß die Vernunft ſich jemals in den Beſitz der Wahrheit ſetzen werde? Daß ich hier nur von der Auffaſſung der Wahrheit ſpreche ſo wie ſie für Menſchen möglich iſt, brauche ich wohl nicht zu ſagen.

Anders verhält es ſich mit dem, welcher das Syſtem nicht als Grundmaaß der Wahrheit, ſondern nur als deren ſich beſtändig entwickelnde Form betrachtet. Er weiß, daß unſere Einſicht von vielen verſchiedenen Anfangspunkten ausgeht, aber er verläßt ſich genug auf die Vernunft, aus welcher das ganze Daſein ſeinen Urſprung hat, um überzeugt zu ſein, daß dieſe Einſichten auf jeder neuen Entwickelungsſtufe ſich einander mehr nähern werden, und dieſe Ueberzeugung wird er in der ganzen Geſchichte der Wiſſenſchaften beſtätigt finden.

Der Syſtemgeiſt liegt in einem ewigen Streit mit dem menſchlichen Leben, das er in ſeine einzige wahre Form einzwängen will. Es iſt ihm z. B. nicht genug, die Vernunftgeſetze zu betrachten, wonach die Menſchheit ſich entwickelt hat, und zu erforſchen, wie dieſe Entwickelung in der Zukunft am beſten geleitet werden kann, ſo weit dieſe Leitung in menſchlicher Macht ſteht; nein, der Syſtematiker will ſeine eigene Form und Nichts ohne dieſe, ſei es nun, daß er es für gut findet, den Königen eine unmittelbar göttliche Vollmacht zu uneingeſchränkter Herrſchaft zu zuertheilen, oder Regierung, Ehre und Vermögen unter Alle gleich zu vertheilen. Die unendliche Mannigfaltigkeit, worin die Entwickelung wirklich geſchehen iſt, iſt ihm eine Thorheit. Der Erzieher, der vom Leben gelernt hat, wird finden, daß nicht alle Seelen ſich auf gleiche Weiſe entwickeln; aber er wird des Vorgängers und eigene Erfahrung benutzen, um ſeinen Lehrling auszubilden, nicht bloß mit Hinſicht auf ſeine Natur, ſondern auch auf die Umſtände. Der ſyſtematiſche Geiſt kann die Vernunfteinheit in allen Vorſchriften für die Erziehung nicht verkennen, aber der Syſtemgeiſt kann ſich hiermit nicht befriedigen: er ergreift Alles nach Zeitalter und Geiſtesrichtung, Freiheit oder Zwang, Verſtandesentwickelung oder Gedächtnißübung, oder irgend einem andern ſolchen alleinherrſchenden Princip: er hat ſeine alleinrichtige Methode, und bejammert alle die, welche nicht nach dieſer erzogen werden. Hat der Arzt ſich von der Natur leiten laſſen, ſo wird er einſehen, daß er es mit einer Mannigfaltigkeit von Lebensäußerungen zu thun hat, deren Vernunftzuſammenhange er oft nur ahnend folgen kann. Seine Kunſt muß ſich oft von geheimnißvollen Winken leiten laſſen; der Syſtematiker hat dagegen das einzige Rechte gefunden. Daß verſchiedene Schulen und Zeitalter, jedes ſein Einzig-Richtiges hatte, ſtört ihn nicht. Mit gleicher dogmatiſcher Sicherheit wußte Eine nun längſt untergegangene Schule, daß die Krankheiten in einem Uebermaaß von Säure und Alkali beſtehen müßten, ſowie eine andere hundert Jahr ſpätere wußte, daß man alle chemiſchen Wirkungen in dem Körper überſehen müſſe, und daß alle Krankheiten ihren einzigen Grund in der erhöhten oder herabgeſtimmten Incitabilität hätten. Ich will nicht mit Aufzählung der wechſelnden Syſteme ermüden. Für jedes neue müſſen Tauſende fallen: das Syſtem fällt obendrauf; aber noch hat des Jahrhunderts Erfahrung den Syſtemgeiſt nicht zu Falle gebracht.

Meine Meinung von den jetzt gangbaren theologiſchen Streitigkeiten ſteht in der genaueſten Uebereinſtimmung mit dieſer meiner Anſchauung von dem Geiſte der Wiſſenſchaften. Chriſtus hat uns kein Syſtem gelehrt, ſondern große Wahrheiten, göttliche Wahrheiten, in Leben und Tod beſeligende Wahrheiten. Es bedarf keines Scharfſinns, keiner Gelehrſamkeit, um Chriſt zu ſein nach des großen Meiſters Lehre: Glaube und Liebe führt zu ihm! Wenn auch einige von den Apoſteln hie und da ſyſtematiſirt haben, ſo hat doch keiner derſelben ein Syſtem vorgetragen. Aber nun kamen die ſpitzfindigen Griechen dazu; bei ihnen entwickelte ſich das Syſtem. Dieſes Syſtem iſt es, was die Syſtematiker wollen, das wir annehmen ſollen; dieß iſt es, was wir den Leuten einprägen ſollen. Hier iſt nicht die Rede von der Richtigkeit dieſes Syſtems; es iſt nicht meine Abſicht, es anzugreifen. Vielleicht iſt es das richtigſte, das gegeben werden kann. Laßt die Chriſten, die ein Syſtem haben wollen, es ſich aneignen; aber macht uns nicht Euer Syſtem oder deſſen verſchiedene Modificationen zum Gegenſtande des Kirchenſtreits. Der, welcher an Chriſtus glaubt, und durch ihn den Weg der Seligkeit zu finden hofft, ſoll er nicht unſer Mitchriſt ſein? Der, welcher in Chriſti Leiden und Tode Troſt findet, ſoll er ſich erſt über die Weiſe erklären, wie er gewirkt hat, ehe wir ihn in derſelben Kirche dulden wollen? Sollte es wohl eine ſehr große Sünde ſein, wenn er meinte, daß Ihr nicht mehr davon verſtändet als er ſelbſt, welcher fühlt, daß er es nicht verſteht? Wenn Euer Nächſter glaubt, daß das Sacrament des Abendmahls ein Gnadenmittel iſt, wollt Ihr da nicht mit ihm vor des Herrn Altar knieen, wenn er entweder erklärt, daß er von der Natur dieſes Gnadenmittels gar nichts weiß, oder gar eine andere Meinung davon hat als die Eurige, die natürlich unfehlbar iſt? Nein werdet Ihr ſagen: aber wir verlangen, daß der Prediger dieſes Syſtem glauben und vortragen ſoll. Ich antworte wieder von meiner Seite: ein Syſtem iſt gar kein Gegenſtand für den Glauben, ſondern für das Denken. Dieß zur Hauptſache in der Kirche machen heißt die Andacht ſtören und eine ewige Saat der Zwietracht und Liebloſigkeit ausſtreuen. Ueber Syſteme kann man ſtreiten und man muß ſtreiten; aber macht dieß in Euren Gelehrſamkeits-Schulen ab, und laßt Eure Spitzfindigkeiten nicht in der Kirche hören! Daß wir Sünder ſind und daß Chriſtus das ſündige Menſchengeſchlecht errettet hat, muß jeder Chriſt glauben; aber die geheimnißvolle Weiſe, auf welche dieß geſchieht, darüber muß es nicht nur jedem Chriſten erlaubt ſein, nicht zu ſpeculiren, ſondern man muß ihn nicht einmal dazu aufmuntern. Durch ſolche Speculation wird er nicht leicht ſeinen Fortſchritt in Glauben, Hoffnung, Liebe, Geduld vermehren, ſondern im Gegentheil leicht in Muthloſigkeit fallen, wenn er merkt, daß er nicht faßt, was zu faſſen er zur Seligkeit nöthig hält, oder in geiſtigen Hochmuth, wenn er das zu faſſen glaubt, was Anderer Faſſungsvermögen überſchreitet. Der geiſtige Hochmuth erzeugt ſehr häufig Zankſucht und Luſt zu geiſtiger Tyrannei. Haben wir nicht ſchon Früchte der Saat geſehen, die Ihr ausgeſäet habt? Hat nicht Eure Kopf und Herz ausdörrende Syſtemſucht es dahin gebracht, daß Chriſten mit der in des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes Namen geſchehenen Taufe nicht zufrieden geweſen ſind, ſondern den verzweifelten Gedanken gefaßt haben, Kinder umgetauft zu verlangen, weil gewiſſe, von Menſchen, nicht von Chriſtus verordnete Worte bei deren Taufe ausgelaſſen waren? Hat man nicht fanatiſche Leute aus dem Volke aufgehetzt geſehen zum Aufpaſſen, ob nicht der Prediger bei der Austheilung des heiligen Abendmahls gewiſſe durch menſchliche Geſetze verordnete Worte ausließ, welche ihrer Dogmatik wünſchenswerth vorkamen? Ueberall, wo der Syſtemgeiſt ſich einzuſchleichen vermocht hat, höre ich Aeußerungen von Haß und Verdammung, aber vergebens ſuche ich bei den Meiſten die aufrichtige chriſtliche Liebe, obgleich man nicht verſäumt, ſeine Verdammungsurtheile damit aufzuputzen. Noch muß ich einige Worte von dem großen Mißbrauch ſagen, den unſere Syſtemtheologen mit dem Worte Glauben treiben. Ihren künſtlichen Lehrſätzen beizutreten nennen ſie Glauben, und erliſten dadurch einen falſchen und leider gefährlichen Wortgebrauch. Der Glaube, welchen Chriſtus forderte, war Glaube an Gott und das ewige Leben ſowohl wie an ſeine eigene göttliche Sendung. Aber für Lehrſätze, welche Menſchen von ſeinem Wort haben ableiten wollen, verlangt man nicht denſelben Glauben. Sind ſolche Sätze klar und rein von den Wahrheiten abgeleitet, die wir glauben ſollen, ſo muß der Verſtand ſie mit Ehrerbietung als Folgerungen des Glaubens annehmen und ſie müſſen zunächſt nach den Glaubenswahrheiten ſelbſt an Werth geſtellt werden; aber ſind ſie durch künſtliche Schlüſſe abgeleitet, und zwar durch ſolche, welche nicht aller rechtſchaffenen und denkenden Chriſten Beifall haben, ſo wird Gott ſicher nicht von uns fordern, daß wir ſie annehmen ſollen, ausgenommen ſo weit wir der Schlüſſe Richtigkeit einſehen; denn ſonſt gehörte ja entweder Scharfſinn dazu, den Weg der Seligkeit zu finden, oder auch Glauben an andere Menſchen.

Ich weiß wohl, daß es noch eine Ausflucht giebt. Man will vielleicht behaupten, daß Gott durch ſeinen heiligen Geiſt das rechte Syſtem hat finden und in der Kirche aufrecht erhalten laſſen. Aber dieſe Meinung kann Niemand als ein Papiſt vertheidigen; denn das läßt ſich mit ziemlichem Schein von Recht behaupten, daß die römiſche Kirche ihre Lehre ohne irgend einen Rückſchritt entwickelt hat; aber der Proteſtantismus machte einen Bruch in dieſem Entwickelungsgang, weil man ihn falſch und irreleitend fand. Des Proteſtantismus erklärte Abſicht iſt, zu dem älteſten, ſeiner Quelle nächſten apoſtoliſchen Chriſtenthum zurückzukehren; und wenn er die Lehren annimmt, für welche ſich die erſten Kirchenverſammlungen erklärt haben, ſo geſchieht dieß nicht auf Grund des Anſehens der Kirchenverſammlungen, ſondern auf Grund der Uebereinſtimmung der Lehren mit der Schrift. Er nimmt daher keine durch Gottes Geiſt ſo geleitete und regierte irdiſche Einrichtung an, daß man den aus ihr entſpringenden Ausſagen blindlings folgen könnte, ſondern er glaubt, daß Gott durch ſeinen Geiſt Jeden leitet, der ihn mit wahrer Andacht darum bittet. Ich weiß wohl, daß es Mitglieder der proteſtantiſchen Kirche giebt, die für ein an Syſtemworte gebundenes, durch Zwangsgeſetze verjährtes und auf alle Weiſe handgreifliches Chriſtenthum ſo eingenommen ſind, daß ſie geneigt ſind, den Proteſtantismus für einen Irrthum zu halten, und daß ſie wünſchen, ſie könnten zur vermeintlichen unfehlbaren Kirche, welche ihre Voreltern verlaſſen haben, zurückkehren; aber ſie wagen es noch nicht öffentlich zu ſagen: ihre Zeit iſt noch nicht gekommen. Deſtomehr iſt es die rechte Zeit für alle Freunde des evangeliſchen Chriſtenthums davon zu ſprechen, ehe des Mißtrauens und Haſſes Unkraut, das der Feind ſo eifrig ausſäet, Gelegenheit hat, zu Kräften zu kommen. Fern ſei es von mir, alle die, welche jetzt zu der Partei zu gehören ſcheinen, vor welcher ich warne, eines planvollen Untergrabens des evangeliſchen Chriſtenthums zu beſchuldigen; ich nähre vielmehr die Hoffnung, daß viele von ihnen auf den Abweg, den ſie betreten, werden aufmerkſam werden; ich ſchreibe ſogar dieſen der Veröffentlichung beſtimmten Brief mit dem Gedanken, hiezu ſo viel wie möglich mitzuwirken; aber ich kann es mir ſelbſt nicht verhehlen, daß es mehr jener Namensproteſtanten giebt, als man gewöhnlich denkt, die ſchon von dem Menſchenglauben des Papismus befangen ſind und, theils betrogen, theils erkauft, dafür arbeiten. Zwar bin ich überzeugt, daß alle jene Beſtrebungen ihr Ziel verfehlen werden, doch nicht, wenn wir ſtillſchweigend die Gegner thun laſſen was ſie wollen.

Obgleich es überflüſſig ſcheinen könnte, will ich doch noch erklären, daß ich auf keine Weiſe die Meinung habe beſtreiten wollen, daß des Chriſtenthums große Grundwahrheiten durch Gottes Gnade in der chriſtlichen Gemeinde bewahrt geblieben ſind, und daß man deßwegen in den verſchiedenen chriſtlichen Kirchen, obgleich nicht gleich ungehindert von Irrthümern, den Weg zur Seligkeit finden kann; ſondern die Meinung, von welcher ich ſpreche, daß irgend auch das beſte theologiſche Syſtem nicht habe göttliches Anſehen erwerben ſollen. Es ſteht alſo feſt: der Glaube an des göttlichen Meiſters Lehren, die Forſchung für die Syſteme der Menſchen.

Aber nehmen wir einmal an, daß man im Vertrauen auf die Lehrer der Kirche das unverſtandene Syſtem glauben wollte: könnte man es wohl? Ich meine, daß man im Vertrauen auf ſie wohl glauben könnte, es ſei richtig, aber ſelbſt daran glauben kann nur der, welcher weiß, wovon die Rede iſt. Ich meine hiemit, daß man eigentlich Nichts ohne ein gewiſſes Verſtändniß glauben kann. Wenn ein Unkundiger hört, daß die Mathematiker ſagen, die Quadratwurzel einer negativen Größe ſei unmöglich, ſo kann er wohl glauben, daß das, was ſie ſagen, wahr iſt, aber den Satz ſelbſt kann er weder glauben noch bezweifeln, wenn er nicht weiß, was eine Quadratwurzel und was eine negative Größe iſt. Ich hoffe nun nicht mißverſtanden zu werden, wenn ich ſage, daß Niemand die Dreieinigkeitslehre ohne einen hohen Grad von philoſophiſcher Bildung glauben kann. Er kann mit großem Zutrauen annehmen, daß die Kirche dieſe tiefſinnige platoniſche Lehre nicht angenommen hätte, welche ſich nirgends in der Schrift ausdrücklich aufgeſtellt findet, ohne ſie der ſtrengſten Prüfung unterworfen und ſie auf das innigſte mit dem Syſtem, das man aus der Schrift ausziehen muß, verknüpft befunden zu haben, er muß wohl glauben, daß ſie eine wahre Lehre iſt, aber er kann dieſe Lehre unmöglich für ſeinen Glauben halten, wenn er nicht weiß, was damit gemeint wird.

So große Ehrerbietung ich ſogar vor dem theologiſchen Syſtem unſerer Kirche, als wiſſenſchaftlicher Auffaſſung des Chriſtenthums, habe, ſo lebendig bin ich doch überzeugt, daß die Ergebniſſe deſſelben nicht zur Glaubensſache gemacht werden müſſen. Mir ſcheint das Chriſtenthum reiner, ſeliger, mehr andachterweckend, wenn es von allen dieſen Speculationen unabhängig gemacht wird. Aber deßwegen halte ich ſie nicht für unnütz oder der Kirche gleichgültig. Der Menſch hat eine angeborne Neigung zum Speculiren, aber er verwirrt ſich leicht darin. Laßt denn das Ergebniß von hundertjährigen Speculationen ihm entgegenkommen. Laßt ihn im Syſtem einen großen Gedankenvorrath haben, geeignet, den Denker zu leiten und der Zweifler Fragen zu beantworten. Aber um eine chriſtliche Gemeinde zu bilden, laßt uns nichts Anderes verlangen als den Glauben an Chriſtus und an das, was er und ſeine Apoſtel uns mit reinen und klaren Worten gelehrt haben. Was ſie der zweifelhaften Auslegung hinterlaſſen haben, fehlte es am wenigſten Ihm oder Dieſen an Fähigkeit, mit der höchſten Klarheit auszudrücken, wenn dieß in Wahrheit beſſer geweſen wäre. Kurz, die Religion für Alle, die Theologie für diejenigen, welche das Bedürfniß tieferen Nachdenkens fühlen.

(Die obige Abhandlung Oerſted's in brieflicher Form veranlaßte ſowohl von dem erſten Einſender als von einem andern Geſinnungsgenoſſen eine Erwiderung in der oben erwähnten Wochenſchrift. In der erſteren wird beſonders geltend gemacht, daß unter den proteſtantiſchen Chriſten nicht bloß über abgeleitete, ſondern auch über Hauptlehren, z. B. über die Verſöhnung des Menſchen mit Gott durch Chriſtus, Glaubensverſchiedenheit herrſche; in der zweiten, daß ſelbſt über die Grundlehren, von welchen Oerſted meint, daß ſie von allen proteſtantiſchen Chriſten angenommen werden, keineswegs Einigkeit ſtattfinde. Auf beide antwortete Oerſted in einem Schlußwort, das wir hier folgen laſſen.)

Ich habe nun das Vergnügen gehabt, auf Veranlaſſung meines erſten Schreibens, zwei Antworten zu empfangen, deren Abfaſſung dazu beiträgt und auffordert, die behandelte Sache zu größerer Klarheit zu bringen. Meinem Erachten nach werde ich die Kürze und Klarheit, welche ich beabſichtige, am leichteſten erreichen, wenn ich das, was ich in Rückſicht Beider zu ſagen habe, in Eine Antwort vereinige.

Ueberraſchend war es mir zu ſehen, daß beide Verfaſſer eine ganz andere Hauptabſicht in meinem Briefe gefunden haben, als ich wirklich hatte; aber da ich Gelegenheit gehabt habe zu erfahren, daß auch verſchiedene andere aufgeklärte und denkende Männer mich ſo verſtanden haben, bin ich genöthigt zu glauben, daß ich ſelbſt in einem gewiſſen Grade an dem Mißverſtändniſſe ſchuld ſein muß. So muß ich denn das Nöthige ſagen, um es zu heben. Mein Angriff, wenn ich ihn ſo nennen darf, war nicht gegen des unbekannten Correſpondenten theologiſches Syſtem, nicht einmal dagegen, daß er ein Syſtem hat, ſondern nur gegen den Einfluß gerichtet, welchen er dieſem in der Kirche geben will. Meine Behauptung iſt, daß der chriſtlichen Gemeinde Gottesdienſt und Erbauung einzig auf die Wahrheiten gegründet ſein ſoll, welche von Chriſtus und den Apoſteln klar und deutlich aufgeſtellt ſind. Dieſe, behaupte ich, ſind die einzige wahre Grundlage für chriſtliche Religioſität, die Lehren dagegen, welche nur durch menſchlichen Scharfſinn abgeleitet werden können, und worüber ſo viele Jahrhunderte lang zwiſchen gelehrten, aufgeklärten und frommen Männern Streit geweſen iſt, haben für den Chriſten als religiöſen Menſchen nicht mehr Gültigkeit als andere gelehrte Meinungen. Das Zeugniß, welches der zweite Correſpondent uns vorgelegt hat, iſt deßhalb weit entfernt gegen mich zu ſein, daß ich vielmehr ſchon dieſelbe Meinung hatte, ehe ich den erwähnten Brief ſchrieb. Ich habe eben ſo wohl wie er mich überzeugt, daß ſich unter den Chriſten über viele Syſtemspunkte, ja über die meiſten, die abweichendſten Meinungen finden. Ich habe ſogar die bemerkenswerthe Erfahrung gemacht, daß viele Theologen, welche die Sprache der erneuerten alten Schule ſprechen, wenn ſie ſich genauer erklären ſollten, daſſelbe meinten wie die, welche zu einer ganz andern Schule gehörten. Ich habe bemerkt, daß dieß ſogar in der römiſchen Kirche ſtattfindet, wo man doch Alles gethan hat, um Einheit zu Stande zu bringen. Aber dergleichen Erfahrungen halte ich nicht für neu: daſſelbe muß der menſchlichen Schwachheit gemäß zu allen Zeiten ſtattfinden; und unter anderm findet man bei dem redlichen und frommen Pascal Klagen darüber, daß viele von denen, welche ſich gegen die Janſeniſten erklären mußten und an den gegen ſie erregten

Verfolgungen theilnähmen, mit denen, welche ſie verfolgten, gerade gemeinſchaftliche Meinungen hätten. Dieſe große Meinungsverſchiedenheit hat ſtets einen tiefen Eindruck auf mich gemacht und mich zu der Ueberzeugung beſtimmt, daß alle dieſe Streitigkeiten aus der Kirche entfernt werden müßten, welche bloß den Zweck haben ſollte, des Menſchen Geiſt zu Gott zu erheben, den chriſtlichen Sinn bei ihm zu erwecken und zu nähren und ihm die göttlichen Vorſchriften für das Leben einzuflößen. Ich habe es geſagt und wiederhole es, daß ich, ſo gut wie irgend ein Anderer, davon überzeugt bin, daß der denkende Chriſt nicht umhin kann, den tieferen Zuſammenhang im Chriſtenthum zum Gegenſtande ſeines Nachdenkens zu machen, und daß es wichtig für ihn iſt, hierin durch die Werke vieler gelehrten und einſichtsvollen Männer unterſtützt zu werden, welche dieſe Tiefen entweder erhellt haben oder noch erhellen werden; aber ich behaupte, daß ſie nur die, von welchen ſie gefaßt werden, erbauen können.

Ich habe immer ein inniges Mitleiden mit denen gefühlt, welche wegen Meinungen verdammt werden, indem ich bei mir ſelbſt fühlte, wie ſehr es gegen meinen Willen war, wenn ich fehlte; es ſchien mir alſo einleuchtend, daß man oft Leute wegen eines Verſtandesfehlers verdammte, ungeachtet es doch nur der böſe Wille iſt, welcher verdammt werden muß. Wozu denn alles das Streben nach Meinungseinheit in der Kirche? Einigkeit in der Liebe und Anbetung Gottes und in dem Streben nach einem heiligen Leben fordert keine tiefſinnigen Lehren oder Sätze, zu deren Verſtändniß ausgezeichnete Fähigkeiten gehören. Man wird mir vielleicht antworten, daß dieß altväteriſches Geſchwätz ſei, das einen anekele zu hören: ich antworte, daß die Wahrheit wohl aus der Mode kommen, aber nicht aufhören kann Wahrheit zu ſein. Man wird fragen: ob zu einer Glaubensgemeinſchaft nicht Einigkeit im Glauben gefordert werde? Die Antwort kann keinem Zweifel unterliegen. Aber ich muß gegen Mißverſtändniſſe warnen. Zum chriſtlichen Glauben gehört nicht der Glaube an Meinungen gewiſſer Gelehrten, ſondern der Glaube, welchen Chriſtus ſelbſt ausdrücklich verkündigt hat und die Apoſtel uns in vielen Theilen weiter entwickelt haben. Was der große Meiſter und ſeine Abgeſandten nicht ſelbſt auf eine klare und offenbare Weiſe geſagt haben, das haben ſie nicht zur allgemeinen Chriſtenlehre machen wollen, ſondern haben es zu Winken für die dienen laſſen, welche Luſt und Neigung zu tieferer Forſchung fühlen.

Je mehr man um Lehren in der Kirche ſtreitet oder doch eine beſondere Aufmerkſamkeit darauf hinwendet, deſto mehr verſchwindet Andacht und Liebe, die unendlich mehr werth ſind als alle Gelehrſamkeit. Wie oft hat nicht die eitelſte Rechthaberei, ja ſogar die bloße teufliſche Freude zu chikaniren, ſich mit dem Namen chriſtlichen Eifers geſchmückt. Selten habe ich in der Geſchichte einen ärgerlicheren Eifer angetroffen als den, der jetzt von denen bewieſen wird, welche mit Geſetzen in der Hand Einigkeit in der Kirche erzwingen wollen. Ich habe ſie juriſtiſche Chriſten nennen hören, und ich ſchlage vor, dieſen Namen zu gebrauchen; denn während die Meiſten von ihnen weder Juriſten noch Chriſten ſind, wenn man es mit den Worten genau nehmen will, dient dieſer Name doch herrlich zur Bezeichnung ihres geiſtigen Namenswerthes. Wenn es eine Andacht der Erbitterung gäbe, ſo würde ſie zu Ihrer Gottesverehrung gehören.

Aber nehme ich dieſe Sache nicht zu leicht und ſpreche ich nicht einzig von gewiſſen ſpeculativen Abweichungen, während es weit eingreifendere und wirklich praktiſche Verſchiedenheiten giebt? Ich muß fürchten, Mehrere werden dieſen Einwand machen, da ich ſehe, daß er in dem Briefe meines letzten Gegners ſich befindet. Er wendet mir ein, daß viele Mitglieder der chriſtlichen Gemeinde durchaus nichts Göttliches im Chriſtenthum annehmen, und er traut mir zu, daß ich nur durch Gebrauch der Freimaurerſprache des Rationalismus von Chriſti göttlicher Sendung, von Leitung zur Seligkeit, von Gnadenmittel im Sacrament ſprechen kann. Ich fühlte mich anfangs durch dieſe Aeußerung verſucht, hier ein ganzes Glaubensbekenntniß zu geben, und ich fing an, dieſen Vorſatz ins Werk zu ſetzen; aber ich fühlte bald, daß dieß nicht kurz ſein könnte, wenn ich mich nicht vielen Mißverſtändniſſen ausſetzen wollte, und daß ich in keinem Fall mich auf eine Sache einlaſſen dürfte, die ſo leicht Anlaß zu Streit mit allen Parteien giebt, ſelbſt mit der, mit welcher man im Grunde einig iſt, ohne daß ich hoffen dürfte, ich würde theils Kräfte, theils Zeit genug haben, um einen langen und harten Kampf zu beſtehen.

Hierzu kam der weſentliche Umſtand, daß der erregte Zweifel nicht die Sache betrifft, welche ich zu behandeln übernommen habe. Ich habe nie behauptet, daß alle die, welche den chriſtlichen Namen führen, mit Nutzen unſern Gottesdienſt beſuchen können, ſondern meine Behauptung iſt nur die, daß man ſich nicht wegen einiger, ſelbſt ſcheinbarer wichtiger gelehrten Meinungsungleichheiten von der beſtehenden Kirche trennen ſoll. In welcher Bedeutung und Ausdehnung ich dieß meine, wird aus dem erhellen, was ich mit meinem unbekannten Correſpondenten verhandeln will; hier muß es genug ſein zu bemerken, daß, bis auf etwa eine einzige Ausnahme, welche ſich einſt in Kiel zeigte, nicht diejenigen, welche zu wenig glauben, es ſind, welche die Kirchentrennung von denen ſuchen, welche das ganze Syſtem verlangen, ſondern daß das bekanntlich einige der Letzteren ſind, welche gegen Prieſter geſichert ſein wollen, die nach ihrer Anſicht nicht genug glauben. Was mein Verhältniß zu den Rationaliſten betrifft, ſo muß ich erklären, daß ich in des Ausdruckes gangbarer Bedeutung weder zu den Rationaliſten noch zu den Supernaturaliſten gehöre; und nicht minder muß ich gegen die Benennung „rationaler Supernaturaliſt" proteſtiren, wenn man das Wort in der irrationalen Bedeutung nehmen will, welche die Praxis eingeführt hat.

Ehe ich dieſen Gegenſtand verlaſſe, will ich durch ein Beiſpiel zeigen, wie die kirchlichen Ausdrücke rechtlich geſinnter Menſchen in verſchiedener Bedeutung gebraucht werden können und ſich doch im Weſen auf denſelben Glauben und dieſelbe Liebe gründen und zu demſelben endlichen Ziele führen. Ich hoffe dadurch zugleich den Nutzen der inneren Meinungsfreiheit zu zeigen, welche, wie ich glaube, die Kirche ihren Mitgliedern laſſen muß. Denken wir uns einen Mann, deſſen ganze Vorſtellung vom Chriſtenthum auf dem niedrigſten Standpunkt ſteht, auf dem ſie bei irgend Jemand ſtehen kann, der vernünftigerweiſe wird wünſchen können, ſich Chriſt zu nennen. Das Sacrament des Altars iſt ihm wenigſtens eine Handlung zur Erinnerung an Jeſus. Laßt ihn nun im warmen Gefühl an die Wohlthaten, welche die Menſchheit dem großen Lehrer ſchuldet, bei dieſem Gedanken verweilen. Muß er da nicht durch Chriſti Reinheit, Liebe und Aufopferung zu inniger Liebe gerührt werden? Muß er nicht an die

Liebesgemeinde und an die Gleichheit vor Gott denken, worin ſich Alle in dieſer großen Liebesgemeinde darſtellen? Muß er nicht ſeine Seele zu Gott erheben mit dem redlichſten Vorſatz, ſein Leben zu heiligen? Und für ihn ſollte man alſo nicht, ohne eine Freimaurerſprache zu gebrauchen, ſagen können, daß das Sacrament ein Gnadenmittel iſt? Ich ſollte denken, daß ein weit dreiſterer Gebrauch der Sprache dazu gehört, das Sacrament ein Gnadenmittel für den zu nennen, welcher mit dem Ritual in der Hand daſteht und aufpaßt, ob nicht der Prediger gewiſſe Menſchenworte ausläßt, welche ſeine Partei begünſtigen und welche man hofft den Prediger zu nöthigen, ein andermal zu ſagen! Ich ſollte glauben, daß der, welcher das Sacrament mit jener Andacht genießt und die empfangenen Eindrücke zu nähren fortfährt, zu allem dem Glauben wird hingeführt werden, welchen er wirklich haben muß, aber über welchen die verſchiedenen Kirchen ſo uneinig ſind.

Ich gehe nun wieder zu meinem unbekannten Correſpondenten über. Er erbietet ſich, ſeine Verſöhnungslehre zu entwickeln; aber der Leſer weiß nun ſchon, daß ich nicht verſucht habe ſie zu beſtreiten. Allerdings ſcheint er ohnedieß aufgefordert zu ſein ſie zu beweiſen, denn er ſcheint das rechte Verſtändniß dieſer Lehre zum Hauptgegenſtand für einen Chriſten zu machen. Ich ſtelle mir vor, daß er dieſe Lehre beſonders im Auge hat, wenn er darüber klagt, daß Viele nicht wiſſen, worin das Chriſtenthum vom Mahomedanismus oder Judenthum verſchieden iſt. Wollte er bloß von vieler Chriſten großer Unkunde in der Religion und von der Menſchen ſchimpflichem Leichtſinn ſprechen, die mit Heftigkeit Partei nehmen ohne ordentlich zu wiſſen, wovon die Rede iſt, ſo müßte ich durchaus mit ihm einverſtanden ſein; aber ſo wie ich ihn verſtehe, muß ich vor einem Mißbrauch der Begriffe warnen.

Das Weſen einer Religion ausſchließend in dem zu ſuchen, worin ſie von anderen verſchieden iſt, iſt ſicher unrichtig; denn die meiſten Religionen müſſen irgend Wahrheit enthalten; — aber die vollkommenſte Religion iſt der Inbegriff aller Wahrheiten von den göttlichen Dingen: ſie muß alſo auch die Wahrheiten enthalten, welche ſich in allen andern Religionen finden und daher viele, vielleicht der wichtigſten Wahrheiten darunter mit dieſen gemein haben.

Man könnte hiegegen vielleicht einwenden, daß die unvollkommneren Religionen, als in ihrem ganzen Weſen falſch, keine Wahrheit rein und unverfälſcht enthalten, aber da auf ſolche Weiſe jeder Satz in der wahren Religion ſich von denen in der falſchen auszeichnete, ſo beruhte der Unterſchied doch nicht auf irgend einer beſonderen Lehre.

Ich will am liebſten das Mißliche in einer ſolchen Aufſuchung von Verſchiedenheiten durch ein Beiſpiel erläutern. Der große Denker und eifrige Chriſtenthumsvertheidiger Pascal ſucht eine Eigenthümlichkeit des Chriſtenthums darin, daß es dem Menſchen ſeine Armſeligkeit aufrichtig lehrt, während alle anderen Religionen ihm ſchmeicheln; aber hätte er die alten indiſchen Religionslehren gekannt, ſo würde er dieſe Lehre nicht als dem Chriſtenthum allein angehörig darſtellen können. Eben ſo wenig kann die Offenbarung des göttlichen Weſens in Menſchengeſtalt als Kennzeichen des Chriſtenthums angeführt werden; denn auch dieſe findet ſich bekanntlich in der alten Religion der Inder. Ich will hiemit natürlicherweiſe keineswegs leugnen, daß die hier erwähnten Lehren im ganzen Zuſammenhange des Chriſtenthums eine völlig andere höhere und reinere Bedeutung haben als in der Hindureligion; aber ich will nur gegen die Neigung warnen, welche mein Correſpondent zu haben ſcheint, ſo großes Gewicht darauf zu legen, daß eine der Lehren des Chriſtenthums ſich nicht in andern Religionen finde. Als Chriſt ſcheint es mir gleichgiltig, wenn man ſelbſt zu jeder einzelnen der chriſtlichen Lehren in den nichtchriſtlichen Religionen eine gleiche nachweiſen könnte; es iſt mir genug, daß ich des Chriſtenthums ganzes Weſen im Chriſtenthum finde.

Aber angenommen, daß ich meinen unbekannten Correſpondenten hierin mißverſtanden haben ſollte, ſo glaube ich doch ſicher ihn nicht mißzuverſtehen, wenn ich annehme, daß er die Verſöhnungslehre ſo, wie er ſie verſtanden haben will, als Hauptpunkt im Chriſtenthum betrachtet. Ueber die Lehre, daß Chriſtus Gott mit den Menſchen verſöhnt hat, will ich freilich keinen Streit erregen; aber daß die, welche dieſe annehmen, ſehr verſchiedene Meinungen von der Weiſe, wie dieß zugegangen iſt, haben, iſt bekannt. Wenn man ſie ihre Meinungen darüber entwickeln hört, ſo ſcheint mir nichts ſo klar aus dieſen Streitigkeiten hervorzugehen, als daß ſie um Dinge ſtreiten, welche ſie nicht verſtehen, deretwegen ſie aber ſehr ſinnreiche Schlüſſe ausſpinnen. Ich glaube daher, daß es jedem ſchlichten Chriſten genügend ſein muß, ſich über den Zutritt zur Seligkeit zu freuen, den das Menſchengeſchlecht durch Chriſtus gewonnen hat, ohne ſich darüber zu ängſtigen, daß er jene feinen Speculationen nicht verſteht.

Aber mein Correſpondent will, wie es mir ſcheint, daß die Verſöhnungslehre als des Chriſtenthums Grundlage betrachtet werde, und daß deßwegen Alles darauf ankomme, ſie zu verſtehen. Wenn dieß auch in einer gewiſſen Bedeutung ohne Mißverſtändniß geſagt werden kann, ſo wird man doch leicht auf Irrwege kommen, wenn man irgend einen von den organiſchen Beſtandtheilen des Chriſtenthums zur Hauptſache macht. Hierin ſcheint mir der Syſtemgeiſt ſich einzuſchleichen. Ich will meine Meinung durch ein Beiſpiel erläutern: das Athemholen iſt einer von den organiſchen Beſtandtheilen des thieriſchen Lebens, und es iſt leicht zu zeigen, daß dieſes ohne jenes nicht möglich iſt; aber wenn nun Jemand eine Lehre von dem thieriſchen Leben aufſtellen wollte, worin das Athemholen zu deſſen Weſen gemacht würde, ſtatt als ein Theil von deſſen Weſen dargeſtellt zu werden, ſo würde die Lehre, wenn ſie auch dazu gelangte, eine den Umſtänden nach gute Darſtellung aller übrigen Theile zu enthalten, ſchief und, wenn ich ſo ſagen darf, ſectireriſch werden. Daſſelbe würde geſchehen, was immer für einem andern Grundbeſtandtheil des thieriſchen Lebens man den Vorrang einräumen wollte. Daß ähnliche Einſeitigkeiten in allen Wiſſenſchaften ſtattgefunden haben und noch aus keiner ganz ausgerottet ſind, geſtehe ich willig zu; aber daß wir jene Abweichungen uns zur Warnung dienen laſſen ſollen, wird Jeder fühlen. Wir wollen mit einem andern Beiſpiel in die Sache ſelbſt einzudringen ſuchen. Liebe zu Chriſtus iſt unleugbar ein weſentlicher Beſtandtheil des Chriſtenthums und, verſteht man die Sache richtig, ſo wird man von da in Gedanken und Leben zum Ganzen geleitet werden; aber haben nicht Beiſpiele gezeigt, daß der Menſch dadurch, daß er dieſen Grundbeſtandtheil eigenmächtig zu dem wichtigſten machte, verwirrt wurde? Und braucht der, welcher des Menſchen geiſtige Natur kennt, wohl Beiſpiele, daß dieß geſchehen mußte? Selbſt die ganze himmliſche Liebe, ſo wie ſie Chriſtus den Menſchen einprägte, und welche einen ſo weitumfaſſenden Beſtandtheil des Chriſtenthums ausmacht, läßt ſich nicht als eine Grundlage des Chriſtenthums betrachten. Allerdings kann man Gott nicht ohne Glauben lieben, man kann wieder nicht Glauben haben, ohne daß daraus Vertrauen folgt u. ſ. w.; aber unſer Glaube, unſer Vertrauen u. a. m. würde leicht eine uns allmälig in die Irre führende Einſeitigkeit erlangen, wenn wir uns ein ſolches Syſtem aufbauten.

Hiermit meine ich nun keineswegs, daß nicht der einzelne Menſch auf einem beſonderen Wege zu Chriſtus kommen könne. Mag der Eine zu ihm geführt werden durch das Gefühl ſeiner Hülfloſigkeit, der Andere durch ſeine Liebe, der Dritte durch ſein Gefühl für die Wahrheit in ſeinem Wort: alles dieß iſt gut; aber Niemand mache das, was ihn im Chriſtenthum am meiſten anzieht, zur Hauptſache im Chriſtenthum ſelbſt. Die Kirche darf keinen Theil der Religion dem andern über- oder unterordnen, außer wenn die Schrift ſelbſt es gethan hat.

Laßt uns denn in unſern Kirchen nicht Einſeitigkeiten der Menſchen an die Stelle der Worte des Glaubens, der Liebe und des Friedens ſetzen, und laßt uns wünſchen, daß die Kirche bald ein Ritual bekommen möge, das alle die Menſchenworte ausſchließt, welche nicht in einer unzweifelhaften Uebereinſtimmung mit denen der Schrift ſtehen. Dann wird jeder Chriſt ohne Aergerniß und mit wahrer Erbauung an dem Gottesdienſt theilnehmen können. Geſchieht nichts für dieſe Sache, wird man es dulden, daß die ſtillen Verbeſſerungen, welche jetzt in einem halben Jahrhundert allmälig eingeführt ſind, von eigenſinnigen Schreiern zurückgedrängt werden, ſo wird man viele Gutgeſinnte verſcheuchen, manche Schwache zu Heuchlern machen und es endlich dahin bringen, daß ſich die Kirchen mit juriſtiſchen Chriſten füllen. Erwartet man dann Friede zu haben, ſo macht man ſicher eine falche Rechnung.

Ueber den rechten Eifer in Glaubensſachen.

Ueber den rechten Eifer in Glaubensſachen.

Ein Geſpräch zwiſchen Michel, Martin und ihrem Ortspfarrer.

(Aus dem „däniſchen Volksblatte“, einem von der „Geſellſchaft für den rechten Gebrauch der Preßfreiheit“ herausgegebenen Blatte, welches unter allen Ständen ſeine Verbreitung hatte. — Das Geſpräch war zuerſt für ein Leſebuch für die reifere Jugend beſtimmt und ſollte vor dem Haſſe wegen abweichender Religionsmeinung warnen.)

Michel. Da ſeh' ich den Pfarrer; nun wollen wir ihn über das befragen, wovon wir geſprochen haben. Ich denke er wird in eine gute Klemme gerathen; denn hält er es mit der Meinung, von welcher ich Dich jetzt abgebracht habe, ſo bekennt er ſelbſt, daß er ein lauer Chriſt iſt; hält er es mit mir, ſo verdammt er ſelbſt ſein laues Verhalten.

Martin. Es ſcheint mir doch hämiſch, Leuten Fallen zu ſtellen. Er iſt mir immer als ein braver und gottesfürchtiger Mann vorgekommen. Du geſtehſt ja ſelbſt, daß Du ihn in keinem Streit mit dem wahren Glauben betroffen haſt und daß es auch keine von den Glaubenslehren giebt, die er überſpringt.

Michel. Das iſt wohl wahr; aber er hat keinen Eifer. Habe ich Dir nicht gezeigt, daß man nicht lau und gottesfürchtig zugleich ſein kann? Laß ihn nun ſelbſt ſein Urtheil ſprechen. Stelle Du Dich nur an, als ob Du noch an Deiner alten Meinung feſthielteſt.

Martin. Nun, das wird mir nicht ſchwer fallen; denn es kommt mir noch immer vor, als ob ſich etwas Verkehrtes in das gemiſcht hat, was Du mir gelehrt haſt.

Michel. Da iſt er. Gott zum Gruß! Das trifft ſich recht ſchön, daß der Herr Pfarrer kommt; wir wollten gern Ihre Meinung über eine Sache hören, worüber wir nicht recht einig werden können.

Pfarrer. Nun wohl, worin beſteht ſie? Iſt es etwas, das ich erklären kann, ſo wißt Ihr, daß ich es mit Vergnügen thue.

Michel. Ja gewiß kann der Herr Pfarrer die Sache erklären, wenn er will. Die Frage iſt, ob man ruhig ſeinen Nächſten bei einem falſchen Glauben laſſen oder ob man aus allen Kräften ſtreben ſoll, ihm denſelben zu benehmen.

Pfarrer. Kann es zwei Meinungen darüber geben?

Martin. Nein, hierüber würde ich gewiß mit Niemand ſtreiten; aber ich meinte nur, daß es heutzutage Viele giebt, welche aus bloßem Eifer für den Glauben, welchen ſie den rechten nennen, Zank und Haß ſtiften; und das kann doch niemals gut ſein.

Michel. Und ich ſage, daß man nicht ſcheuen ſoll, den Irrgläubigen ein Aergerniß zu geben, wenn man für den rechten Glauben kämpft.

Pfarrer. Darin haſt Du vollkommen Recht; aber ſiehſt Du nicht leicht, daß Martin nur die Heftigkeit und Erbitterung im Auge hat, womit Viele verfahren.

Martin. Ja nur die hatte ich im Auge.

Michel. Mir ſcheint doch ein kräftiger Eifer ein Zeichen zu ſein, daß man ſeiner Sache gewiß iſt, aber Lauheit ein Zeichen von Unſicherheit und Wankelmuth.

Pfarrer. Es iſt mir lieb, Dich ſo ſprechen zu hören; denn nun kann ich ſicher von Dir zu wiſſen bekommen, was man denken ſoll, wenn zwei Parteien mit einander ſtreiten, welche ſich gleich feſt einbilden, gewiß in ihrer Sache zu ſein.

Michel. Das denke ich iſt ſehr leicht zu ſagen; man muß Gottes Wort fragen.

Pfarrer. Ja, das iſt freilich leicht zu ſagen, aber es ſcheint nicht ſo leicht, dieſen Rath zu befolgen, da man noch, nachdem wir die Bibel ſo viele hundert Jahre gehabt haben, kein Ende bei den ſtreitenden Parteien ſieht, welche auf beiden Seiten ihre Meinung aus Gottes Wort beweiſen wollen.

Michel. Ja das ſind nur die ſelbſtklugen Gelehrten; gute Chriſten werden leicht einig.

Pfarrer. Biſt Du überzeugt, daß das, was Du behaupteſt, keine Selbſtklugheit iſt? Sag' mir, haſt Du nie gehört, daß es ganze chriſtliche Länder giebt, wo die Leute über gewiſſe Punkte im Chriſtenthum andere Meinungen haben als wir?

Michel. Ja das weiß ich wohl, aber ſie ſind im Irrthum.

Pfarrer. Doch nicht in den Dingen, worüber ſie mit uns einig ſind?

Michel. Nein, aber in den Dingen, worüber ſie anders denken.

Pfarrer. Aber ſolche Leute halten ſich doch ſelbſt gewiß für gute Chriſten?

Michel. Das kann wohl ſein.

Pfarrer. Und glauben, daß wir im Irrthum ſind, wenn wir anders denken als ſie?

Michel. Aber beide Parteien können doch nicht Recht haben?

Pfarrer. Gewiß nicht; und die Schwierigkeit wächſt noch dadurch, daß es mehr als zwei Religionsparteien giebt. Das weißt Du wohl?

Michel. Wie ſollte ich das nicht wiſſen! Es giebt drei Kirchen: die lutheriſche, die reformirte und die katholiſche.

Pfarrer. Noch nicht genug! Das Glaubensbekenntniß der griechiſchen Kirche iſt in dem großen ruſſiſchen Reiche herrſchend und in Griechenland und mehreren Theilen des türkiſchen Reiches verbreitet. Außerdem giebt es noch einige Religionen mit zahlreichen Bekennern und viele andere, deren Bekennerzahl geringer iſt.

Martin. Aber ſind ſie auch eben ſo ſicher in ihrer Religion wie wir in der unſrigen?

Pfarrer. Daran kann man mit gutem Grunde nicht zweifeln. Es giebt keine von den größeren Religionsparteien, welche nicht viele Anhänger aufweiſen könnte, die freimüthig Leben und Blut für ihren Glauben aufgeopfert haben. Aber kommt es auf die leichte Probe an, die zu verdammen, welche anders denken, ſo kann man in jedem Lande Tauſende aufweiſen, welche mit dem größten Selbſtvertrauen Ja ſagen, wenn Tauſende von einer andern Partei mit nicht minderem Selbſtvertrauen Nein ſagen; und die Meiſten von ihnen ſind dummdreiſt genug zu behaupten, daß es nicht ihr Wort, ſondern Gottes Wort iſt, das ſie vertheidigen; und doch, wenn ſie ſich nicht ſelbſt belügen wollen, müſſen ſie geſtehen, daß es nicht das Wort iſt, um welches ſie ſtreiten — denn das leugnet keine der Parteien — ſondern die Auslegung, welche ihr eigenes Werk iſt.

Martin. Wie ſollen wir da den wahren Glauben erkennen? Doch jetzt fällt es mir ein. Es heißt ja: An ihren Früchten ſollt Ihr ſie erkennen. So trifft man wohl weit mehr grobe Laſter bei den andern als bei uns an; doch es ſieht ſchlimm genug bei uns aus, Gott beſſere es.

Pfarrer. Wir dürfen ſchwerlich behaupten freier von Laſtern zu ſein als Leute in andern aufgeklärten und wohlregierten Ländern.

Martin. Aber was ſollen wir von allem Dieſem denken?

Michel. Sollen wir denn glauben, daß alle Religionsparteien Unrecht haben?

Pfarrer. Du biſt ſo ziemlich auf dem rechten Wege.

Michel. So werden wir ja genöthigt, allen Glauben und alles Chriſtenthum zu verwerfen.

Pfarrer. Nun biſt Du mit Einem Sprunge weit vom Ziele abgekommen.

Michel. So verſtehe ich Eure Meinung nicht.

Pfarrer. Dann iſt es gut, daß wir weiter mit einander ſprechen; denn wenn wir uns in dieſem Augenblicke trennten, würdeſt Du mit dem Gedanken weggehen, daß ich der größte Glaubensverächter ſei.

Michel. Mich verlangt, des Herrn Pfarrers Erklärung zu hören.

Pfarrer. Wir ſprachen ja davon, daß die verſchiedenen chriſtlichen Parteien über viele Dinge uneinig ſind.

Michel und Martin. So war es.

Pfarrer. Und Du, Michel, fragteſt, ob man da nicht glauben könnte, daß ſie alle Unrecht hätten.

Michel. Ja.

Pfarrer. Wohl zu merken in dem, worüber ſie uneinig ſind.

Michel. Verſteht ſich.

Pfarrer. Aber nicht in allem dem, worüber ſie einig ſind.

Michel. Nun verſtehe ich. Sie meinen, daß wir das, worüber alle Chriſten einig ſind, glauben ſollen, aber das, worüber ſie uneinig ſind, nicht glauben ſollen.

Pfarrer. In der erſteren Hälfte haſt Du ganz meine Meinung getroffen, in der letzteren dagegen nicht. Du vergiſſeſt, daß ich vorher, als Du fragteſt, ob alle Parteien vielleicht Unrecht hätten, nicht ſagte, daß Du das Rechte getroffen hätteſt, ſondern daß Du auf dem rechten Wege ſeiſt.

Michel. Wohlan! Wie ſoll ich denn die Sache verſtehen?

Pfarrer. Zuerſt müſſen wir wohl annehmen, daß das in der Religion, worüber alle Chriſten einigermaßen einig ſind, das Gewiſſeſte und Entſchiedenſte darin ſein muß.

Michel. Aber iſt nicht Alles in der Religion gewiß?

Pfarrer. Die Frage läßt mich vermuthen, daß Du alles das, was wahr iſt, auch für gewiß hältſt.

Michel. Ja, das meine ich.

Pfarrer. Ich weiß wohl, daß man das Wort oft wie Du gebraucht; aber hier müſſen wir uns wohl in Acht nehmen, uns von Worten beſtricken zu laſſen, welche zwei Bedeutungen haben. Sage mir deßhalb: wenn Du etwas Neues hörſt, biſt Du da nicht häufig ungewiß, ob es wahr iſt oder nicht?

Michel. Das werde ich nie in Abrede ſtellen.

Pfarrer. Bisweilen bekommſt Du dann nachher zuverläſſige Nachricht, daß es wahr iſt und ſo biſt Du deſſen gewiß; bisweilen bekommſt Du auch zuverläſſige Nachricht, daß das Neue unwahr geweſen und dann haſt Du auch Gewißheit. Aber wenn Du weder ſicher weißt, ob eine Neuigkeit wahr oder falſch iſt, ſo bleibſt Du in Ungewißheit.

Michel. Das verſteht ſich.

Pfarrer. Die Wahrheit, die Du recht hinlänglich weißt, ſo daß Du nicht daran zweifelſt, die iſt dann für Dich gewiß.

Michel. Ja.

Pfarrer. Aber es giebt ſicherlich viele Wahrheiten, welche Du nicht kennſt; und darunter wieder viele, von welchen Du ungern Gewißheit bekommen würdeſt, wenn ſie Dir vorgelegt würden.

Michel. Das muß ich wohl geſtehen.

Pfarrer. Für den, welcher viel weiß, ſind nun viele Wahrheiten gewiß, die für den ungewiß bleiben, der geringere Einſicht hat.

Michel. Das verſteht ſich.

Pfarrer. Und für den, welcher Alles weiß, iſt auch alle Wahrheit Gewißheit. Du verſtehſt mich? Ich meine für Gott.

Michel. Ich verſtehe es nun ſehr gut. Für Gott iſt Wahrheit und Gewißheit Eins: für uns Menſchen iſt die Wahrheit oft ungewiß.

Pfarrer. So gehe ich weiter und ſage, daß das Gewiſſeſte in der Religion das Wichtigſte iſt. Aber verſteht mich recht! Ich meine nicht, daß die Wahrheiten, welche der Menſch am leichteſten faßt, die erhabenſten, ſondern die für ihn nothwendigſten ſind. Iſt es nicht im höchſten Grade wahrſcheinlich, daß Gott Alles ſo eingerichtet hat, daß wir leicht von denjenigen Wahrheiten der Religion Gewißheit erhalten können, welche für unſere Seligkeit unentbehrlich ſind, und daß er in unſer Weſen ein geheimes Gefühl von dieſen Dingen niedergelegt hat, welche durch ſeine Worte und durch ſeine Thaten, die wir täglich rings um uns ſehen, leicht geweckt werden?

Michel. Wollten Sie nicht dieſe wichtigſten Wahrheiten nennen?

Pfarrer. Du willſt doch wohl nicht, daß ich ſie Dir alle aufzählen ſoll?

Michel. Warum nicht?

Pfarrer. Glaubſt Du, daß ich mich vermeſſen würde, Alles genau abzugrenzen, was hinſichtlich des Glaubens gerade zur Seligkeit gehören ſollte? Zweifelſt Du daran, daß Gott ſein Urtheil über den Glauben der Menſchen nach ihrem Faſſungsvermögen und nach ihrem ganzen Zuſtande einrichten kann?

Michel. Könnten Sie mir alſo nichts nennen?

Pfarrer. Beiſpiele kann ich Dir geben, das iſt leicht. Das könnteſt Du ſelbſt gethan haben. Die erſte von allen Religionswahrheiten iſt wohl, daß ein Gott iſt.

Michel. Aber iſt doch nicht das, was wir ſehen und hören, gewiſſer für uns, als daß ein Gott iſt?

Pfarrer. Nun vergiſſeſt Du ganz, daß wir von Wahrheiten der Religion ſprachen. Daß der ſinnliche Menſch das größte Vertrauen auf die ſinnliche Gewißheit hat, verſteht ſich; aber ſo lange der Menſch nur bei dieſer bleibt, iſt ſein ganzes Daſein elend. Er braucht viele Kenntniſſe, ſowohl über göttliche wie menſchliche Dinge, welche höher liegen. Aber die Ueberzeugung, daß ein Gott iſt, macht ja die Grundlage für alle Religion aus und muß deßhalb das Gewiſſeſte darin ſein.

Michel. Wenn man die Sache richtig verſteht, muß es wohl ſo ſein.

Pfarrer. Aber nun iſt die Hauptſache, daß man eine lebendige Vorſtellung davon bei ſich erweckt. Der bloße Gedanke, daß ein Gott iſt, wird von vielen Menſchen ausgeſprochen, ohne daß dadurch ein Licht in ihrer Seele aufgeht. Um dieſes zu immer größerem Leben und zur Klarheit zu erwecken, müſſen wir uns unaufhörlich vor Augen ſtellen, daß er Alles erſchaffen hat, Alles erhält, Alles ſieht, Alles mit ſeiner Liebe umfaßt. Dann ſteht es auch klar vor dem Auge der Seele, daß wir nur in dieſem ewigen Geiſte unſers Daſeins rechte Wurzel haben, und daß wir nur an einem ewig glückſeligen Leben Theil nehmen, ſoweit wir in Gemeinſchaft mit ihm leben. Fühlen wir uns von dieſer Ueberzeugung gleichſam durchdrungen, ſo folgt es von ſelbſt, daß Gott und ſein Wille das Ziel alles unſers Strebens ſein muß, und mit andern Worten, daß wir Gott über Alles lieben müſſen. Aber iſt dieſer Gedanke wirklich lebendig in uns und nicht ein leeres äußeres Bekenntniß, ſo muß er ſich in allen unſern Handlungen und unter Anderem in der Liebe zu unſerm Nächſten erweiſen.

Michel. Das iſt gewiß ſehr gut; aber dieſes, ſcheint mir, können wir auch mit den Heiden gemein haben.

Pfarrer. Auf eine gewiſſe Weiſe wohl. Viele Heiden haben ein dunkles Gefühl davon gehabt und Einzelne unter ihnen ſogar ein etwas klareres; aber durch Chriſtus iſt dieſer Glaube in der großen menſchlichen Geſellſchaft erſt lebendig geworden. Für mich iſt er deßhalb ein ganz weſentlicher Beſtandtheil des Chriſtenthums. Aber wenn ich auch dieſes Beiſpiel zuerſt nennen zu müſſen glaubte, iſt es nicht das einzige. Haben nicht alle Chriſten die Ueberzeugung von der Göttlichkeit des Weſens und der Lehre Chriſti gemeinſchaftlich? Sind ſie nicht alle davon überzeugt, daß er das Menſchengeſchlecht zu Gott geführt und von der Macht der Finſterniß befreit hat? Es wäre mir leicht Dir noch mehr Beiſpiele zu geben; aber laß uns nicht der Beiſpiele wegen von dem abkommen, worüber wir ſprachen. Achte nun wohl darauf, daß dieſe eben ſo einfachen wie großen Wahrheiten nicht von allen Menſchen auf einerlei Art verſtanden werden. Ihre Vorſtellungsweiſen richten ſich nach ihrer übrigen Aufklärung. So deutlich auch das Chriſtenthum uns ſagt, daß Gott ein Geiſt iſt und ſo geneigt alle Chriſten ſind, daſſelbe zu ſagen, fahren doch die minder Aufgeklärten fort, ſich Ihn mit vielen Eigenſchaften von Körperlichkeit zu denken und weit weniger vollkommen, als die Aufgeklärteren ihn faſſen. Auf dieſelbe Weiſe geht es mit Chriſti göttlicher Sendung, mit der Erlöſung der Welt durch ihn u. ſ. w. Man bringt leicht Viele dahin daſſelbe zu ſagen, aber mit dem beſten Willen können ſie nicht daſſelbe denken, weil ihre Fähigkeiten und Aufklärung es nicht zulaſſen. Aber nun iſt es meine Meinung, daß dieſe Verſchiedenheit, welche in der Unvollkommenheit der menſchlichen Natur liegt, den Menſchen weder von Gottes Gnade ausſchließen wird, noch von unſerer chriſtlichen Brudergemeinſchaft ausſchließen darf. Aber es iſt auch meine Meinung, daß der, welcher mit ſeiner ganzen Seele ſtrebt, ſich die Lehren der Religion anzueignen, welche er faſſen kann, und ſie in ſeinem ganzen Leben wirkſam zu machen, ſich das ganze Chriſtenthum aneignen wird, ſoweit es ſeine Fähigkeiten geſtatten. Aber dieſe Fähigkeiten ſelbſt werden wachſen, indem er ſich mit lebendigem Glauben, Liebe und Demuth Chriſtus hingiebt.

Michel. Es ſcheint mir doch, daß wenn er den rechten lebendigen Glauben hat, er ja das ganze Chriſtenthum haben muß, und wie kann er da über irgend eine Lehre in Zweifel ſein?

Pfarrer. Nicht über irgend eine Lehre, die er von Chriſtus oder ſeinen Apoſteln offenbar dargeſtellt findet; aber wo er dieſe nicht antrifft und auch keine gelehrten und gottesfürchtigen Männer, welche ſonſt ſeine Führer ſein könnten, da kann er ſich wohl ungewiß fühlen. Die Lehren, worüber der redliche Chriſt in eine ſolche Ungewißheit kommen kann, gehören, meine ich, nicht zu denen, welche durchaus nothwendig ſind, uns den Weg durch das Leben zu zeigen, der zur Seligkeit führt. Ich kann mir wohl denken, daß es dem Menſchen nicht gegeben iſt, dieſe ohne höhere Fähigkeiten und höhere Anſtrengungen zu faſſen, welche nicht von Jedem gefordert werden.

Michel. Aber das müßte ja ein lauer Chriſt ſein, der ſich wegen dieſer höheren Einſichten nicht gern anſtrengen wollte.

Pfarrer. Uebereile Dich nicht! Merke wohl, je ſchwieriger eine Sache einzuſehen iſt, deſto ſchwieriger iſt es auch meiſtens, Gewißheit darin zu bekommen.

Michel. Aber ſoll man da nicht ſein ganzes Leben lang nach ſolcher Gewißheit ſtreben?

Pfarrer. Ganz gewiß; aber gieb nun wohl Acht auf Alles, was in Deiner ſehr richtigen Behauptung verborgen liegt.

Michel. Und was wäre das?

Pfarrer. Wenn alle gute Chriſten ihre ganze Lebenszeit nach Einſicht in den göttlichen Dingen ſtreben, kommen ſie da wohl alle gleich weit?

Michel. Nein, denn ſie leben nicht gleich lange.

Pfarrer. Und haben nicht gleich gutes Faſſungsvermögen oder gleich guten Jugendunterricht gehabt.

Michel. Das iſt wahr.

Pfarrer. Oder gleich viel Zeit wegen ihrer Arbeiten übrig.

Michel. Sollte es darauf ankommen? Muß man nicht lieber Hunger leiden als die göttlichen Dinge verſäumen?

Pfarrer. Haſt Du wohl bedacht, was Du da ſagſt?

Michel. Ich meine, das iſt bald überlegt.

Pfarrer. Dann müßte es ja auch jedes Chriſten Pflicht ſein, Alles bei Seite zu ſetzen, um die göttlichen Dinge zu erforſchen?

Michel. Mir ſcheint, es müſſe ſo ſein.

Pfarrer. Aber was würde daraus werden, wenn alle Menſchen die Arbeiten liegen ließen, um zu forſchen?

Michel. Gott würde ſchon für ſie ſorgen.

Pfarrer. Alſo ſollten ſie nicht arbeiten im Schweiß ihres Angeſichts, wie es heißt?

Michel. Allerdings ſollen ſie das.

Pfarrer. Wir kommen hier auf eine Hauptſache. Die Religion beſteht nicht bloß in dem, was wir glauben, meinen, denken, ſondern in einer Gottergebenheit, welche unſer ganzes Leben durchdringt. Die wahre Gottesfurcht macht es uns zur Pflicht, den Platz in Gottes großem Haushalt auszufüllen, den er uns angewieſen hat. Er, der da Schöpfer, Erhalter und Regierer der ganzen Welt iſt, will auch, daß alle die Arbeiten ausgeführt werden ſollen, welche zur Erhaltung der ganzen menſchlichen Geſellſchaft vonnöthen ſind. Der, welcher pflügt, führt deßhalb eben ſo gut eine von den Handlungen aus, welche Gott ausgerichtet haben will, als der, welcher predigt.

Michel. Aber der Glaube iſt ja doch unendlich mehr werth als die Thaten.

Pfarrer. Die Thaten ſelbſt ſind vor Gott gar nichts werth. Er bedarf ihrer nicht; aber die That, welche in dem redlichen Glauben ausgeführt wird, daß wir dadurch den Platz in Gottes Haushalt ausfüllen, den er uns angewieſen hat, iſt ja geradezu eine Ausübung der Gottesfurcht. Durch jenen Glauben veredelt der geringſte Tagelöhner ſeine Arbeit; ohne ihn iſt er nur ein Laſtthier. Derſelbe Glaube läßt ihn auch ſtreben, alle ſeine Arbeit auf das gewiſſenhafteſte zu thun, und überall ſein ganzes Leben nach Gottes Willen einzurichten. Thut er das, ſo lebt er in einer beſtändigen Ewigkeitshoffnung, genießt inneren Frieden und wird ohne viele Kunſt und Grübelei in göttlicher Kenntniß und gerade ſo fortſchreiten, wie es ſich am beſten für ihn paßt. Es wird ihm nicht einfallen, an den Lehrſätzen zu zweifeln, die er nicht begreift, aber er wird ſich nicht berufen fühlen, ſie zu vertheidigen oder auszubreiten: er wird mit Recht fürchten, ſich ſelbſt und Andere dadurch zu verwirren; dagegen wird er treu in ſeinem Berufe leben. Er wird nichtsdeſtoweniger mit dem Sinn des Göttlichen, der ſich in ſeinem Leben abprägt und durch den ungeſuchten Einfluß, den er auf die ausübt, welche in Gotteserkenntniß niedriger ſtehen als er, das Seinige zur Ausbreitung des Gottesreiches beitragen können.

Michel. Aber wie läßt Gott uns wiſſen, was unſer Beruf iſt?

Pfarrer. Gleich wie er der Biene Beruf giebt, Honig und Wachs zu bereiten und dem Vogel, Neſter zu bauen, indem er ihnen Fähigkeiten dazu verleiht und Trieb, die Fähigkeiten zu gebrauchen, ſo giebt er auch dem Menſchen Anlage, begleitet von Luſt, ſie anzuwenden; aber wohl zu merken mit einer Freiheit und einer daraus folgenden Verantwortlichkeit, welche die Thiere nicht haben. Einige Menſchen haben ſehr ſtarke Anlagen bekommen und folgen ihnen mit großer Luſt und großem Eifer, wenn ſie nicht aus eitler Begierde nach einer eingebildeten irdiſchen Herrlichkeit oder dergleichen ſich davon abziehen laſſen. Aber wenn ſie ihren Anlagen folgen, ſo folgen ſie ihrem Beruf und richten viel aus.

Michel. Aber wenn nun Jemand zu etwas Böſem Anlage hat?

Pfarrer. Glaube mir, alle Naturanlagen laſſen ſich zu etwas Gutem gebrauchen. Aber um nicht zu weit von der Sache abzukommen, will ich heute nicht den Beweis dafür führen; es genügt mir, daß Du nie leugnen wirſt, daß nur gute Anlagen als ein göttlicher Beruf betrachtet werden können.

Michel. Aber Viele fühlen gar keinen Beruf.

Pfarrer. Von dieſer Art ſind die meiſten Menſchen und ſie haben dann auch keine Anlage zu etwas Ungewöhnlichem, ſondern gehören zu Denen, welche die allergewöhnlichſten Verrichtungen ausführen ſollen. Inzwiſchen muß doch der, welcher zu nichts Anderem Beruf fühlt, als wozu Eltern, Freunde, der Gang der Umſtände ihn beſtimmt haben, bedenken, daß es eigentlich die göttliche Vorſehung iſt, welche durch ſie ihn dazu beſtimmt, und daß er ihn mit demſelben Eifer erfüllen muß, als wenn es ein größerer geweſen wäre; iſt er treu über das Kleine geweſen, ſo wird es im Lande der Unſterblichkeit Gelegenheit genug geben, ihn über mehr zu ſetzen.

Michel. Das iſt gewiß.

Pfarrer. So ſind wir denn nun darüber einig, daß nicht alle Menſchen berufen ſind, ſich die höheren Religionskenntniſſe zu erwerben und noch weniger, ſie zu verbreiten; und wir haben gleichfalls geſehen, daß dieſe von einer ſolchen Beſchaffenheit ſind, daß wir mit unſern menſchlichen Fähigkeiten nicht dieſelbe Gewißheit von ihnen erlangen können, wie von denen, aus welchen die großen Lebensvorſchriften herfließen. Aber deßhalb meine ich nicht, daß jene Lehren unnütz ſind. Sie werden nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf Die ſein, welche ſie zu faſſen vermögen.

Michel. So ſcheint es.

Pfarrer. Ich denke auch, daß der Menſch, welcher über die göttlichen Geheimniſſe nachgrübelt, mannigfaltige Stufen durchwandeln und, was er zu Einer Zeit unrichtig aufgefaßt hat, zu einer andern berichtigen muß.

Michel. Das muß er wohl.

Pfarrer. Aber wenn er ſich nun erinnert, daß er ſelbſt vorher Meinungen gehabt hat, welche er nachher verwarf, muß er dann nicht bedenken, daß er noch öfter dahin kommen kann, ſeine Meinung zu verändern. Darf er dann über ſeinen Nächſten übel urtheilen, weil dieſer von jenen hohen Dingen eine andere Meinung als er hat, und würde es nicht eine große Thorheit ſein, deßwegen Jemand zu verdammen?

Michel. Ganz gewiß, nämlich, wenn der Irthum nicht gegen Gottes Wort ſtreitet.

Pfarrer. Und, wohl zu merken, gegen ſolche Worte Gottes, über deren Bedeutung wir durchaus nicht in Zweifel ſein können; und doch muß man vielmehr die Verdammung ihm überlaſſen, der in die Herzen ſieht.

Michel. So muß es wohl ſein.

Pfarrer. Sage mir nun, glaubſt Du denn auch, daß die Männer, welche über göttliche Dinge grübeln, recht von Herzen wünſchen, das Wahre zu finden.

Michel. Das ſollte man wohl glauben.

Pfarrer. Sollten ſie dann nicht einander lieben wie Leute, welche dieſelbe Wahrheit ſuchen? Sollten ſie nicht ſtreben, einander zu verſtehen, von einander zu lernen? Und ſollte nicht der, welcher einen Andern beſtreiten wollte, es nur mit der beſcheidenen Furcht thun, ſelbſt der Fehlende zu ſein, und mit dem freundlichen Vertrauen, daß der Andere die Wahrheit gern annehmen werde?

Michel. So ſollte es ſein; aber geht es ſo zu?

Pfarrer. Unter Denen, welche in wahrer Demuth und Liebe grübeln, muß es ſo zugehen; aber wenn des Menſchen Hochmuth und Herrſchſucht ſich einmiſcht, geht es ganz anders; da nennt der Eine den Andern: Du Thor und ſtrebt, ihn bei den Menſchen verhaßt und verachtet zu machen; ja er ſetzt ſich dummdreiſt auf den Richterſtuhl, wie es allein dem allſehenden Herzenskenner zukommt und verdammt ſeinen Bruder. So entfernt er ſich von der chriſtlichen Liebe. Aber wenn er nun recht viele einfältige und noch mehrere eitle Menſchen verleiten kann, ſeine Meinungen anzunehmen und Eiferer dafür zu werden, ſo kommen ſie leicht dahin, das Gewiſſe und Nothwendige dem nachzuſetzen, was nach der Beſchaffenheit ihrer eigenen Einſicht minder gewiß und minder nothwendig iſt; kurz, er handelt nicht beſſer als der, welcher jeden Bauer vermochte, Geſetze und Verordnungen zu leſen, um zu ſehen, welcher Richter dem Könige am treueſten ſei, ſtatt ſich mit der Kenntniß von den Vorſchriften zu begnügen, nach denen ſie ſich im täglichen Leben zu richten hatten und allen Fleiß anzuwenden, ſowohl ſelbſt dieſe Vorſchriften zu befolgen, als auch deren Befolgung in ihrem Kreiſe zu befördern.

Martin. Aber es ſcheint doch nun nach Allem, was wir gehört haben, als ob alle chriſtlichen Religionsparteien gleich gut wären und das kann ich doch nicht recht glauben.

Pfarrer. Und brauchſt es auch nicht. Weil man ſich überzeugt fühlt, daß das Wohlthätigſte und zur Seligkeit Nothwendigſte im Chriſtenthume das iſt, um welches am wenigſten Streit geführt wird zwiſchen den verſchiedenen Parteien, kann man doch gar wohl annehmen, daß die Wahrheit ſich in dem einen Glaubensbegriff klarer und weniger mit Irrthümern vermiſcht findet als in dem andern. Obgleich ich auf keine Weiſe glaube, daß der Bekenner einer andern Kirche von der Seligkeit ausgeſchloſſen iſt, würde ich doch keines irdiſchen Vortheils wegen zu dieſer übertreten. Ich würde mein Loos, im Schooß unſerer Kirche geboren zu ſein, gegen das, einer andern anzugehören, nicht vertauſchen. Meine Meinung iſt nur, daß wir Chriſten wegen ungleicher Meinungen über Sachen, die das Faſſungsvermögen der Meiſten überſchreiten, einander nicht verdammen oder auch nur geringachten ſollten. Aber Eins muß ich noch hinzufügen, was, wie ich hoffe, Euch erfreuen wird: die verſchiedenen großen Religionsgemeinſchaften ſind einiger über jene ſchwierigeren Lehren, als die Leute glauben, welche ſtrenge an Wort und Ausdruck hängen. Bei alledem bin ich weit entfernt eine von jenen Verſchiedenheiten unſers Nachdenkens unwerth zu halten; aber deretwegen einander zu verdammen, iſt eben ſo unchriſtlich wie thöricht. Jeder folge da in wahrer Gottergebenheit ſeinem Berufe. Thut er das redlich, ſo wird er nicht verſäumen, täglich an Gottes Wort und Thaten zu denken. Er wird dann auch täglich in göttlicher Erkenntniß Fortſchritte machen und ſicherlich in ſeinem aufrichtigen, kindlich-einfältigen Glauben unvergleichbar viel weiter kommen als der, welcher ohne den inneren Beruf nachgrübelt. Ja er wird ſogar gegen Irrthum mehr geſchützt ſein als der reichbegabte Grübler, wenn dieſer nicht mit allen Mitteln, welche Vernunft und Religion darbieten, die Verſuchungen zu geiſtigem Hochmuth und leerer Glanzſucht, welche Menſchen von ungewöhnlichen Gaben oft hinreißen, bei ſich bekämpft. Der redliche, einfache Chriſt wird bei alledem von Gleichgiltigkeit gegen ſeiner Mitmenſchen Glauben und Leben weit entfernt ſein; aber ſeine Wirkſamkeit, hierin etwas Gutes auszurichten, wird frei ſein von Hochmuth, Herrſchſucht, Gewaltſamkeit und Gehäſſigkeit; denn ſie entſpringt aus einer mit Demuth innig gepaarten Liebe.

Ueber die rechte Liebe zu den Wiſſenſchaften.

Ueber die rechte Liebe zu den Wiſſenſchaften.

Zwei Reden,

gehalten bei Aufnahme junger Studirender zu akademiſchen Bürgern.

I.

Durch die Handlungen, womit wichtige Veränderungen in unſerem Lebenslauf bezeichnet werden, finden wir uns natürlicherweiſe tief bewegt und in einer feierlichen Stimmung, geeignet die trefflichſten Vorſätze zu faſſen, die oft ihre Wirkung über die ganze übrige Lebenszeit ausbreiten. Eine ſolche Stimmung muß bei den edlen Jünglingen herrſchen, welche heute zu akademiſchen Bürgern aufgenommen werden ſollen. Gewiß iſt Keiner unter Ihnen ſo ſtumpf, daß er gleichgiltig an die große Laufbahn denken ſollte, die ſich ihm jetzt öffnet, um ſeine Kräfte zu üben, auszubilden und einſt anzuwenden. Das Gute und treffliche, das man Ihnen an dieſem Tage in Erinnerung bringt, wird ſich ihren Seelen tief einprägen, und Ihnen ſelbſt und der Wiſſenſchaft, dem Vaterlande und der Menſchheit in einer langen Zukunft Früchte tragen. Ich hoffe deßwegen, daß die geehrte Verſammlung mir jetzt erlauben wird, mich bloß an jene Jünglinge zu wenden. Sie werden mich mit Nachſicht anhören, inſofern ich im Weſentlichen das ſage, was Sie ſelbſt Jenen geſagt wünſchen, wenn Sie gleich Ihren Gedanken eine beredtere

Zunge wünſchen dürften. Und Ihr, edle Jünglinge, welche ich freudig als neue Jünger empfange und als neue Mitbürger begrüße, ich bitte Euch, mit Eurer ganzen Seele gegenwärtig zu ſein, nicht, wie Ihr wohl einſeht, um etwas Neues und Unerwartetes zu hören, ſondern um in einer feierlichen Stunde Euch ſelbſt durch edle Vorſätze zu einer hohen Beſtimmung einzuweihen. Die Beſtimmung Eures Lebens ſind die Wiſſenſchaften, oder vielleicht beſſer ausgedrückt: die Wiſſenſchaft; denn alle Wiſſenſchaften machen doch eine große Einheit von Einſichten aus, wenn gleich kein Sterblicher ſie in allen ihren Theilen faſſen kann. Aber die Wiſſenſchaft beſteht darin: die Dinge mit der Vernunft aufzufaſſen; und einen höheren Zweck giebt es nicht für das menſchliche Streben, denn das in den Dingen, was wir mit unſerer Vernunft auffaſſen, iſt die darin ewig wirkſame göttliche Vernunft, nach welcher die ganze Natur eingerichtet iſt, wie die Religion uns lehrt und die Philoſophie uns erleuchtet, indem ſie darthut, daß die ſämmtlichen Geſetze der Natur, der körperlichen ſowohl wie der geiſtigen, Eine unendliche Vernunfteinrichtung bilden. Die Einſicht in die Natur der Dinge kann alſo mit gleichem Rechte eine unendliche Anſchauung der Vernunft in den Dingen wie der Offenbarung des göttlichen Weſens darin genannt werden. Ich weiß wohl, daß man dies bei der Erwerbung der einzelnen Kenntniſſe oft aus den Augen verliert, und daß einige darunter ſo ſelten in ihrem Zuſammenhange mit dem Ganzen betrachtet werden, daß es viele Gelehrte giebt, welche es in ihrem ganzen Leben nicht gewahr werden, worauf alles das, was ſie gelernt haben, hindeutet. Aber haltet nur feſt an der großen Wahrheit, daß Alles nach der göttlichen Weisheit eingerichtet iſt, und Ihr werdet ſehen, daß es Nichts, Großes oder Kleines, giebt, worin nicht eine Vernunft zu entdecken wäre. Erfüllt Euch mit dieſer Ueberzeugung und Nichts wird Euch heiliger ſein, als redlich die Wiſſenſchaft zu pflegen; Ihr werdet ſie mit einer warmen, heiligen Liebe umfaſſen. Dieſe Liebe iſt es von welcher ich zu Euch ſprechen will; ich wünſchte Euren Blick auf Euer eigenes Innere hinzuwenden, damit Jeder ſehen könnte, wie ſie in ſeinem Buſen entweder glimmt oder Flammen ſchlägt, und dadurch angeregt werde, dieſes heilige Feuer zu nähren und zu verſtärken.

Es iſt unmöglich, daß irgend ein Menſch ganz ohne Liebe zur Einſicht ſein könnte; denn jedes Beſtreben nach Erkenntniß iſt eine Liebe, ein geiſtiges Begehren, ſich die Wahrheit zu eigen zu machen. Nur ſofern Viele einen großen Theil ihrer Kenntniſſe ohne Wißbegierde empfangen, können ſie ſie auch ohne Liebe empfangen, aber empfangen ſie dann auch wie ein geringes Gefäß einen edlen Wein, ohne ſie zu beſitzen oder zu genießen. Nur die Kenntniß, die Jemand aus reinem Herzen begehrt, ich meine ohne andere Abſicht begehrt, als ſie zu wiſſen und einzuſehen, vereint ſich wirklich mit unſerem Weſen und wird Eins damit. Bei Vielen, welche zu Wiſſenſchaftspflegern erzogen werden, ſchlummert dieſe Liebe lange, unter den Haufen empfangener todter Kenntniſſe gleichſam vergraben; wer es fühlt, daß ſie bei ihm ſo ſchlummert, der verſuche es, ſie zu wecken. Strebe nach Einſicht und Dein lernbegieriger Fleiß wird Dich in ein genußreiches Leben verſetzen, voll von Wünſchen, welche von Befriedigungen begleitet werden. Es iſt überall der weiſen Einrichtung der Dinge angeeignet, daß jedes reine und edle Beſtreben mit einem Gefühl von Freude, mit einem Abglanz von Seligkeit begleitet iſt. Genießeſt Du eine unverfälſchte Freude über Deine Wiſſenſchaft, ſo ſei gewiß, daß Du auf dem rechten Wege biſt; vermiſſeſt Du ſie, ſo wiſſe, daß Du ihren Geiſt noch nicht erfaßt haſt und ſtrebe, ſo gut Du nur immer kannſt, durch eigene Arbeit, durch Lehrer oder durch Freunde, die ſchlummernden Anlagen bei Dir zu wecken, welche ſchwerlich irgend einem Menſchen ganz verſagt ſind.

Der, welcher ſeine Wiſſenſchaft recht liebt, freut ſich zwar zuerſt und vornehmlich bei der Betrachtung ihrer inneren Herrlichkeit; aber dabei fühlt er eine nicht geringere Freude ſeine Einſicht Anderen, entweder als Freund oder als Lehrer, mitzutheilen. Endlich genießt er auch eine edle Befriedigung, wenn er ſieht, wie die Wiſſenſchaften das Daſein des menſchlichen Geſchlechtes veredelt haben. Sie durchdringt ihn unſichtbar in jedem Punkt, wenn auch nicht

Alle das Auge dafür öffnen. Ich habe oft von dieſer Stätte davon geſprochen und brauche mich nicht weitläufiger darüber auszubreiten; aber werft ſelbſt einen Blick über die Erdkugel und ihre Geſchichte, verfolgt die Entwickelung des Menſchengeſchlechtes von der rohen Wildheit an durch alle ihre Stufen, durch ihre Verwilderungen und Umkehr zum rechten Wege, Ihr werdet recht fühlen, wie mächtig der Einfluß iſt, von welchem ein Theil auch Euren Händen anvertraut werden ſoll. Auf Veranlaſſung von allem dieſem will ich Euch doch nicht mit einer Menge von Ermahnungen und Vorſchriften überſchütten; wo ſie nicht die rechte Denkweiſe antreffen, ſind ſie ohne Kraft; wo jene dagegen herrſcht, iſt der reine Wille ſelbſt ein Schatz von Vorſchriften. Ich ſage deßhalb nur: Liebt die Wiſſenſchaften warm und redlich! Liebt ſie ihrer göttlichen Quelle wegen, liebt ſie, weil ſie Euren Geiſt entwickeln, liebt ſie, weil ſie das ganze Menſchengeſchlecht der Gottheit näher bringen. Seid Ihr von dieſer Liebe durchdrungen, brauche ich Euch nicht zu bitten, die Zeit wohl anzuwenden. Wer beklagt nicht die Zeit als verloren, welche er dem Gegenſtande ſeiner Liebe entziehen muß? Ich brauche Euch auch nicht gegen das Mißverſtändniß zu warnen, daß es die rechte Zeitanwendung ſei, über den Büchern zu hocken; denn der, welcher die Wiſſenſchaft wirklich liebt, wird wiſſen, daß die Bücher nur als die Mittel zur Einſicht zu achten ſind. Sein Gedanke wird die Wiſſenſchaft nicht verlaſſen, wenn er das Buch ſchließt; er wird überall ſeine Liebe mit ſich nehmen, ſie wird in Feld und Wald mit ihm wandern, ſie wird ihn in freundſchaftliche Kreiſe begleiten, ſie wird ihn auch im Gewimmel der Geſchäfte nicht verlaſſen: es giebt keinen Ort, wo er nicht Gelegenheit hat, ſeine Einſicht zu erweitern. Den, welcher die Wiſſenſchaft in Wahrheit liebt, braucht man nicht vor Hochmuth zu warnen; denn zwar können wir es uns nicht verhehlen, daß dieſe Untugend ſich nur allzuhäufig bei Gelehrten findet; aber die Einſicht in die Herrlichkeit der Wiſſenſchaft und die Schwachheit unſrer eigenen Kräfte, wozu eine wahre Liebe zur Wiſſenſchaft und ein daraus entſpringendes ernſtliches Streben führt, muß das beſte Mittel dagegen ſein, ſo daß diejenigen vollkommen Recht zu haben ſcheinen, welche glauben, daß der ſogenannte Gelehrtenhochmuth gewöhnlich von geiſtiger Armuth begleitet ſei. Unter den verſchiedenen Arten dieſes Hochmuths iſt beſonders der, alle die Wiſſenſchaften, welche man ſelbſt nicht treibt, zu verachten, ein wahrer Beweis einer ſolchen Armuth, und nicht minder der Hohn, mit welchem Viele Anderer Achtbarkeit nach der Meinung beurtheilen, wozu ſie ſich bekennen. Die wahre Liebe zu den Wiſſenſchaften iſt eine Liebe zu dem Vernunftweſen, dem Geiſtigen, das wir in den Dingen abgeprägt finden.

Dieſelbe Liebe, womit jeder gute Menſch ſeine Mitmenſchen als verwandte geiſtige Weſen umfaßt, tritt unter einer neuen Geſtalt in der Liebe zu den Wiſſenſchaften hervor: wir lieben darin den verwandten Gottheitsfunken. Fern ſei deshalb Haß und Verachtung von dem Reich unſerer Liebe. Es ſchließt die Künſte, welche das Geiſtige für die Einbildungskraft offenbaren, nicht minder ein als die Wiſſenſchaften, welche es der Vernunft darſtellen. Ja ſelbſt die Tugend, welcher alle Menſchen, ohne Hinſicht auf Gelehrſamkeit oder Geiſtesgaben zu huldigen berufen ſind, ſtrahlt in einem neuen Glanz durch die Einſicht, daß es wieder die allerhöchſte Vernunft iſt, welche wir in ihr lieben. Laßt ſolche Ueberzeugung Euch Alle vereinen, um einander brüderlich zu unterſtützen und in dem Beſtreben zu Eurem hohen Ziele zu fördern: Ja uns Alle, Aeltere und Jüngere, Lehrer und Lernende, umſchlingt es mit einem ewigen Liebesbande.

Durchdrungen von dieſen Gefühlen nehme ich denn nun Euch, edle Jünglinge, die Ihr uns eben die erforderlichen Beweiſe von Euren Kenntniſſen gegeben habt, als Bürger unſerer Gemeinde auf, wozu ich hoffe, daß Ihr Euch in dieſer feierlichen Stunde durch den Vorſatz eingeweiht habt, Euer ganzes Leben der Wahrheit zu heiligen. Zuerſt wende ich mich an Euch, die Ihr würdig erkannt ſeid, wegen Eurer bedeutenden Fortſchritte ausgezeichnet und belobt zu werden.

Ihr habt eine ehrenvolle Belohnung für Euren Fleiß erhalten. Ungeachtet es fern von Euch ſein muß, Ruhm und Ehre der Freude über die erworbenen Einſichten voran oder nur ihr zur Seite zu ſtellen, ſo iſt doch die Ehre unter allen äußeren Belohnungen die ſchönſte. Ihr habt bei Eurem Eintritt in die Welt den Kranz gewonnen. Möge es Euch glücken, bei jedem neuen Schritt im Leben die erworbene Ehre zu behaupten durch das einzige Mittel, wodurch ſie behauptet werden kann, dadurch, daß Ihr neue verdient. Aber als Euer und der Wiſſenſchaften aufrichtiger Freund muß ich hinzufügen: Möge keine Belohnung, die Ihr jemals erhaltet, die Folge davon ſein, daß Ihr nach ihr geſtrebt habt, ſondern die Folge von Eures Königs und Eurer Mitbürger Anerkennung der Einſicht, der tugendhaften Thätigkeit, der treuen Pflichterfüllung ſein, wozu Eure Liebe zu den Wiſſenſchaften, innigſt verbunden mit der Liebe zu dem Guten, Euch geführt hat.

Was ich hier zu denen geſagt habe, welche in die Klaſſe der Ausgezeichneten aufgenommen ſind, könnt auch Ihr Euch zueignen, die Ihr derſelben am nächſten gekommen ſeid. Das Lob, das Ihr Euch erworben habt, und die Anforderungen an Euch, welche daraus entſpringen, ſind beinahe dieſelben. Aber auch unter denen, welche entweder noch nicht denſelben Grad von Kenntniſſen erlangt haben, oder denen es nicht ſo gut geglückt iſt, ihn an den Tag zu legen, giebt es Viele, welche ich mit froher Zuverſicht auffordern kann, derſelben Spur zu folgen. Jeder unter Euch, welcher Kraft in ſich fühlt, die Wiſſenſchaft mit Glück auszuüben, ſei in dieſem Augenblick aufgefordert, nach dem höchſten Ziel zu ſtreben. Ja zu Jedem, der aufrichtige Liebe zu den Wiſſenſchaften fühlt, darf ich ſogen: Freue Dich der Bahn, die Du gewählt haſt. Wer einen redlichen Willen hat, verdient ſowohl ſeine eigene wie Anderer Achtung, und iſt von Gott geſegnet.

II.

Der treffliche Plato betrachtete den Staat wie ein lebendes Weſen, in welchem jede Bürgerklaſſe ein eigenes Glied vorſtellte, ſo daß der Staat als ein Abbild der menſchlichen Natur betrachtet wurde. Auf dieſelbe Weiſe kann auch jede kleinere, aber doch wirkſame und wohlgeordnete Gemeinde mit tiefer Bedeutung unter dem Bilde eines lebenden organiſchen Weſens dargeſtellt werden; denn hat nicht jedes ſeiner Glieder den Vortheil, daß alle übrigen für daſſelbe wirken, und muß es nicht wieder für alle übrigen wirken, ſo daß jeder Theil darin ſowohl Zweck wie Mittel iſt, mit welchem Ausdrucke einer der größten Philoſophen des letzten Jahrhunderts die Natur des Organismus ſo treffend erklärt! Aber ſein Leben wird dieſer organiſche Körper dem Geiſt und der Kraft ſeiner Mitglieder verdanken, und die Dauer dieſes Lebens in ungeſchwächter Geſundheitsgefülle wird er bewahren, wenn er unaufhörlich neue redliche und tüchtige Mitglieder gewinnt. Auf dieſe Weiſe denke ich mir mit Vergnügen die jährliche Aufnahme neuer Univerſitätsbürger als eine jährliche Wiedergeburt oder Erneuerung des alten, aber in ungeſchwächter Tugendkraft ſich erhaltenden Körpers unſrer Hochſchule; und es ſcheint mir eine ſchöne Einrichtung zu ſein, daß dieſe jährliche Erneuerung unſerer Gemeinde mit Erinnerungen an deren ehemalige große Erneuerung durch die Reinigung der Religion und durch die verbeſſerten Einrichtungen vereinigt wird.

Dieſes Bild unſerer Univerſität ſcheint mir auch nicht leer und unfruchtbar, ſondern im Gegentheil beſonders geeignet, uns alle die heiligen Bande darzuſtellen, welche die Mitglieder dieſer ehrwürdigen Anſtalt an einander knüpfen ſollen.

Es iſt mir eine Freude, mich in die verſchiedenen edlen Gefühle hineinzudenken, welche die anweſenden Männer oder Jünglinge, jeden nach ſeiner Stellung, beſeelen müſſen. Der Lehrer muß ſich bei dieſer Gelegenheit wohl erinnern, wie er an einem unbegrenzten Gebäude arbeitet, und ſich freuen bei dem Gedanken, daß er unter den vielen jungen Männern, welche jetzt in den Schooß unſers Verbandes aufgenommen werden, auch einige finden wird, welche an der weiteren Vollführung dieſes herrlichen Gebäudes mitzuarbeiten berufen ſind. Er wird ſich denken, daß eine größere Anzahl ſich geeignet machen wird, die Wiſſenſchaften durch Rede und Schrift auszubreiten, und dadurch ihre Mitmenſchen auf dem Wege zum Licht, zur Weisheit und zur Tugend weiter zu führen; und endlich denkt er ſich, daß Jeder, der ſeines hohen Berufs nicht unwürdig werden ſollte, wenigſtens etwas beitragen wird, die Vorſchriften der Weisheitsforſcher in das Menſchenleben hinüberzuleiten; denn durch unzählige feine, von ſtumpfen Augen unbemerkte Fäden hängen der Beſtand und die Entwickelung des bürgerlichen Lebens mit den Lehren zuſammen, welche aus den tiefſten Unterſuchungen, aber oft durch ſo viele Abzugsleitungen entſpringen, daß nur der Forſcher den Anfang finden kann. Wie kann der Lehrer den Gedanken faſſen, daß er eine blühende Jugend zu allen dieſen ſchönen Beſtimmungen einweihen ſoll, ohne daß er dadurch von einer Freude begeiſtert werden muß, die zu ſeiner Wärme für das Wahre und Schöne im Verhältniß ſteht? Und wie kann er bei den Jünglingen Luſt, die Weihe zu empfangen, vorausſetzen, ohne ſich zu ihnen hingezogen zu fühlen, und ohne die wärmſte Luſt zu empfinden, ihnen nützlich zu werden?

Noch wichtiger muß dieſe Feierlichkeit für diejenigen Jünglinge ſein, welche erſt jetzt das akademiſche Bürgerrecht empfangen. Ich will nicht von der billigen Freude ſprechen, welche Jeder von Ihnen fühlen kann, wenn er ſeinen Fleiß belohnt ſieht, indem er einer neuern und höheren Ordnung der Gemeinde einverleibt wird; aber ich ſtelle mir die Gedanken und Gefühle vor, welche ein tieferes Gemüth durchſtrömen müſſen. Es muß dem, der ſich nicht mit der Oberfläche der Dinge begnügen will, vor Augen ſchweben, daß er bei dem Uebergange von dem Schulzwange zur Univerſitätsfreiheit einen Schritt von der entſchiedenſten Wichtigkeit thut. Es iſt ſchon ein bedeutender Schritt mit Hinſicht auf die Lebensverhältniſſe, die Beſchränkung der Erziehung mit dem Zuſtande zu vertauſchen, in welchem man ſeiner eignen Handlungen Herr iſt; aber es iſt vielleicht ein noch bedeutenderer mit Hinſicht auf das wiſſenſchaftliche Leben, das Leitband der Schule mit der Freiheit in der Wahl ſeiner Studien zu vertauſchen, welche die Univerſität nun, wenn gleich nicht ganz ohne einen weiſen Uebergang, darbietet. In der Schule hatte der Zögling nur zu lernen und zu verſtehen; auf der Univerſität ſoll er ſich gewöhnen, ſelbſt mit zu unterſuchen; und ohne irgend einen Zwang aufzulegen, laden ihn doch unſere Einrichtungen ein, ſich zuerſt durch die Studien vorzubereiten, welche das ſelbſtſtändige Denken am meiſten nähren können. Er wird aufgemuntert, ſeine Kenntniſſe in den gelehrten Sprachen noch zu erweitern, aber beſonders in ihren Geiſt tiefer einzudringen. Er wird angeleitet ſich mit derjenigen Wiſſenſchaft vertrauter zu machen, ohne welche Plato Niemand den Eintritt in ſeine Akademie erlauben wollte. Der Eingang zu den Tiefen der Philoſophie wird ihm eröffnet, der ewige Kreislauf der Weltkörper ihm vor Augen gelegt, der Natur einfachſte und deshalb am meiſten umfaſſende Geſetze werden ihm entſchleiert. In Wahrheit, der Jüngling, welcher mit Gleichgiltigkeit daran denkt, daß er ſo köſtlicher Kenntniſſe theilhaftig werden ſoll, er ſollte ſich lieber in eine Handwerksinnung einſchreiben laſſen, ſtatt ein Bürger im Reiche der Wiſſenſchaften zu werden verſuchen; denn er wird eben ſo wenig für diejenigen Wiſſenſchaften begeiſtert werden, zu welchen er ſich nachher hinwendet, und welche die Beſchäftigung ſeines Lebens ausmachen ſollen.

Ueberhaupt iſt Gleichgiltigkeit gegen die Wiſſenſchaft bei denen, welche ihre Pfleger ſein ſollten, der ſtärkſte Beweis, daß ſie ihrer nicht würdig ſind. Wer dagegen eine wahre Freude über die Einſichten fühlt, die er ſich erwirbt, ohne Rückſicht auf die Vortheile und die Ehre, welche ſie ihm bringen können, der iſt berechtigt, von ſich ſelbſt zu glauben, daß er in das Heiligthum der Wiſſenſchaften eingetreten iſt, und wird durch fortgeſetztes Streben ſicher in das Allerheiligſte eindringen. Ich bitte Euch, meine jungen Freunde, immer Euren hohen Beruf vor Augen zu behalten, und dadurch allezeit der Begeiſterung heiliges Feuer zu nähren. Nie dürft Ihr vergeſſen, daß es unſer geiſtiges Weſen iſt, welches den Menſchen zu Gottes Ebenbilde macht, und daß es die Wiſſenſchaft iſt, welche unaufhörlich in uns dieſen Gottheitsfunken entwickelt theils dadurch, daß ſie uns unſer eigenes Innere wie in einem Spiegel zeigt, theils dadurch, daß ſie uns den Gottheitsabdruck darſtellt, der ſich uns überall in der Natur offenbart. Von dieſer Ueberzeugung der Herrlichkeit unſrer geiſtigen Natur müßt Ihr ſtets durchdrungen ſein, nicht bloß im Studirzimmer und in den Hörſälen, ſondern im ganzen Leben. Alles, was Ihr in den Weltbegebenheiten, in der Menſchengemeinde und in der Natur ſeht, müßt Ihr jeder Zeit auf die ewigen Geſetze der Vernunft beziehen. Ihr werdet dadurch auf zwei verſchiedenen Wegen gewinnen; auf der einen Seite werdet Ihr ohne zu ermüden auch die ſchwierigſten Unterſuchungen mit Vergnügen verfolgen, und ſelbſt das nicht geringſchätzen, was ein ſtumpferes Auge unbedeutend hält, indem Euer durch die Wiſſenſchaft geſchärftes Auge den Funken des Lichtes der Vernunft ſieht, welcher ſie beſtrahlt; auf der andern Seite wird die Ueberzeugung, daß die Vernunft ſich überall, im Größten wie im Kleinſten offenbart, Euch anleiten, den Geheimniſſen der Natur und des Geiſtes da nachzuſpüren, wo Ihr ohne das Licht des Geiſtes ſie nicht ahnen würdet, ſo daß das, was den Uneingeweihten nur todte Maſſe ſcheint, für Euch zu lebendigen Quellen der Erkenntniß wird.

Vorausgeſetzt nun, daß Ihr von dieſer wahren Liebe zur Wiſſenſchaft beſeelt ſeid, daß Euer Geiſt nach Weisheit dürſtet, wünſche ich Euch Glück zu dem neuen Lebenskreiſe, welcher ſich jetzt Euch eröffnet. Zuerſt muß ich Euch nennen, die Ihr ausgezeichneten Beifall erworben habt, und Euch den wohlverdienten öffentlichen Ruhm ertheilen. Freuet Euch der Ehre, die Ihr durch eine rühmliche Anwendung Eurer Kräfte erzielt habt, aber vergeßt nicht, daß dieſe Ehre Eure Mitbürger zu größeren Anſprüchen berechtigt. Ihr habt Euch als ausgezeichnete Jünglinge erwieſen; das Vaterland erwartet von Euch einſt ausgezeichnete Männer. Laßt Euch ſtets die Ehre, zu den Zierden des Vaterlandes gezählt zu werden, und die Schande, deſſen Erwartungen zu täuſchen, vor Augen ſchweben; doch zuerſt, vor jeder äußeren Betrachtung, wie ſchön ſie auch ſein könnte, haltet feſt an dem Wahren, dem Guten, dem Schönen ſelbſt, liebt es in Geiſt und Wahrheit, ſo ſeid Ihr allezeit auf dem rechten Wege zur wahren Glückſeligkeit, von welcher der äußere Glanz nur ein ſchwacher Widerſchein iſt.

Auch Ihr, die Ihr Proben vorzüglicher Kenntniſſe gegeben habt, ohne das Recht erlangt zu haben öffentlich mit Ruhm genannt zu werden, Ihr werdet doch bei Euren Lehrern und Mitbürgern an der Ehre theilnehmen, auf welche Tüchtigkeit Anſpruch giebt, Ihr habt eine ſchon erworbene Ehre zu behaupten, und einer vergrößerten nachzuſtreben. Aber auch Ihr Anderen, die Ihr nicht denſelben Grad von Reife erlangtet, oder nicht glücklich darin geweſen ſeid, Eure Kenntniſſe an den Tag zu legen, laßt Euch nicht abſchrecken, das höchſte Ziel zu erſtreben. Ein kräftiger Wille kann wie ein kräftiger Glaube Berge verſetzen.

Selbſt die minder Zahlreichen unter Euch, die Ihr Eure Kräfte zu ſchwach fühlen mußtet, das Ziel zu erreichen, das Euch vorſchwebt, verzaget nicht! Wer einen reinen Willen und eine aufrichtige Liebe zur Weisheit hat, darf nie ſich ſelbſt gering achten oder von Andern gering geachtet werden, iſt nie ein unnützes Glied der menſchlichen Geſellſchaft.

Und ſo empfangen wir, Eure künftigen Lehrer, Euch denn mit den beſten Hoffnungen und Wünſchen. Schließt Euch an uns, und wir werden uns Euch nicht entziehen. Schließt Euch an Eure älteren Mitbürger, um von ihren reiferen Kenntniſſen und ihren Erfahrungen Gewinn zu ernten. Sie werden Euch in demſelben Grade mehr entgegenkommen, als ſie Euer Zutrauen und Ihr das ihrige verdient. Schließt Euch aneinander, freilich nicht durch irgend einen Innungs- oder Kaſtengeiſt, ſondern durch gemeinſame Liebe zu den Wiſſenſchaften. Unterſtützt und leitet einander. Und endlich vergeßt nie, daß wir alle, Lehrer und Lernende, von einem Bande der Liebe und geiſtiger Verwandtſchaft umſchlungen ſein müſſen!

Das Volk und ſeine Wiſſenſchaftsmänner.

Das Volk und ſeine Wiſſenſchaftsmänner.

Geſpräch zwiſchen einem Landmann und einem Studenten.

Landmann. Willkommen hier draußen bei uns in unſerm Winkel. Ich freue mich, mehr als Sie vielleicht denken, jedesmal, wenn ich Sie hier ſehe, denn Sie ſprechen ſo ſchlicht mit uns Bauern, als ob Sie unſeres Gleichen wären, und außerdem lernt man immer ſo viel von Ihnen. Ich erinnere mich noch, wie viele Aufklärungen Sie mir letzthin über Alles gaben, wonach ich Sie fragte; ich denke, Sie werden diesmal eben ſo gut ſein.

Student. Mein lieber Freund, Ihr ertheilt mir zu viel Lob; aber, was ich thun kann, um es zu verdienen, das werde ich nicht unterlaſſen.

Landmann. Ich habe Einiges darüber geleſen, daß man Tycho Brahe ein prächtiges Ehrendenkmal errichten will. Das ſcheint mir nun ganz gut; denn ich habe immer gehört, daß er ein Mann war, der ſeinen Landsleuten große Ehre machte. Aber nun habe ich ſeitdem etwas darüber in verſchiedenen Blättern geleſen, und das iſt mir ſo hochgelehrt geweſen, daß ich nicht recht wußte, was ich davon denken ſollte; ſo viel habe ich jedoch merken können, daß die Sache für gemeine Leute zu hoch ſein ſolle. Nun kann ich es nicht glauben, daß Sie derſelben Meinung ſein werden; denn ich habe ſtets gemerkt, daß Sie den gemeinen Mann nicht mehr für ſo dumm halten, und daß Sie wohl geſehen haben, daß es Viele unter uns giebt, welche eben ſo gern etwas lernen wollen wie es auch können, wenn man ſo mit uns zu ſprechen weiß, daß wir es verſtehen.

Student. Ich denke, daß die Schriftſteller, auf welche Sie zielen, nicht den aufgeklärten gemeinen Mann, ſondern die ganz rohe und unwiſſende Menge gemeint haben.

Landmann. Ja das dachte ich auch erſt; aber dann ſchien es mir doch nicht, daß man verlangen könnte, daß ein öffentliches Ehrendenkmal irgend Jemand geſetzt werde, ohne daß Jeder, wenn er auch noch ſo unwiſſend wäre, ihn kennte. Aber das mag nun ſein, wie es will: jetzt hat all das kluge Schwatzen mir den Kopf verwirrt gemacht, und ich möchte gern ſo gut Beſcheid über die Sache bekommen, wie es meine Fähigkeiten zulaſſen, ſo daß ich zu meinen Freunden auch ein vernünftig Wort davon ſprechen könnte. Neulich hörte ich Jemand ſagen: er war ja nur ein Sterngucker; iſt es werth ſo viel Weſens von ſo Einem zu machen? Mir ſchien es wohl, daß die guten Leute laut von etwas ſprachen, das ſie nicht verſtanden, und ich hätte Luſt gehabt, ihnen zu antworten; aber ich merkte wohl, daß ich ſelbſt nur all zu wenig davon wußte.

Student. Nun wohlan, wir wollen thun, als wärt Ihr ein ſolcher und ein Geſpräch darüber anfangen; in dieſer Weiſe wird es ſich am beſten zeigen, was man auf eine ſolche Rede antworten kann.

Landmann. Ja, das gefällt mir ſehr gut, und wird jedenfalls ſehr belehrend ſein.

Student. Wohlan, beginnen wir:

Wißt Ihr, guten Leute, wohl, was ein Sterngucker zu thun hat?

Landmann. Ja, er ſchreibt Kalender.

Student. Wie denkt Ihr wohl, daß es zuging, ehe die Menſchen Kalender hatten?

Landmann. Die hat man wohl immer gehabt.

Student. Nein, darin irrt Ihr Euch gröblich. Ich will nicht davon ſprechen, daß es erſt vierhundert Jahre her iſt, als man es erfand, Bücher zu drucken, wodurch es denn möglich ward, daß Jeder, welcher ſich es einige Schillinge koſten laſſen wollte, ſeinen Kalender zu Hauſe haben konnte; aber gehen wir einige tauſend Jahre weiter in der Zeit zurück, ſo hatte man nicht einmal einen geſchriebenen Kalender, weil die Kunſt zu ſchreiben noch nicht entdeckt war.

Landmann. Ja daran haben wir nicht gedacht. So hatte man damals wohl gar keine Sterngucker?

Student. Doch, es fanden ſich auch damals Leute, welche mit großer Aufmerkſamkeit den Lauf des Himmels betrachteten, und Ihr könnt glauben, daß ſie von Allen geſucht und hochgeachtet wurden.

Landmann. Ja wohl! die Leute waren wahrſcheinlich neugierig, wie ſie es noch ſind?

Student. Gewiß. Aber es war doch wohl nicht die bloße Neugierde, welche ſie antrieb zu forſchen, wann Tag- und Nachtgleiche, wann der längſte, wann der kürzeſte Tag war. Bedenkt nur, daß wenn Niemand auf des Himmels Lauf Acht hat, ſo kann man nicht voraus wiſſen, wie lange es bis zu jeder Jahreszeit iſt, und daß man übel daran iſt, die rechte Zeit wahrzunehmen, um Dieſes oder Jenes zu verrichten, was zum Ackerbau gehört. Heutiges Tages kann freilich Jemand, der keinen Kalender hat, nur hinſehen, um welche Zeit Andere ihre Feldarbeiten anfangen; aber wenn Niemand es weiß, giebt es keine Hilfe.

Landmann. Aber da muß es doch auch ſchlimm geſtanden haben, als man keinen gedruckten Kalender hatte; denn es gab vielleicht manches Kirchſpiel, wo man nicht einmal einen geſchriebenen hatte.

Student. Das iſt wahr. Aber habt Ihr Luſt zu wiſſen, wie es da zuging?

Landmann. Ja, das möchten wir wohl wiſſen.

Student. In alter Zeit, wo wir Katholiken waren und Heilige anbeteten, hatte man viel mehr Feiertage, die an beſtimmten Tagen des Jahres gefeiert wurden, als wir jetzt haben, wie Heiligedreikönige, Mariä Verkündigung, St. Johannistag, Michaelistag und viele andere. Von dieſen Feſttagen gingen Verordnungen aus vom

Papſt durch Erzbiſchöfe, Biſchöfe und andere hohe Geiſtliche an die Prieſter. Da ward den Leuten geſagt, wie viele Mondwechſel von einer Friſt zur andern verlaufen würden; bisweilen gab man ihnen wohl auch andere Himmelszeichen. Die Landleute nahmen ſo dieſe Feſttage zu Merktagen. Die ſogenannten beweglichen Feſttage, welche auf keinen beſtimmten Monatstag fielen, z. B. Oſtern, Chriſti Himmelfahrt, Pfingſten konnten nicht auf dieſelbe Weiſe gebraucht werden; aber ſie wurden gleichfalls nach Himmelszeichen beſtimmt.

Landmann. Aber wie ging es den Leuten, ehe Chriſtus geboren ward?

Student. Sie hatten auch Feſttage, welche ihre Prieſter und Obrigkeit nach dem Himmelslauf feſtſetzten. Aber gehen wir weiter zurück in der Zeit bis zu dem älteſten Zuſtande der Menſchen, als ſie nichts vom Himmelslauf wußten, als ſie von Jagd und Fiſcherei und von der wildwachſenden Bäume und anderer Pflanzen Früchten oder Wurzeln lebten.

Landmann. Davon konnten doch nicht Viele auf einem kleinen Platze leben. Wenn es auch nur zehn Männer in unſerm ganzen Kirchſpiel gäbe, ſo würden ſie nicht genug Nahrung finden, und noch weniger ſich im Betreff derſelben vertragen.

Student. Das iſt wahr. Es lebten damals auch nur wenige Menſchen auf Erden und vertrugen ſich gewiß ſchlecht.

Landmann. Wie kamen ſie denn dazu, die Erde zu bebauen?

Student. Erſt lernten ſie auf ihren Jagden ſolche Thiere kennen, welche ſich leicht zähmen und zum Nutzen gebrauchen ließen, beſonders allerlei Hornvieh. Die ſammelten ſie und zogen ſich davon junge Zucht auf. Sie trieben ſie weit im Lande umher, wo Futter für ſie zu finden war. So konnten ſie großentheils von der Milch dieſer Thier leben und ſich mit deren Fellen kleiden. Aber indem ſie auf Alles achteten, was rings um ſie wuchs, kamen ſie endlich auf den Getreidebau. Es ging langſam; aber zuletzt ſuchte Jeder eine Strecke, welche er bebauen konnte und errichtete dort eine Wohnung nach der Zeiten Gelegenheit.

Landmann. Und nun bedurfte man der Sterngucker?

Student. Schon lange vorher hatten die klügſten Männer auf des Himmels Lauf Acht gegeben und etwas davon erfaßt. Glaubt nicht, daß man ihnen einen ſo wunderlichen Namen wie Sterngucker gab; das iſt ein ſchlechtes Wort, das Unkundige erfunden haben. Man nannte ſie damals Weiſe, weil ſie meiſtens größere Einſichten in allen Dingen als die Menge hatten; aber jetzt nennt man ſie Sternkundige, oder mit einem aus dem Griechiſchen hergenommenen Worte Aſtronomen. Aber der Name iſt doch das Wenigſte: die Hauptſache iſt, daß man die Sternkunde brauchte, um den Ackerbau einzurichten, Feſttage und alle Arten öffentlicher Zuſammenkünfte anzuordnen, kurz daß man auch in weltlicher Bedeutung zum Himmel aublicken muß, um die Dinge auf der Erde wohl einzurichten.

Landmann. Wir haben nie gedacht, daß die Welt den Sternkundigen ſo viel verdankte.

Student. Sie verdankt ihnen noch viel mehr.

Landmann. Was kann das wohl ſein?

Student. Man kann nicht Alles auf einmal nennen. Laßt die Schifffahrt das erſte ſein.

Landmann. Da wiſſen wir doch, daß die Matroſen keine Sternkundige ſind.

Student. Nicht mehr als Ihr, die Ihr doch nun eingeſehen habt, daß die Sternkunde Eurem ganzen Stande zu großem Nutzen gereicht hat.

Landmann. Das iſt wahr, aber erklären Sie uns die Sache!

Student. Um dem Lande ſo nahe zu ſegeln, daß man entweder immerfort Land ſieht, oder doch weiß, wohin man ſteuern ſoll, um bald wieder Land zu finden, dazu braucht es keine Hilfe der Sternkunde. Aber wenn man über große Meeresſtrecken ſegeln will, wo man ganze Wochen lang kein Land ſieht; hat man die Sternkunde nöthig. Schon in ſehr alten Zeiten ließen die Seefahrer ſich von den Sternen leiten. Allmälig iſt man weiter gekommen, und jetzt hat man Bücher und Rechnungsvorſchriften und Geräthſchaften, um Himmelsbogen zu meſſen, welche die Sternkundigen den Seeleuten zu brauchen gelehrt haben, und welche keinem Steuermann, der auf langen Reiſen dienen ſoll, unbekannt ſein dürfen.

Landmann. Das iſt wahr; wir haben Seeleute von ſo etwas ſprechen hören.

Student. Aber die Sternkundigen haben ſowohl der Seemannſchaft wie, ſo zu ſagen, allen Erdbewohnern noch dadurch einen großen Dienſt erwieſen, daß ſie darthaten, die Erde ſei eine Kugel, und ihre Größe ausmaßen.

Landmann. Wir haben wohl in der Schule gehört, daß die Erde eine Kugel iſt; aber können wir uns auch darauf verlaſſen?

Student. Nichts iſt gewiſſer. Wir wollen nicht weitläufig davon ſprechen; es kann Euch ſchon Gewißheit genug geben, daß man Kugeln gemacht hat, worauf alle Länder gezeichnet ſind wie auf Landkarten, und daß man darnach rund um die Erde reiſen kann. Alle Landkarten ſind nach ſolchen Berechnungen gezeichnet. Ihr habt ſicher auch gehört, daß die Erde oft umſchifft iſt. Könnte man wohl ſo etwas gewagt haben, wenn die Sternkunde nicht den Weg gezeigt hätte?

Landmann. Ja, das iſt wahr. Daran haben wir nie gedacht. Aber wir ſollten ja mehr hören.

Student. Ihr habt wohl erfahren, daß die Sternkundigen Sonnen- und Mondfinſterniſſe vorausſagen können, und zwar viele Jahre bevor ſie eintreffen.

Landmann. Ja, aber das iſt doch kein großer Nutzen.

Student. Ihr werdet zu ſehen bekommen, daß es hier grade nicht ſo ſehr auf den Nutzen ankommt; aber nützlich iſt es doch. Wißt Ihr, was die Leute in der Kindheit des menſchlichen Geſchlechtes dachten, wenn ſie eine Sonnenfinſterniß ſahen?

Landmann. Ja was ſollten ſie wohl anders denken, als daß ſie bald vorbeiginge?

Student. Ja, das denkt Ihr jetzt, weil es Euch geſagt iſt; aber in jenen Tagen kam dabei ein großer Schreck über die Leute. Sie wußten nicht, was ſich ereignete, und ängſtigten ſich bei dem Gedanken, daß die Sonne vergehen und die ganze Erde in Finſterniß und Kälte verſinken werde.

Landmann. Aber jetzt ſind wir klüger.

Student. Allerdings, eben weil es Euch geſagt iſt; Ihr habt es nicht von Euch ſelbſt; aber woher Ihr es auch habt, ſo kommt es doch zuerſt von den Sternkundigen. Ohne ſolche Belehrung würdet Ihr nicht klüger ſein als die Wilden, welche von dem Entdecker Amerika's, Chriſtoph Columbus, beſucht wurden. Als ſie ſich widerſpenſtig gegen ihn bezeigten, drohte er ihnen mit einer Sonnenfinſterniß, welche er voraus berechnet hatte, Dieſe Leute, welche dieß gar nicht begriffen, erſchraken ſehr, als ſie die Finſterniß kommen ſahen; ſie machten ſich die höchſten Vorſtellungen von ſeiner Einſicht und Macht, und flehten ihn an, die Verfinſterung aufhören zu laſſen; Ihr errathet leicht, daß er ihnen dieſes verſprach, wogegen ſie ihm Gehorſam angeloben mußten.

Landmann. Ja ja, da wollen wir denn nicht ſagen, daß dieſe Kenntniß keinen Nutzen hat.

Student. Daran thut Ihr wohl. Aber bemerkt Ihr nicht, daß in ſolchen Vorherſagungen etwas weit Höheres liegt als der Nutzen, von welchem wir ſprachen?

Landmann. Nein, ſagen Sie uns das.

Student. Wie kann es wohl zugehen, daß Menſchen dergleichen ſo genau vorherſagen, daß ſie nicht einmal eine Minute in der Zeit irren?

Landmann. Wir begreifen es nicht, es iſt wunderbar.

Student. Aber Ihr wundert Euch doch nicht mehr, daß Ihr ſelbſt ſagen könnt, daß die Sonne des Abends unter- und des Morgens aufgehen wird.

Landmann. Nein, das wiſſen wir.

Student. Aber das iſt doch Vorausſagung.

Landmann. Ja, aber wir haben geſehen, daß es täglich ſo geſchieht.

Student. Das kommt daher, daß Ihr bemerkt habt, daß die Natur gleichſam eine gewiſſe Vorſchrift, ein gewiſſes Geſetz befolgt, Gott hat es ſo eingerichtet, daß Tag und Nacht aufeinanderfolgen.

Landmann. Ja, auf dieſe Weiſe können wir viel vorausſagen, z. B. daß die Tage von Weihnachten bis Johannis länger werden, daß der Mond jeden Abend immer ſpäter aufgeht, wann er im Abnehmen iſt, daß die Bäume nach der Blüthezeit Früchte bekommen werden.

Student. Nun wohl, wir können Alle etwas von den Dingen vorausſagen, wenn wir die Ordnung kennen, welche des Schöpfers Weisheit ihnen vorgeſchrieben hat.

Landmann. Ja, ſo iſt es.

Student. Aber nun müſſen die Sternkundigen weit mehr von dieſer göttlichen Ordnung gelernt haben, als Ihr jemals werdet begreifen können.

Landmann. Ja, da müſſen ſie ſehr klug ſein.

Student. Aber es liegt noch weit mehr darin, und zwar etwas, worüber wir uns recht freuen müſſen.

Landmann. Was iſt das?

Student. Daß Gott dem Menſchen Fähigkeiten gegeben hat, ſo Viel von den weiſen Geſetzen zu erkennen, wonach er Alles eingerichtet hat.

Landmann. Gut, aber das kann uns Ungelehrten doch nicht viel helfen.

Student. Habt Ihr denn nicht aus unſerer ganzen Unterredung gemerkt, daß Euch viel davon zu gute kommt, und ſeid verſichert, daß viel von dem, was die Sternkundigen anderen aufgeklärten Menſchen von der Größe der Welt und deren göttlicher Geſetzgebung in der Natur gelehrt haben, Eurer eigenen Aufklärung zu gute gekommen iſt, weil es in aller Stille in die Aufklärung der Männer übergegangen iſt, welche mit Schriften oder Rede die Stände aufklären, welche nicht ſo viel Zeit haben, Wiſſenſchaften zu lernen, wie die, welche allein dafür leben.

Landmann. Auf dieſe Weiſe müſſen wir denn glauben, daß die Sternkundigen die wichtigſten Männer in der ganzen Welt ſind.

Student. Nein, das würde eine große Uebertreibung ſein; die Sternkundigen ſind allerdings ganz nothwendige Glieder in der Wiſſenſchaftkundigen großem, über alle Welt verbreitetem Verein; die Aufklärung der Welt und die Entwickelung der Menſchheit kann ſie durchaus nicht entbehren; aber ſie ſind keineswegs die einzigen nothwendigen Wiſſenſchaftsmänner. Für's erſte haben alle die Männer, welche ihre Lebenszeit zur Unterſuchung der Natur anwendeten, auf unzählige Weiſe beigetragen ſowohl zur Aufklärung der Menſchen über die Größe und Weisheit, welche Gott in der Welt offenbart hat, als auch unſäglich viele nützliche Dinge zu entdecken und auszubreiten, wovon wir im täglichen Leben Gebrauch machen. Aber es ſind nicht bloß Naturforſcher, welche auf dieſe Weiſe die Lehrer Eurer Lehrer, und dadurch Eure Wohlthäter geweſen ſind; alle die Männer, welche der Welt etwas in den Wiſſenſchaften beibrachten, haben ſich gleichfalls um Euch verdient gemacht. Ihr denkt vielleicht am wenigſten daran, daß die, welche ſich große Kenntniſſe in den gelehrten längſt ausgeſtorbenen Sprachen, oder in den Sprachen erwarben, welche noch in fremden Ländern geſprochen werden, nicht bloß zum Beſten derjenigen wirkten, welche es verſtanden, von ihnen zu lernen, ſondern auch für die unzähligen Anderen, die durch die Kenntniſſe und die Verſtandesveredlung gewannen, welche die Beſtrebungen jener Männer in die Welt eingeführt haben. Daſſelbe gilt von allen rechten Wiſſenſchaften; ſie verbreiten ihre geheimen Wirkungen von der Königsburg bis zur Hütte; und, um nur noch Eins unter Vielem zu erwähnen: alle Wiſſenſchaften haben den Gelehrten geholfen, die Bibel beſſer zu verſtehen, welche ja aus fernen Landen zu uns gekommen iſt und in der hebräiſchen und griechiſchen Sprache abgefaßt war. Aber was die Gelehrten ſelbſt gelernt haben, davon läßt man Euch die Früchte genießen, ſo viel Ihr davon gebrauchen könnt.

Landmann. An alles das haben wir nicht gedacht. Das klingt hübſch genug, wir können zuletzt nichts dagegen ſagen.

Student. So ganz habt Ihr wohl kaum Recht, wenn Ihr ſagt, daß Ihr niemals daran gedacht habt. Ihr habt oft etwas davon bemerkt, aber Euch nicht Rechenſchaft davon gegeben, und noch weniger die Sache in ihrem großen Zuſammenhang überſchaut, und deßhalb ſchwebt Ihr jetzt in einer Art von Ungewißheit, und wißt nicht recht, was Ihr dazu ſagen ſollt.

Landmann. Ja, ſo iſt es.

Student. Laßt uns die Sache etwas näher mit einander betrachten. Wollt Ihr eine Gedankenreiſe mit mir durch die Zeit machen, von den älteſten an und wieder zurück.

Landmann. Das verſtehen wir nicht recht; aber können wir mitkommen, ſo wollen wir dieſe Sache näher betrachten.

Student. O die Reiſe iſt leicht, wir wollen ſie auf der Stelle antreten. Wir wollen erſt einige Augenblicke unſre eigene Zeit betrachten. Ihr habt Alle große Verbeſſerungen darin erlebt. Im Ackerbau ſeid Ihr ja ſelbſt recht Zeugen davon geweſen: Handwerksarbeiten werden meiſtens beſſer gemacht, Fabrikwaaren leichter und folglich zu weit billigern Preiſen verfertigt; man reiſt beſſer und ſchneller, das Unterrichtsweſen iſt fortgeſchritten, viele Geſetze und Einrichtungen ſind verbeſſert worden.

Landmann. Alles das iſt wahr.

Student. Alſo habt Ihr es beſſer und wißt mehr als Eure Väter.

Landmann. Das muß wohl ſo ſein.

Student. Aber in Eurer Väter Zeit geſchahen auch Verbeſſerungen, ſo daß auch ſie Vorzüge vor ihren Vätern hatten.

Landmann. Das läßt ſich wohl nicht leugnen.

Student. Und wieder müſſen wir von ihnen ſagen, daß ſie mehr wußten und mehr von des Lebens Gütern genoſſen als ihre Väter.

Landmann. Man ſollte es wohl glauben, aber wir haben doch gehört, daß es eine Zeit lang mit unſern Vätern ſehr rückwärts ging.

Student. Hie und da iſt das geſchehen, bisweilen ſind ſogar die meiſten aufgeklärten Reiche in langen Zeiten rückwärts gegangen; aber wenn die Menſchen dann wieder anfingen vorwärts zu gehen, benutzten ſie alle die Kenntniſſe, welche ſie in die Bücher der Vorzeit niedergelegt fanden, und ſo machten ſie mehr Schritte vorwärts.

Landmann. Ja, das läßt ſich hören.

Student. Wißt Ihr nun, was endlich aus allem Dieſem herauskommt?

Landmann. Nicht ſo recht. Sagen Sie es uns!

Student. In den Zeiten, welche wir die alten nennen, war das Menſchengeſchlecht jung, und in den allerälteſten war es in ſeiner Kindheit. Verſetzen wir uns nun in Gedanken in dieſe Kindheit des Menſchengeſchlechtes, ſo ſehen wir leicht, daß es damals, wie zu jeder Zeit, Einige gab, welche geſcheidter als die meiſten Anderen waren, und dergleichen Männer entdeckten nützliche oder vergnügliche Dinge, welche die Andern von ihnen lernten.

Landmann. Das verſteht ſich.

Student. Aber die Menſchen, welche dieſe Dinge gelernt hatten, lehrten ſie ihren Kindern.

Landmann. Das giebt die Vernunft.

Student. Und wenn dieſe Kinder Männer geworden waren, fanden ſich wieder geſcheidte Köpfe, welche Neues erfanden, und ſo blieb die Welt beſtändig dabei fortzuſchreiten, wenn nicht dann und wann gewiſſe unglückliche Zeiten eintrafen, wo man zurückging, nach welchen man alsdann das Verſäumte wieder einholte.

Landmann. Nun gut, die Welt geht im Ganzen vorwärts. Es läßt ſich wohl begreifen, daß des lieben Gottes Haushaltung ſo iſt.

Student. Aber wer ſind nun die, welche dem Menſchengeſchlechte ſo vorwärts halfen?

Landmann. Das waren ja die Geſcheidteſten, die Nachdenkendſten, die am meiſten Gebildeten.

Student. Und die, welche am meiſten von der Vorzeit gelernt hatten, müſſen wir wohl Gelehrte und ſo weit ſie eine gründliche Wiſſenſchaft von ihrem Fache hatten, Wiſſenſchaftsmänner nennen.

Landmann. Ja ſo iſt es.

Student. So daß die Gelehrten und Wiſſenſchaftsmänner die Lehrer und Wohlthäter der Menſchheit ſind.

Landmann. Wenn wir es recht bedenken, iſt es begreiflich genug. Während wir für ſie mitarbeiten, indem wir ſäen, ernten und holzen im Schweiß unſers Angeſichts, arbeiten ſie wieder für uns.

Student. Und geben Euch weit mehr als Ihr ihnen gebt.

Landmann. Ja das dürfen wir nicht leugnen.

Student. Ihr Lohn an Geld und Gut iſt meiſtens nur gering im Vergleich mit dem, was ſie leiſten, ſo daß es nicht unbillig iſt, wenn wir ihnen mit einiger Ehre lohnen.

Landmann. Das thun wir auch gern.

Student. Und müſſen wir nicht Grund haben, uns zu freuen, wenn Jemand von unſern Landsleuten zu dieſen Lehrern der Menſchheit gezählt werden kann?

Landmann. Sicherlich. Sowie Jeder von uns froh und ſtolz iſt, wenn irgend einer ſeiner Verwandtſchaft von Allen geachtet und geehrt wird, ſo muß es auch das ganze Volk ſein; ſonſt müßte man ja ſagen, daß es für Ehre und Schande kein Gefühl hätte.

Student. Seht! So ſind wir einig.

Landmann. Aber war Tycho Brahe ein ſolcher Lehrer des Menſchengeſchlechtes?

Student. Ja, darüber iſt die ganze Welt einig.

Landmann. Aber es hat uns Jemand geſagt, daß die Dänen es nur glauben, weil die Fremden es ſagen.

Student. Laßt Euch ſo etwas nicht aufbinden! Sein König, Friedrich der Zweite, der einen echt däniſchen Sinn hatte, unterſtützte ihn in Wahrheit königlich. Unter Anderem belohnte er ihn mit der Inſel Hveen, und mehreren ſehr einträglichen Landgütern. Dort baute Tycho Brahe mit Hülfe der großen Zuſchüſſe, welche ihm der König zugeſtand, ſeine Uranienburg und ſeine Sternburg, welche mit allen zur Himmelsbeobachtung erforderlichen koſtbaren Geräthſchaften verſehen wurden. Die meiſten von dieſen Geräthſchaften hatte er ſelbſt erdacht und ihre Verfertigung überwacht. Da erſcholl es bald von Hveen in alle Lande. Wißbegierige junge Männer ſtrömten von allen Seiten herbei, Könige und Fürſten beſuchten ihn. Es iſt wahr, daß er nach dieſes Königs Tod von einigen vornehmen

Neidern verfolgt wurde. Der neue König, unſer Chriſtian der Vierte, welcher damals ſehr jung war, ließ ſich trotz aller ſeiner Klugheit von ihnen umgarnen. Sie ſchilderten ihm Alles auf das grellſte, was Tycho Brahe in ein unvortheilhaftes Licht ſetzen konnte, beſonders ſeinen Stolz, und die koſtbare Weiſe, wie er Alles, was zu ſeiner Wiſſenſchaft gehörte, ausführen ließ, und es glückte ihnen, es dahin zu bringen, daß der König ſeine hohen Verdienſte überſah und bloß an die Fehler dachte, welche in den Anklagen gehäſſig übertrieben waren. Als der große Mann ſich verkannt und verfolgt ſah, ward er ungehalten, und verließ ſein Vaterland. Aber er hörte deßwegen nicht auf es zu lieben. Es hat auch niemals bei uns an Männern gefehlt, welche aus eigener Einſicht ſeinen Werth zu erkennen vermochten. Wir können auch mit Stolz ſagen, daß er nicht der einzige große Sternkundige iſt, den wir gehabt haben. Unter dieſen hat beſonders Ole Römer ſich zu einer hohen Berühmtheit aufgeſchwungen. Er lehrte den anderen Sternkundigen die Schnelligkeit des Lichtes zu meſſen. Ihr werdet dieſe Worte vielleicht unbegreiflich finden; aber wenn Ihr hört, daß es eine große und tiefverborgene Wahrheit war, welche er entdeckte, und alle Sachkundige in der ganzen Welt darüber einig ſind, ſo muß Euch dieſes genügen. Er war ein Däne, ein Landsmann, deſſen Name genannt werden wird, ſo lange die Sternkunde Pfleger hat. Aber wenn wir ſolche Männer wie dieſe Beiden, und außerdem andere Himmelskundige haben, welche mit Ruhm genannt zu werden verdienen, ſo würde es doch ſeltſam ſein, wenn wir uns von Fremden ſagen zu laſſen brauchten, daß Tycho Brahe ein großer Sternkundiger war.

Landmann. Ja, und es freut uns zu hören, daß wir ſolche Männer gehabt haben.

Student. Und was das betrifft, daß wir auf das Zeugniß des Auslandes ſo viel Rückſicht nehmen ſollten, ſo laßt uns die Sache ein wenig genauer betrachten. Wenn wir einen der Unſern hochachten und bewundern, ſollte es uns da nicht freuen, wenn die ganze Welt mit einſtimmt; und würde es ungereimt ſein, wenn wir uns geſtärkt und mehr vergewiſſert fühlten, daß unſere Bewunderung nicht übertrieben war, wenn ſo viele große Zeugniſſe dazu kommen?

Landmann. Nein, ſo übermüthig können wir nicht ſein.

Student. Ehren wir uns dann nicht ſelbſt, wenn wir ihm ein Denkmal errichten?

Landmann. Ja das kann Jeder begreifen. Aber iſt er nun der, welcher am meiſten ein ſolches verdient?

Student. Das wollen wir keinesweges behaupten; wir räumen gern ein, daß Dänemark im Verhältniß zu ſeiner Größe viele hochverdiente Männer gehabt hat. Aber es genügt uns hier, daß er zu den hochverdienten gehört. Laßt uns, ſobald wir können, an Mehrere denken!

Landmann. Ich danke Ihnen für alle dieſe Aufklärung, die ich durch Ihren Vorſchlag, dieſes Geſpräch ſo mit Ihnen zu führen, erlangt habe, wenn ich auch manchmal lieber daſſelbe geſagt hätte, wie Sie. Aber erlauben Sie mir noch einige Fragen.

Student. So viele, wie Ihr wollt, und ſoweit ich es vermag, ſoll es nicht an Antwort fehlen.

Landmann. Ich begreife nicht, warum man dieſes Ehrendenkmal für Tycho Brahe ſo koſtbar macht. Ich habe das, was für Bernſtorff errichtet iſt, oft geſehen; es hat nicht den zehnten, vielleicht nicht den zwanzigſten Theil deſſen gekoſtet, von welchem wir hier ſprechen.

Student. Darin habt Ihr Recht. Ein ſchönes und würdiges Denkmal hätte man für Tycho Brahe um eine weit geringere Summe haben können, als das beabſichtigte fordert.

Landmann. Muß ein Denkmal für Tycho Brahe etwa deswegen ſo koſtbar ſein, damit es ihm deſto größere Ehre macht?

Student. Das iſt nicht der Hauptgedanke, glaube ich, ſondern man will der Stadt dadurch eine anſehnliche Zierde, und einem trefflichen Künſtler eine wichtige Arbeit verſchaffen, worin ſeine ausgezeichnete Tüchtigkeit recht Gelegenheit hat ſich zu zeigen.

Landmann. Steckt nicht eine große Eitelkeit darin? Zwanzigtauſend Reichsthaler für eine Zierde ſcheint mir zu viel.

Student. Wenn die Zierde ein Kunſtwerk iſt, hat es eine höhere Bedeutung und Wirkung; es kommt hier nicht auf Prunk und Prahlerei an.

Landmann. Darin ſcheint wohl ein Sinn zu liegen, aber ich kann mir ihn nicht deutlich machen.

Student. Die Sache könnte wohl weitläufigere Erklärung bedürfen, aber ich will verſuchen, was ich in Kürze bewerkſtelligen kann, um ſie etwas ins Licht zu ſtellen.

Landmann. Ja, darum möchte ich Sie bitten.

Student. Nicht wahr, wenn Ihr eine Stube ſeht, worin Alles in guter Ordnung iſt, ſo fühlt Ihr eine Zufriedenheit, ſelbſt ohne weiter darüber nachzudenken, und wo Ihr Unordnung ſeht, verurſacht es Euch eine Unzufriedenheit?

Landmann. Ja, das verſteht ſich; und eben ſo wenn es ein Garten iſt, ein Hain oder dergleichen. Man wünſcht weit lieber etwas Ordentliches als etwas Unordentliches zu ſehen.

Student. Aber gehört nicht Verſtand und Nachdenken dazu, Dinge in gute Ordnung zu bringen?

Landmann. Das kann Niemand bezweifeln.

Student. Es iſt gleichſam eine geheime Vernunft, welche durch gute Ordnung zu uns ſpricht; und wenn man über die Sache näher nachdenkt, ſo bleibt dieſe Vernunft nicht länger geheim für uns, ſondern wir fühlen doch ſchon Vergnügen darüber, ohne es uns deutlich zu machen.

Landmann. Das iſt wahr.

Student. Unſere Sinne und Gefühle müſſen folglich ſo beſchaffen ſein, daß das Vernünftige in den Dingen einen angenehmen Eindruck auf ſie macht, ohne daß wir ſelbſt wiſſen, wie es zugeht.

Landmann. Und von dem ſagen wir dann, daß es hübſch iſt?

Student. Ja, und wenn es ein hohes und tiefes Gefühl bei uns erweckt, ſo ſagen wir, daß es ſchön iſt. So geht es uns ja, wenn wir eine recht herrliche Kirche, oder ein trefflich gebautes Schloß ſehen.

Landmann. Wenn ich jetzt nachdenke, ſo erinnere ich mich ſehr wohl, daß ich bei ſolchen Dingen ein ungewöhnliches Gefühl gehabt habe; es war mir als ob ich auf einmal Zufriedenheit und Ehrfurcht dabei fühlte.

Student. Habt Ihr Euch nie darüber gewundert, daß der Baumeiſter hat darauf kommen können, das alles ſo hübſch einzurichten?

Landmann. Ich erinnere mich grade nicht, aber jetzt da Sie mich darauf bringen, merke ich wohl, daß ich mich über ſo etwas, das viel Nachdenken und Ueberlegung gekoſtet haben muß, hätte wundern ſollen; aber ich denke mir, daß viel auch auf einer eigenen Naturgabe beruht.

Student. Da trefft Ihr es recht; ſowie wir ein Vermögen haben, uns über das Vernünftige in den Dingen zu freuen, ohne uns umſtändlich Rechenſchaft davon zu geben, ſo haben wir auch ein Vermögen, dieſes Vernünftige hervorzubringen, ohne es Stück für Stück auszudenken.

Landmann. Das habe ich ſelbſt bei dem bemerkt, was ich in meinem täglichen Leben vorzunehmen pflege. Aber Einige müſſen nun ſolche Fähigkeiten in einem weit größeren Maaß haben.

Student. So iſt es in Wahrheit; und von den Männern, welche eine ganz ſeltene Gabe haben, gleichſam von ſich ſelbſt etwas Vortreffliches herauszufinden, ſagen wir, daß ſie Genie haben.

Landmann. Aber es giebt doch viel Schönes, was die Menſchen nicht hervorgebracht haben, z. B. den Regenbogen, den klaren Sternenhimmel, den grünen Wald.

Student. Ganz gewiß. In all dem Schönen, das die Natur uns zeigt, iſt es die ewige Vernunft, welche ſich uns auf eine eigene Weiſe offenbart. Aber ungeachtet aller Pracht und Herrlichkeit, die wir in der Natur ſehen, giebt es doch faſt nichts, das einen größeren Eindruck auf uns macht als die Schönheit, die wir an dem Menſchen ſehen. Wir fühlen uns davon hingeriſſen, mögen wir ſie bei dem Kinde, bei dem Manne oder dem Weibe erblicken.

Landmann. Das iſt wohl, weil wir ſelbſt Menſchen ſind.

Student. Dieß iſt gewiß nicht ohne ſeine große Bedeutung; aber im Menſchen liegt der lebendigſte Ausdruck des Geiſtigen. Bald drückt die menſchliche Schönheit Güte, bald Klugheit, bald Muth, bald den zur Ausführung der Befehle des Geiſtes vorzüglich geeigneten Körper aus; kurz ich kann nicht alle die geiſtigen Eigenſchaften herzählen, welche ſich in des Menſchen Geſtalt offenbaren, ich lege mir auch nicht Rechenſchaft davon ab, wenn ich mich über etwas Schönes darin freue.

Landmann. Ich habe nicht vergeſſen, was Sie vorher ſagten, daß es in unſerer ganzen Natur liegt, daß wir uns darüber ohne langes Grübeln freuen müſſen.

Student. Deßwegen iſt es die Menſchenſchönheit, welche die größten Künſtler am häufigſten zum Gegenſtand ihrer Arbeiten gemacht haben.

Landmann. Werden Sie nicht böſe, wenn ich vielleicht etwas recht Einfältiges frage. Schöne Menſchen können wir ja umſonſt ſehen, weshalb ſoll man alſo den Künſtlern große Summen für Abbildungen davon bezahlen?

Student. Habt Ihr jemals einen ſchönen Mann oder ein Weib geſehen, welche einen ganz reinen Schönheitseindruck auf Euch machte, einen Eindruck, meine ich, worin nichts Fremdes, der Schönheit Unzugehöriges, ſich einmiſcht?

Landmann. Ich weiß nicht recht, was ich antworten ſoll.

Student. Fürs Erſte finden wir niemals alles das, was zu einer vollendeten Schönheit gehört, vereinigt in Einer Geſtalt. Bedenkt, dazu gehört, daß jeder Theil des Geſichts nicht bloß hübſch ſei, ſondern auch der eine zum andern paſſe, ja daß alle Theile des Körpers ſchön ſein und zu ein einander paſſen müſſen.

Landmann. Ja aber allzugenau darf man es nicht nehmen.

Student. Das iſt wahr, man kann ſich über das Schöne, das man ſieht, freuen, ohne mit dem Gedanken zu lange bei dem

Unvollkommenen zu verweilen; aber ſelbſt bei dem, der ſich aufs herzlichſte, wenn ich ſo ſagen darf, aufs unſchuldigſte dem Eindruck überläßt, wird dieſer doch, ihm unbewußt, durch jeden Mangel geſchwächt.

Landmann. Das muß wahr ſein.

Student. Nun müſſen wir fürs Zweite bedenken, daß das Schöne bei einem lebenden Weſen ſich nicht immer in ſeiner Fülle zeigt. Bald kann ein Zug von Körper- oder Seelenleiden darin eine vorübergehende Veränderung hervorbringen, bald kann ein ernſter Zug die Lieblichkeit vermindern, welche ſich am beſten zu einem Lächeln paßte, gald ein munterer Ausdruck uns hindern, daß wir uns der Wirkung des eigenthümlichen ernſthaften Gepräges eines Geſichtes hingeben. Kurz Körper- und Seelenzuſtand müſſen aufs vollkommenſte zu dem Charakter des Geſichts paſſen, deſſen Schönheit den ganzen vollen Eindruck machen ſoll.

Landmann. Haben Sie noch mehr dabei zu erinnern?

Student. Ja. Zum Dritten wird der Eindruck, den ſchöne Menſchen auf uns machen ſollen, durch unſere perſönliche Bekanntſchaft mit ihnen geſtört. Es ereignet ſich oft, das wir das eine oder das andere gegründete oder ungegründete ungünſtige Gefühl gegen ſie haben. Dieß braucht nicht die freundlicheren Gefühle zu überwiegen, um doch ſo viel zu bewirken, daß wir den Eindruck des Schönen bei ihnen nicht mit offenem, unbefangenem Sinn aufnehmen. Aber wenn wir unſern Gedanken auch ganz hievon abwenden wollten, iſt es doch gewiß, daß alle die Kleinigkeiten, welche ſich in unſern Umgang mit Menſchen einmiſchen, wenn dieſe Dinge auch gar keine unfreundlichen, ſondern vielmehr wohlwollende Gefühle erregen, uns abhalten, inneren und äußeren Sinn auf das Schöne bei ihnen hinzuwenden.

Landmann. Ich glaube, Sie haben Recht; jetzt fällt es mir ein, daß unſere Aufmerkſamkeit nicht eben bei der Schönheit oder Häßlichkeit einer uns woblbekannten, aber deſto mehr bei der einer uns völlig fremden Perſon haftet.

Student. Seht denn nun, welche Vortheile der Künſtler und das Kunſtwerk hat! Für's Erſte kann er ſein Werk ſo bilden, daß nichts Unſchönes, noch weniger etwas Häßliches ſich darin findet.

Landmann. Ich denke mir, daß er die ſchönſte Stirn von dem Einen, die ſchönſte Naſe von einem Andern und wieder von einem Andern den ſchönſten Mund nimmt; ſo wird das Ganze ſchön.

Student. Nein, wenn er ſo die Theile ſammelte, würde er keinen ganzen geiſtigen Eindruck hervorbringen, ſondern ſeine Seele muß von Anfang ein glückliches Vermögen beſitzen das Schöne aufzufaſſen, und dabei muß ſie durch lange Uebung mit Vorſtellungen von ſchönen Gegenſtänden erfüllt ſein. Er wird dann ein ſchönes und bedeutungsvolles Menſchengebilde, wenn ich ſo ſagen darf, erdichten, gleich wie ein Mann von edlen Naturgaben, der Welt und Menſchen kennt, eine ſchöne und lehrreiche Erzählung erdichten kann. Beide ſind innere Schöpfungen.

Landmann. Ja nun kann ich mir denken, daß viel zu einer ſolchen Arbeit gehört.

Student. Und ſo muß die Hand doch ſo geübt ſein, daß ſie dem Gedanken gehorcht, damit er ein Werk hervorbringen kann, das den Augen Anderer zeigt, was er in ſeiner eigenen Seele geſehen und geſchaffen hat.

Landmann. Sie flößten mir vorher hohe Gedanken ein von den Sternkundigen und von allen Wiſſenſchaftsmännern; jetzt nöthigen Sie mich, auch von den Künſtlern hohe Gedanken zu faſſen.

Student. Das iſt mir lieb. Was nun den zweiten Punkt betrifft, ſo kann ich kurz ſein. Ihr errathet leicht ſelbſt, daß der Künſtler ſeinem Bilde keinen Zug von einer dem Charakter fremden Stimmung oder von Krankheitsgefühl oder Schlaffheit giebt. Das Werk ſteht rein, geſund und kräftig da.

Landmann. Und von allen den Kleinigkeiten, welche unſere Aufmerkſamkeit vom Gefühl der Schönheit abzuleiten pflegen, wird der rechte Künſtler ſich allerdings fern halten.

Student. Es iſt wahr, es ſind nur ſchlechte Künſtler, welche ſich von ſolchen Dingen verwirren laſſen. Aber bedenkt man nun recht, daß auch wir, wenn wir vor einem Kunſtwerk ſtehen und es betrachten, von allen den ſtörenden Einwirkungen befreit ſind, von welchen wir ſprachen, und daß wir uns dem reinen Schönheitseindruck ganz überlaſſen können. Während wir uns darüber freuen, miſcht ſich kein Eigennutz, keine Begierde, kein Haß darein.

Landmann. Ich fühle wohl, daß das eine ſchöne Gemüthsſtimmung iſt. Sie haben mich vollkommen von der falſchen Meinung abgebracht, die ich ehemals über Kunſtwerke hatte. Aber ich merke wohl, daß ich ſolche Kunſtwerke, von welchen Sie ſprechen, nie geſehen oder doch nie recht geſehen habe; ich höre davon, als ob es Nachrichten aus weitentfernten Ländern und von Thieren und Bäumen wären, die ich nie geſehen hatte.

Student. Aber Ihr habt doch ſo viel bemerkt, daß es des Sehens werth iſt.

Landmann. Darin haben Sie recht.

Student. Nun wohlan, ſo ſtrebt, daß Ihr etwas davon zu ſehen bekommt. Wenn Ihr nach Kopenhagen kommt, ſo geht in die Frauenkirche und betrachtet die herrlichen Bildwerke unſers Thorwaldſen. Sie ſtellen Chriſtus und die Apoſtel dar. Der große Künſtler hat dieſe Bilder, wenn ich ſo ſagen darf, gedichtet, ſo daß ſie zeigen, wie er ſich die dachte, welche ſie vorſtellen ſollen. Wenn man ſie mit reinem und ruhigem Sinn betrachtet ohne irgend einen Gedanken ſie zu beurtheilen oder von ihnen zu berichten oder ſonſt einen Gedanken, welcher Zerſtreuung verurſachen könnte, ſo wird man ſich von Andacht und Ehrfurcht ergriffen fühlen. Ihr Antlitz und ihre Stellung laſſen uns fühlen, was wir in der Bibel geleſen oder über ſie haben erklären hören. Es iſt als ob ſie uns auf eine ſinnliche Weiſe näher träten, als ob wir einige Augenblicke mit ihnen lebten. Glaubt mir, es liegt eine größere Wirkung hierin, als daß ich Euch Rechenſchaft davon geben kann, und je mehr man ſeinen Sinn für das Schöne geübt hat, deſto größer iſt die Wirkung.

Landmann. Wird nun ein Bild von Tycho Brahe oder einem andern trefflichen Manne ebenſo wirken?

Student. Ja, nur mit dem Unterſchiede, welchen die Natur der Sache mit ſich führt. Der Künſtler kann Tycho Brahe's Geſicht nicht ganz frei dichten, denn wir haben Bildniſſe von ihm; aber wenn die Hauptzüge beibehalten werden, ſo muß er ihn uns mit dem Ausdrucke ſehen laſſen, den er in ſeinen ſeelenvollſten und reinſten Erhebungen bei der Betrachtung oder Erforſchung des Sternenhimmels gehabt haben muß. Das Kunſtwerk muß dieſe Hauptabbildung mit allerlei Schmuck ausſtatten, welcher die Wirkſamkeit des Mannes andeutet.

Landman. Soll es auf einem Marktplatze ſtehen?

Student. Das weiß ich zwar nicht genau; aber auf einem öffentlichen Platze, wohin Alle kommen können, um es zu betrachten, muß es ſtehen. Ihr könnt Euch daher denken, daß das Werk eine bedeutende Größe haben und aus einem Metall gegoſſen ſein muß, das den Einwirkungen der Luft gut widerſteht.

Landmann. Ich fragte vorher, weßhalb es koſtbar ſein ſollte; nun kann ich es mir ſelbſt beantworten.

Student. Laßt uns nun einen Blick in die Zukunft werfen, um zu ſehen, welche Freude die Männer, welche zu dem Denkmal beigeſteuert haben, von ihrer Ausgabe haben können. Denkt Euch, daß es nun daſteht. Wir ſehen die Leute ſich um daſſelbe ſchaaren, hören ſie davon ſprechen. Der Eine ſagt: „Das war ein weltberühmter Mann und es war unſer Landsmann.“ — Ein Anderer ſagt: „Seht, wie tiefſinnig und wie hochherzig er ausſieht! Er war ſtolz, vielleicht zu ſtolz, aber mußte er nicht fühlen, daß er zu etwas Großem in der Welt beſtimmt war?“ — „Er hat manche Nacht bei der Betrachtung des Himmels wachend zugebracht,“ ſagt Einer. — „Sicher“, — bekommt er zur Antwort — „er beſtimmte genau die Stellen für mehr als tauſend Sterne, und das war vielleicht noch nicht ſeine größte Arbeit.“ Was that er denn mehr? „Er lehrte uns, daß die Kometen nicht bloße Lufterſcheinungen, ſondern Himmelskörper ſind, welche um die Sonne wandern. Er gab Rechenſchaft über verſchiedene ſcheinbare Unordnungen in der Bahn des Mondes, welche zuvor die Sternkundigen verwirrt hatten. Er unterwies die Sternkundigen, wie ſie durch Beobachtung einer Nacht das finden ſollten, was man Polhöhe nennt, woraus man ſieht, wie weit ein

Ort gen Norden oder Süden liegt. Er zeigte den Sternkundigen gleichfalls, wie man die Abbiegung zu berechnen hat, welche der Lichtſtrahl der Sterne leidet, während er durch die Luft zu uns kommt.“ — Und was bedeuten alle die vielen andern ſeltſamen Geräthſchaften, welche wir hier ſehen? fragt wieder eine Stimme. — „Das ſind“ — wird geantwortet — „die vielen neuen und ſinnreich erdachten Geräthſchaften, welche er ſelbſt anwendete und den Sternkundigen brauchen lehrte.“ Aber unter ihnen ſehe ich hier einen Erdglobus; das war doch nicht ſeine Erfindung? „Nein, aber er deutet an, daß die Erdbeſchreibung eine ſo wichtige Hülfe von der Himmelskunde erhielt, daß der Mann, der unſere Himmelskunde vermehrt, ſo wie Tycho Brahe, den Grund legt zu großen Verbeſſerungen in der Erdbeſchreibung.“ — Aber warum ſieht man unter allen dieſen Geräthſchaften kein Fernrohr? wird dort gefragt. — „Weil das Fernrohr erſt einige Jahre nach ſeinem Tode erfunden wurde. Seht, deſto mehr Ruhm verdient er, daß er ohne dieſes große Hülfsmittel ſo viel ausgerichtet hat und deſto mehr Entſchuldigung für das, worin er irren konnte.“ — „Wie herrlich“ — ſagt ein Jüngling mit ſtrahlenden Augen — „ſo der ganzen Welt zu nützen und einen unſterblichen Namen zu gewinnen!“ — „Ja“ — antwortet ſein Nachbar — „und ſeinem Vaterland Ehre zu machen.“ — Zu ihrer Seite ſteht ein dritter Jüngling mit einem tiefſinnigen Blick und denkt, daß es wohl werth iſt, alle ſeine Kräfte für ein ſolches Ziel anzuſtrengen und dafür tauſend Luſtbarkeiten zu vergeſſen, welche die Menge anlocken. „Ich muß noch einmal mich in das herrliche Antlitz vertiefen, ehe ich weggehe. Ich werde Dich nie vergeſſen.“ — Jetzt geht ein Haufe fort und man hört vermiſchte Stimmen unter ihnen, welche doch alle darin übereinſtimmen, daß man ſich freuen könne, ein Däne zu ſein, daß wir mehrere herrliche Männer gehabt haben und daß wir ſtreben müſſen, bald Denkmäler für mehrere errichtet zu erhalten. Das müſſen wir; aber wir ſollten uns nicht begnügen, einige wenige große und koſtbare Denkmäler für einzelne unſerer weltberühmten Männer zu errichten, wir ſollten Eifer zeigen, andere hochverdiente Männer mit ſchönen Denkmälern zu ehren, deren

Koſtſpieligkeit der Erfüllung unſerer Wünſche nicht zu enge Grenzen ſetzen ſollte. Jede Stadt, wo ein trefflicher Mann geboren ward oder mit Liebe und Erfolg wirkte, ſollte damit bedacht werden. Eine Stadt oder Gegend ehrt ſich ſelbſt, wenn ſie ihre denkwürdigen Männer ehrt. Das Andenken könnte bald eine Denkſäule mit kunſtvollen Zierrathen, bald ein Gemälde oder eine Bildhauerarbeit ſein, das an einem Ort aufgeſtellt würde, wo oft Zuſammenkünfte ſtattfinden. Aber entſprechende Inſchriften müßten alle dergleichen Denkmäler haben, damit die Schlaffheit einzelner Zwiſchenzeiten nicht zur Folge hätte, daß nur Einzelne in ſpäteren Zeiten die Bedeutung wüßten. Man ſollte außerdem bei der Erziehung dafür ſorgen, daß die Jugend dergleichen Denkmäler kennen und ehren lernte. Wenn man ſich da zugleich vor Uebereilung in der Aufſtellung ſolcher Denkmäler in Acht nähme, wie ſie leicht vorfällt, wenn man ſich gleich nach dem Tode eines Mannes zur Aufſtellung entſchließt, würde dieſe Gewohnheit, verdienter Landsleute zu gedenken und ſie zu ehren, beitragen, die Vaterlandsliebe durch einen Zug edlen Selbſtgefühles zu ſtärken, den Sinn für das Gute und Große zu erwecken und zu vermehren, die Jugend zu ermuntern und den Geſchmack zu verbreiten. — Ja, zerſtreuen wir uns nun nach vielen verſchiedenen Seiten und tragen wir das Unſrige bei, Hand an das Werk zu legen!

Die Naturwiſſenſchaft als einer der Grundbeſtandtheile der Bildung des Menſchen betrachtet.

Die Naturwiſſenſchaft als einer der Grundbeſtandtheile der Bildung des Menſchen betrachtet.

(Aus dem Neuen Abendblatt, 1824.)

> Leben gab ihr die Fabel, die Schule hat ſie entſeelet,
> Schaffendes Leben aufs neu giebt die Vernunft ihr zurück.
> Schiller: Die drei Alter der Natur.

Daß die Naturwiſſenſchaft, ſo gut wie andere Wiſſenſchaften, zur Bildung des Menſchen beiträgt, iſt unter den Aufgeklärten kaum einer Frage unterworfen, aber in welchem Grade und auf welche Weiſe, verdient vielleicht eine nähere Entwickelung. Bei der Beſtimmung, was zu des Menſchen Bildung gehöre, das heißt, zur zuſammenſtimmenden Entwickelung ſeiner Fähigkeiten und zu der Kenntnißmaſſe, welche deren Wirkſamkeit erheiſcht, iſt man natürlicherweiſe immer derſelben Beſchränkung wie des Zeitalters Einſicht unterworfen geweſen. Die Kenntniſſe, welche erſt ſpät im Entwickelungsgange des Menſchen reiften, mußten noch ſpäter als Beſtandtheile der allgemeinen Bildung aufgenommen werden; denn es iſt nicht ſo ſehr die Kenntnißmaſſe als die Kunſtform, der Stempel der Vernunft, welchen ſie empfangen hat, auf welchen es zunächſt ankommt.

Bei den Griechen konnte das, was wir Naturwiſſenſchaft nennen, in der allgemeinen Bildung kaum einen Platz finden; aber zum Erſatz hatten ſie eine lebendigere Anſchauung der Natur ſelbſt; und indem man ſie mit den Schöpfungen einer ſchönen Einbildungskraft beſeelte, fühlte man darin überall eine gegenwärtige Gottheit. Die Vernunft vernichtete dieſen Zauber, bevor ſie dafür völligen Erſatz geben konnte; denn zwar haben wir keinen triftigen Grund Klage zu führen, wenn wir eine große Wahrheit ſtatt eines glänzenden Zaubers erhalten: aber ſo lange die Wahrheit nur in ihrem allgemeinen Umriß vor unſere Seele tritt, erſcheint ſie uns todt und leer, ungeachtet ſie, hinreichend erkannt, voll von Leben und Fülle iſt. Schiller hat mit dichteriſchen Feuerfarben das Gefühl geſchildert, das wir hier angedeutet haben. Wir müſſen ſein Meiſterwerk als die Schilderung einer bedeutungsvollen Geiſtesſtimmung,*) nicht als eine ernſthafte Klage betrachten; denn ſollte wohl die Wahrheit, das heißt: das Daſein, das iſt, Gottes ewig erneuetes Werk, zu dürftig ſein, dem ungeduldigen Geiſte vollen Erſatz für den Verluſt der Geburten einer glücklichen Einbildungskraft zu ſchaffen?

Selbſt die Einbildungskraft verliert kaum bei dem Tauſch, wozu die Vernunft ſie zwingt. Wohl ſcheint es auf den erſten Blick, als ob es ein ſchlechter Erſatz ſei, eine leuchtende Kugel ſtatt des Helios mit ſeinem goldenen Wagen, lebloſe Himmelskörper ſtatt göttlicher Weſen zu bekommen; aber drängen wir wie in Einen Brennpunkt die Grundzüge von dem zuſammen, was uns die Wiſſenſchaft von unſerm Sonnenſyſtem lehrt, ſo ſcheint doch wirklich Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit uns genug zu geben, um die anziehende Dichtung aufzuwiegen. Dieſer Verein von Weltkugeln in unaufhörlich ſchön geordneter Bewegung um einen Mittelpunkt von Kräften, die hohe Betrachtung Eines großen Gottheitsgedankens, der, überall derſelbe, doch jeder Kugel ihr eigenes Jahr, ihren eigenen Tag, ja man könnte ſagen, ihre eigene Sonne und ihren Himmel giebt, erfüllt die Seele zugleich mit einem herrlichen Gedanken und einem großen Bilde. Und nun dieſe Kugeln gewogen und gemeſſen, ihre Berge geſehen und oft deren Höhen beſtimmt zu haben, mit großer Wahrſcheinlichkeit nicht bloß das Daſein von deren Bewohnern, ſondern ſogar etwas

---

*) Siehe: Oerſted's Geiſt in der Natur, Th. 2, Supplement, S. 20.
Der Ueberſ.

von deren Beſchaffenheit zu errathen, das iſt doch wohl der Aufmerkſamkeit des Menſchen werth! Eine ſolche Gedankenreiſe in ferne Welten iſt doch wohl ein hoher geiſtiger Genuß!

Bevölkern wir die Berge nicht mehr mit Oreaden, ſo erzählt uns dagegen ihr Inneres merkwürdige Bruchſtücke von der Geſchichte unſerer Kugel; und die Pflanzenwelt, die deren Oberfläche bekleidet, erzählt dem Forſcher die Verwandtſchaft ferner Gegenden. Sieht die Einbildungskraft jetzt keine Dryas im Baum, ſo ſieht dagegen die Vernunft die innere Bewegung der Säfte, der Blätter ſtillen Athemzug und die geheimen Werkſtätten für Nahrungsmittel und Arzenei. Erwarten wir jetzt nicht mehr an der Quelle des Fluſſes eine liebliche Najade zu finden, aus deren Urne die klare Welle hervorſprudelt, ſo ſpürt dagegen der Geiſt dem unſichtbaren Kreislauf nach, durch welchen die Näſſe des Meeres ſo viel zum Leben der Erde beiträgt, und bald durch die Luft, bald durch den Erdkörper und durch unterirdiſche Wege zu dem Born emporſteigt, von wo es zu der gemeinſchaftlichen Mutter zurückeilen ſoll; bald durch unſichtbare, doch bekannte Mittel ſeiner verborgenen Wärme beraubt wird, und den Beobachter durch das Schauſpiel einer Quelle überraſcht, deren wahrer Urſprung in der Luft iſt.

Aber müſſen wir nicht fürchten, man werde uns den Vorwurf machen, daß wir in einem Genuß, den Ueberlegung und Denken gewähren, einen Erſatz für die Phantaſiewelt, welche wir verloren haben, zu finden glauben; daß wir einen Naturgenuß von Gelehrſamkeit abhängig machen wollen, daß wir das Todte an die Stelle des Lebenden ſetzen, daß wir der Griechen ſchöne Dichterwelt herabwürdigen wollen? Es würde ein Mißverſtändniß des Weſens der Dinge ſein, wenn man glaubte, daß der Naturgenuß, der durch die Vernunft hervorgerufen wird, deßwegen durch die bloße Vernunft geſchähe. Bei näherer Erwägung und bei eigener innerer Erfahrung wird man leicht finden, daß die Kenntniſſe, die wir uns zuerſt mit Bewußtſein erwerben, ſodann von der Einbildungskraft aufgefaßt werden, ſie nähren und bilden. Dieſe veredelte Einbildungskraft ſteht nun in einem ſolchen Einklang mit der Naturvernunft, daß ſie davon Eindrücke empfängt, für welche ſie ſonſt unempfänglich ſein würde. So iſt es z. B. wohl offenbar, daß der, welcher eine auf Gründe geſtützte Vorſtellung von dem Weltſyſtem, von der Beſchaffenheit ferner Welten und der Bewohner derſelben hat, nicht bloß mit andern Gedanken, ſondern auch mit andern Gefühlen und Begehrungen den Sternenhimmel betrachten wird als der Unkundige. Will man uns aber vorwerfen, daß wir unſern Genuß von Gelehrſamkeit abhängig machen, ſo antworten wir, daß kein geiſtiger Genuß ohne Vorbereitung iſt. Selbſt der Grieche konnte ſeine überall beſeelte Natur nicht ohne eine darauf bezügliche Bildung genießen. Wenn wir nicht immer auf die Vorbereitung merken, welche für neue Dichterwerke, für die Muſik und die Erzeugniſſe der bildenden Künſte erforderlich iſt, ſo iſt es, weil ſie ſo mit der übrigen Bildung verſchmolzen iſt, daß man oft nicht an die Lehrjahre denkt.

Daß derjenige Theil der Natur, den wir in einer gewiſſen Bedeutung des Wortes unbeſeelt nennen, nichtsdeſtoweniger der Ausdruck von etwas Geiſtigem iſt, erhellt ſchon aus den Beiſpielen, die wir angeführt haben und wird in dem Folgenden noch mehr einleuchten. Den Werth der griechiſchen Dichterwelt herabzuſetzen, würde durchaus gegen das Weſen der gegenwärtigen Unterſuchung ſtreiten; denn alles, was der geſunde Menſchengeiſt durch ſein Schöpfervermögen hervorbringt, iſt mit einem Funken der ewigen Vernunft befruchtet, von der der menſchliche Geiſt ſowohl wie die Natur entſprang; und wenn dieſe Dichtung der Abdruck der Einbildungskraft eines ganzen edlen Volkes iſt, ſo muß ſie wohl reiche Nahrung für die Seele enthalten, ſelbſt nachdem man eine andere Weiſe fand, deren Abſcheu gegen die geiſtige Leere in der Natur zufriedenzuſtellen.

Der Griechen blühende Kunſtwelt verſchwand und ihre Reſte wurden von den Barbaren zertreten. Man ſtelle ſich die Unwiſſenheit dieſer vor bei der Berührung mit einer erhabenen Religion und mit den Ueberbleibſeln einer höheren Bildung. Die unvorbereitete Wißbegierde griff hier flugs nach dem Höchſten. Aber dieß konnte ihnen nur in einem Dämmerlichte vorſchweben. Myſticismus, ſowohl als Geiſteserhebung wie als Schwärmerei, mußte auf dieſem Grunde erwachſen. Er mußte Aſtrologie, Magie und Alchymie hervorbringen oder nähren; denn indem alle Kräfte ſich auf die Geiſteswelt, als die höchſte, hinwandten, ward die Naturwiſſenſchaft entweder himmliſche Weisheit oder teufliſche Hexerei, und inſofern die Naturwiſſenſchaften den Chriſten zumeiſt von den mahomedaniſchen Arabern zugeführt wurden, überredete man ſich am leichteſten, das Letzte zu glauben.

Bei der Wiedergeburt der Wiſſenſchaften war deßwegen nur wenig für die Naturwiſſenſchaft vorbereitet. Die ganze alte Welt öffnete jetzt für die Menſchen jener Zeit mehr zugängliche und für den Punkt, auf welchem man ſtand, mehr unentbehrliche Bildungsmittel. Nur gewiſſe eigenthümliche Anlagen vermochten Einzelne zur Naturwiſſenſchaft zu ziehen; der Geiſt, welcher in dem Unbeſeelten wirkte, war nicht offenbar genug außer für die Wenigen, welche, ſeine Nähe zu vernehmen, gleichſam geſchaffen waren. Allmälig, wie die Wiſſenſchaft Fortſchritte machte, entdeckte man mehr und mehr von den allgemeinen Geſetzen der Natur und ſah deren Uebereinſtimmung mit der Vernunft immer klarer. Man fühlte, daß es eine göttliche Weisheit war, welche ſich darin offenbarte. Zwar wurde die Wirkung, welche jene wachſende Einſicht haben mußte, durch die übereilten, obgleich wohlgemeinten Verſuche oft gehemmt, wodurch Manche jene Weisheit durch eigene Vermuthungen finden wollten, ſtatt ſich mit dem zu begnügen, was ſich durch die Erfahrung im Buch der Natur leſen läßt; aber nichtsdeſtoweniger machte die Wiſſenſchaft ſo große und mit jedem Zeitalter raſcher wachſende Fortſchritte, daß es den wahren Ausübern der Wiſſenſchaft klar werden mußte, daß die ſämmtlichen Geſetze der Natur eine unendliche Vernunfteinheit ausmachten. Man wird uns vielleicht ſagen, daß wir dieß von Religion und Philoſophie lernen können, ohne in die lange Schule der Erfahrung zu gehen. Wir leugnen das nicht; aber deßhalb bleibt es nicht minder ein weſentlicher Theil unſers geiſtigen Lebens, uns nicht mit der Wahrheit in deren Allgemeinheit zu begnügen, ſondern nach der Betrachtung derſelben in allen ihren verſchiedenen Wirkungsrichtungen zu ſtreben. Wir ſollen die Naturwiſſenſchaft eben ſo wenig eines einzelnen Ergebniſſes wegen ſtudiren als die Iliade leſen, um den Schluß zu ſehen. Unſer Geiſt nährt ſich nur durch Geiſt und ſucht ihn überall. Die Naturwiſſenſchaft befriedigt dieſen Drang, ſie begnügt ſich nicht uns zu lehren, daß eine ewige Vernunft Alles durchdringt; ſie ſtellt uns vor Augen, wie ſie ſich an jedem Orte zeigt: und unſers Geiſtes verborgene Kräfte entwickeln ſich bei der Betrachtung der Wirkungsformen, unter welchen ſich der unendliche Geiſt offenbart.

Indem die Naturwiſſenſchaft in einer Unzahl von Anſchauungen die Vergänglichkeit alles Hervorgebrachten, aber die Beſtändigkeit der Grundkräfte und Naturgeſetze, die ſchaffenden Kräfte und die Vernunft in der Natur darſtellt, trägt ſie kräftig bei, unſere Liebe zur Vernunft zu ſtärken und uns Luſt einzuflößen, ſie in unſerem Leben abzuprägen. So wird denn das Gute durch das Wahre geſtärkt; denn wie dieß in der Auffaſſung der Vernunft durch die Vernunft, ſo beſteht jenes darin, daß der Wille die Vernunft auffaßt, ſich aneignet und ausübt. Das Schöne iſt noch dieſelbe Vernunft, aber durch die Einbildungskraft aufgefaßt und dargeſtellt. Indem dieſe, wie das Schönheitsgefühl, ohne Bewußtſein die Vernunft in der Natur auffaßt, iſt es das Ziel der Wiſſenſchaft, mit Bewußtſein dieſe Vernunft kennen zu lernen; ihre Aufgabe iſt zwar unendlich, aber ganz ohne Befriedigung beräth ſich der denkende Schönheitsfreund doch nicht mit ihr. Sie geht ſogar in das Einzelne und zeigt hin auf den Zuſammenhang der Formen mit dem Weſen der Körper, auf das Verhältniß des Lichts und der Farben mit der Körperwelt, ja auf das, was die Schönheit der Töne und Formen Gemeinſames haben. Wir räumen willig ein, daß die Naturlehre in allen dieſen Dingen noch weit entfernt iſt, die Forderungen der Wißbegier zu befriedigen; aber ſo gewiß es von der einen Seite iſt, daß das Schönheitsgefühl von unſerm Wiſſen unabhängig iſt, ſo gewiß iſt es auf der andern, daß unſer Wiſſen in den Grund des Schönheitsgefühles theils eingedrungen iſt, theils im Begriff iſt weiter einzudringen.

Aber es iſt nicht allein die Darſtellung des Geiſtigen in der

Körperwelt, wodurch die Naturwiſſenſchaft der Entwickelung unſers inneren Weſens dient. Sie giebt uns zugleich viel Aufklärung über die Begebenheiten der Menſchheit, welche wir ſonſt nicht völlig verſtehen würden. Ungeachtet der menſchliche Geiſt frei iſt, ſo werden doch die Organe entwickelt, wodurch er in Wechſelwirkung mit der Welt und mit der Natur tritt. Sowohl der Schauplatz, den er betritt, als auch die Zeit, worin er auftritt, wirkt auf ihn. Die Geſtalt der Erdkugel ſowohl im Ganzen wie in deren einzelnen Theilen iſt Gegenſtand der Naturbeſchreibung und wird von der Naturlehre verſtanden. Welches Klima jedes Land haben, welche Erzeugniſſe es beiſteuern, wie es auf ſeine Bewohner wirken, die Entwickelung von gewiſſen ihrer Fähigkeiten erleichtern und der Entwickelung Anderer Hinderniſſe in den Weg legen muß, welche Länder in eine leichte Berührung mit den übrigen kommen und welche dagegen lange gleichſam abgeſchloſſen bleiben; in welchen Richtungen und auf welchen Wegen das Zuſammentreffen zu Land und zu Waſſer am natürlichſten geſchehen mußte; welche Orte Stützpunkte des Handels werden, welche Richtungen die Völkerwanderungen nehmen mußten, das ſind Fragen, zu deren Beantwortung die Naturwiſſenſchaft lange beigetragen hat und täglich mehr beiträgt. Die menſchliche Geſellſchaft konnte ſich nicht anders entwickeln als im Verein mit der Sternkunde, welche die Zeitordnung und mit ihr die Vorausbeſtimmung von Feſttagen, von bürgerlichen Zuſammenkünften und Ackerbauverrichtungen gab. Aſtronomie war ein Grundbeſtandtheil der erſten Weisheit der Menſchen und ihre älteſten Reſte, z. B. der Wochentage und Planeten Namen, zeigen auf gegenſeitige Mittheilungen zwiſchen Völkerſchaften hin, deren Berührung mit einander älter als alle Geſchichte ſcheinen. Die Metalle waren zuerſt vielleicht nur ein glänzendes Spielzeug, aber boten nachher den Menſchen die mannigfaltigſten Geräthſchaften und die Zeichen für allen körperlichen Werth. Die Kunſt, die Metalle zu ſchmelzen iſt eben ſo innig mit der Entwickelung des menſchlichen Geſchlechtes wie mit der Wiſſenſchaft verknüpft. Jeder neue Fortſchritt in der Wiſſenſchaft hat neue Veränderungen auf dem großen Schauplatz der Welt vorbereitet. Kriegsmaſchinen, die Mittel Seewege zu finden, den Kunſtfleiß, wodurch die ſpäteren Nationen eben ſo wohl wie mit Waffen einander überwanden, verdankt man der Wiſſenſchaft. In den Jahrbüchern der Menſchheit tritt der Compaß und das Pulver, jeder wie ein **deus ex machina**, auf und verändert die Geſtalt der Welt. In der Zukunft dürfen wir hoffen, daß es den Geſchichtſchreibern möglich ſein werde, einen Blick in das Geheimzimmer des Denkers zu werfen, um die Vorbereitungen zu ſehen, welche darin zu den Begebenheiten ſpäterer Zeiten gemacht ſind. Es wird eine Zeit kommen, worin man fühlen wird, daß es nicht möglich iſt, die zuvor unerhörte Höhe, wozu die Seefahrt geſtiegen iſt und den Einfluß, den dieß auf die Menſchheit gehabt hat, gründlich zu erzählen, ohne hinzuzufügen, wer dazu beigetragen hat, die Aſtronomie zu der Höhe zu bringen, daß ſie der Schifffahrt ſo treffliche Hülfsmittel leihen konnte; welche Entdeckungen die magnetiſchen Karten vorbereiteten, die wir jetzt über ein Jahrhundert gehabt haben und welche noch immer zu größerer Vollkommenheit gebracht werden; was es möglich gemacht hat, die vollkommenen Uhren zu beſitzen, welche jetzt zu den Führern auf dem Ocean gehören; durch welche chemiſche und mechaniſche Hülfsmittel man den Schiffen die Stärke, die ſie jetzt haben, hat geben können, und wie man im Stande geweſen iſt, die Geſundheit des Seemanns Jahre lang in dem engen Schiffe zu bewahren. Wir wollen nicht einmal vom Dampfſchiffe ſprechen, deſſen Erfindung nothwendig als eine der großen Begebenheiten in die Geſchichte aufgenommen werden wird. Es iſt nur eine von den mannigfaltigen und äußerſt wichtigen Anwendungen der Dampfmaſchine. Schon jetzt hat dieſe Erfindung eine größere univerſalhiſtoriſche Bedeutung erlangt als mancher lange und blutige Krieg, und wird noch ferner ſeinen Einfluß verbreiten. Doch die weitumfaſſende Wichtigkeit der Naturwiſſenſchaft iſt jetzt ſo bekannt, ſelbſt unter denen, welche die Wiſſenſchaft nicht kennen, daß es nicht nothwendig ſein wird, ſie hier zur Schau zu ſtellen; es war nur die Abſicht, darauf hinzuweiſen, wie wichtig die Naturwiſſenſchaft ſein muß, um die Begebenheiten der Menſchheit zu verſtehen. Aber nicht bloß dadurch, daß ſie den Menſchen große

Wirkungsmittel in die Hände gab, hat die Naturwiſſenſchaft allmälig die Geſtalt der Geſellſchaft verändert, ſie hat einen faſt eben ſo wichtigen Einfluß auf Stimmung und Denkweiſe deſſelben ausgeübt. Wie viel Furcht und Angſt vor Hexerei und Einfluß böſer Mächte verſchwand nicht vor der Fackel der Naturlehre! Welch neue Welten öffneten ſich nicht dem Menſchen durch das Vergrößerungsglas und das Sehrohr! Sollte nicht die Annahme des Kopernikaniſchen Syſtems, das unſern Erdball auf gleiche Stufe mit anderen Planeten ſetzt, das den Menſchen von der Einbildung heilt, daß die Sterne die Herolde ſeines Schickſals ſind, und welches überall ſeinen Blick erweitert, während es ſeinen Hochmuth niederdrückt, folgereicher für den Zuſtand der Menſchheit geweſen ſein als manche weitberühmte politiſche Umwälzung?

Den unberechnenbaren Einfluß, welchen die Naturwiſſenſchaft auf die Bereicherung von Nationen und einzelnen Menſchen hat, übergehen wir hier natürlich, wo es ſich um Bildung und nicht um Macht oder Reichthum handelt; aber dagegen können wir nicht umhin auf den bildenden Einfluß hinzudeuten, den ſie ſogar über die auszuüben vermag, welche den meiſten Theil ihres Lebens in Geſchäften zubringen, die gewöhnlich mehr körperliche als geiſtige Anſtrengungen fordern. Wenn dieſe Geſchäfte, z. B. der Ackerbau und viele von den Verrichtungen, wodurch die Naturerzeugniſſe zum Gebrauch vorbereitet werden, in etwas mehr als einer einförmigen Wiederholung derſelben Handlung beſtehen, ſo wird die Kenntniß der Gründe deſſen, was man vornimmt, der Seele eine reiche Nahrung darbieten und bei Menſchen von guten Anlagen das, was bloß eine körperliche Arbeit war, in eine Vernunftanwendung verwandeln. So wird unaufhörlich das geiſtige Leben aufrecht erhalten und fort und fort gekräftigt bald durch neue Gedanken, bald durch gegenſeitige Mittheilungen zwiſchen denen, welche über dieſelben oder verwandte Gegenſtände nachdenken.

Aber noch haben wir einen wichtigen Einfluß nicht berührt, den eine vertraute Bekanntſchaft mit der Naturwiſſenſchaft auf alle denkenden Menſchen auszuüben vermag. In den Wiſſenſchaften, welche das tiefſte Denken erfordern und welche an ſich ſelbſt der Anſtrengung einer edlen Seele am würdigſten ſind, fühlen wir ſehr häufig einen Zweifel in Betreff der Sicherheit unſerer Ergebniſſe und fühlen ihn vielleicht deſto ſtärker, je redlicher wir gegen uns ſelbſt ſind. In jedem Falle müſſen wir die Sicherheit, welche hier erlangt zu werden ſcheint, auf die Geiſteskraft allein bauen. Dieſes Verhältniß bringt bei dem Einen Wankelmuth, bei dem Andern Trotz und wieder bei einem Andern Verachtung derer hervor, welche nicht ſehen, was er ſieht. Dieſe Forſchungen führen uns oft auf Naturgeſetze, welche unſere Wiſſenſchaft uns auf den Prüfſtein der Erfahrung zu bringen erlaubt. Die Sicherheit, welche wir ſo durch Belehrung von der Natur ſelbſt erlangen, beruhigt die Seele; die unverwerflichen Zurechtweiſungen, welche der Scharfſinnigſte oft von dieſer Lehrmeiſterin empfängt, macht ihn beſcheiden und mild und läßt ihn alle Anderen, die redlich dieſen Weg wandeln, als ſeine Mitſchüler betrachten; die wiederholte Berichtigung ſeiner oft übereilten Urtheile ſchärft ihm den Sinn für das Wahre. Aber es iſt nicht bloß die eigene innere Erfahrung, welche dieſe bildende Wirkung auf den Freund der Naturwiſſenſchaft hat. Wenn er die Jahrbücher der Wiſſenſchaft befragt, ſieht er darin in einer langen Reihe von Beiſpielen, wie die Gedanken der kenntnißbegierigen, ungeduldigen Menſchenſeele ſich zur Wirklichkeit verhalten. Er lernt in der Menſchenvernunft die Gottesgabe ehren, die ihn zur Anſchauung des Höchſten erheben kann, aber er lernt zugleich eine wohlthätige Furcht vor der Verwegenheit deſſen, der ihn an den Rand des Abgrundes zu führen vermag.

Vielleicht wird man uns fragen, ob denn Alle oder doch die Meiſten von denen, welche die Naturwiſſenſchaft treiben, durch ſie alles des geiſtigen Genuſſes, aller der hohen Bildung, die wir hier geſchildert haben, theilhaft werden. Wir antworten hierauf, daß das Leben, der Geiſt, womit man ſich eine Kunſt oder Wiſſenſchaft aneignet, auch die Frucht beſtimmen wird, welche man davon ernten kann. Soll ſie einen bedeutenden Einfluß auf uns ausüben, ſo muß ſie mit unſerem Weſen zuſammenwachſen, einen Theil unſers Daſeins ausmachen. Unſere Vernunftkenntniß muß zur Natur vollendet, zum Inſtinkt verwandelt werden, um uns den rechten Genuß zu gewähren. Von Büchergelehrſamkeit bis zu einer ſolchen Wiſſenſchaft iſt bei Vielen ein großer Schritt. Aber ſo verhält es ſich ja in allen Wiſſenſchaften. Nicht Jeder, der geſchichtliche Kenntniſſe hat, beſitzt deßwegen das große klare und lebensvolle Bild von der Entwickelung der Menſchheit, welches dieſe Wiſſenſchaft geben kann. Der tiefe Blick in das Weſen des menſchlichen Geiſtes, das ſich dem edleren Sprachforſcher offenbart, iſt ein Nichts für den, welcher Sprachen lernt, bloß um Bücher zu leſen. Ja ſelbſt die Moralphiloſophie oder die Philoſophie des Schönen, welche unmittelbar die Gefühle berühren ſollte, welche am leichteſten in jedem unverdorbenen Menſchen erregt werden, iſt bei Vielen eine todte Formenlehre; denn nicht die Religion iſt davon ausgenommen, daß ihre Saat auf einen unfruchtbaren Erdboden fällt.

Es muß übrigens bemerkt werden, daß keine Wiſſenſchaft Jedem Alles giebt, was ſie geben kann, und je umfaſſender ſie iſt, deſto mehr gilt das hier Geſagte. Nicht einmal das Menſchengeſchlecht eines gewiſſen Zeitalters iſt im Beſitz irgend einer Wiſſenſchaft in ihrer Geſammtheit. Nur wenn die Menſchheit auf Erden vollkommen werden könnte, würde die Wiſſenſchaft ſich mit ihr vollenden. Aber die Bruchſtücke von Wiſſenſchaft und Kunſt, die Jeder ſich aneignet, weihen ihn doch zum Bürger einer höheren Welt und machen ihn eines Schimmers ihrer Glückſeligkeit theilhaftig.

Eben ſo wenig, wie die vollendete Wiſſenſchaft, kann auch die vollendete Bildung irgend einem einzelnen Menſchen oder irgend einem einzelnen Zeitalter angehören, ſondern läßt ſich nur in der vollendeten Menſchheit denken. Es kann denn auch nicht unſere Meinung ſein, daß Jeder der Naturwiſſenſchaft denſelben ausgezeichneten Platz in ſeiner Bildung einräumen ſoll. Jeder muß ſich die verſchiedenen Bildungsmittel nicht bloß nach der Größe ſeiner Anlagen, ſondern auch nach deren Art aneignen. Während der Eine es leichter findet ſeine Fähigkeiten durch das Studium der Sprachen, ein Anderer durch das der Geſchichte, ein Dritter durch das der Dichterwerke zu entwickeln, ſorge nur Jeder, die übrigen nicht in dem Grade zu vernachläſſigen, daß er unter die Herrſchaft einſeitiger Vorſtellungen geräth. Keine Wiſſenſchaft, keine Kunſt werde angeprieſen oder gepflegt, um die anderen zurückzuſetzen, ſondern in ihrer natürlichen geſchwiſterlichen Uebereinſtimmung mögen ſie zu einer edlen Harmonie zuſammenwirken.

Ueber die Anwendung der Wiſſenſchaft auf die Gewerbe.

Ueber die Anwendung der Wiſſenſchaft auf die Gewerbe.

(Einleitende Worte zu einer Anmeldung von „Urſin's Magazin für Künſtler und Handwerker" in der däniſchen Monatsſchrift für Literatur; 1829.)

Ungeachtet die Wichtigkeit der Naturwiſſenſchaft jetzt in der ganzen gebildeten Welt zugeſtanden wird, giebt es doch vielleicht nur Wenige, bei denen dieſes Zugeſtändniß die Frucht eines klaren Ueberblicks iſt. Nur wenige Menſchen fragen ſich ſelbſt, woher wir alle die uns täglich umgebenden Hülfsmittel haben, durch welche uns das Daſein leichter, ſicherer und genußreicher gemacht wird und mit welchen zum Theil unſere geiſtige Bildung in dem innigſten Zuſammenhange ſteht. Unſer ganzer Unterricht nimmt noch zu wenig Rückſicht auf die Art, wie die Benutzung der uns umgebenden Natur mit dem Zuſtand der ganzen menſchlichen Geſellſchaft und mit der Reihe der Begebenheiten zuſammenhängt. Wir lernen frühzeitig, welche Könige geherrſcht haben, welche Kriege geführt, welche Abgötter in den älteſten Zeiten verehrt worden ſind; aber daß die Aſtronomie eine der älteſten Wiſſenſchaften ſein mußte und daß man weder Ackerbau noch ein ſelbſt nur einigermaßen geordnetes bürgerliches Gemeinweſen, noch jährliche Feſte, woran ſich ſo viel Anderes knüpft, ohne einige Beſtimmung der Länge und Eintheilung des Jahres haben konnte, darauf wird unſere Jugend entweder wenig oder gar nicht aufmerkſam gemacht. Nur bei Veranlaſſung der Seefahrten der Phönicier geſchieht der Aſtronomie eine ehrende Erwähnung. Daß Alexander dadurch, daß ſein Schatten auf den Diogenes fiel, dieſem Veranlaſſung zu einem glücklichen Einfalle und Jenem wieder zu einer ſtolzen Aeußerung gab, weiß Jeder; aber daß Eratoſthenes unter Ptolemäus Euergetes nach einem Schatten den Umkreis der Erde berechnete, iſt nur den Gelehrten bekannt. Von Saturn und der goldnen Zeit hören wir; aber daß das Gold das Metall iſt, welches nach der Ordnung der Natur dem Menſchen zuerſt bekannt werden, daß nach dem Golde das Silber und nach dieſem das Kupfer folgen mußte, und daß endlich das Eiſen erſt nach einer langen Reihe von Erfahrungen bearbeitet werden konnte, darüber herrſcht Stillſchweigen. Und was noch weit wichtiger iſt, daß der Zuſtand der menſchlichen Geſellſchaft, die Künſte ſowohl des Kriegs wie des Friedens, ſelbſt die edelſten bildenden Künſte, auf mannigfaltige Weiſe mit der Kenntniß der Bearbeitung der Metalle zuſammenhingen, wird kaum berührt. Wir lernen in der neueren Geſchichte die Helden des ſpaniſchen Erbfolgekriegs und des ſiebenjährigen Krieges kennen; aber der Erfinder der Dampfmaſchine und die Männer, welche gleich darauf ihr die wichtigſten Verbeſſerungen gaben, die Zeitgenoſſen der Erſteren, werden übergangen; und der Mann unter den Zeitgenoſſen der Letzteren, der, während ſie vom blutigen Kampf ausruhten, jener Maſchine die großen Verbeſſerungen gab, deren Folgen im Kunſtfleiß aller aufgeklärten Länder zu erblicken ſind, werden in der Weltgeſchichte für nicht ſo wichtig gehalten wie der, welcher eine unbedeutende Schlacht gewonnen hat. Wir wollen den Geſchichtſchreibern, welche bereits in dem letzten Menſchenalter ihren Blick ſo bedeutend erweitert haben, nicht vorwerfen, daß ſie noch nicht weiter gegangen ſind und den großen Fortſchritten der Wiſſenſchaften den univerſalhiſtoriſchen Platz einräumen, welchen ſie verdienen; wir wollen eben ſo wenig den Erziehern vorwerfen, daß ſie der Naturwiſſenſchaft noch nicht alle die Wirkung auf die Bildung der Jugend, welche ſie haben ſollte, zugeſtanden haben: wir glauben im Gegentheil, daß dieſe

Behandlung der Dinge in dem Gange liegt, welchen unſere Entwickelung genommen hat und vielleicht nothwendig nehmen mußte; aber wir glauben auch, es müſſe hin und wieder geſagt werden, daß die Zeit vor der Thüre iſt, wo die übrigen Wiſſenſchaften einen innigeren Verband mit der Naturwiſſenſchaft knüpfen müſſen.

Unſer künſtliches Zuſammenleben entfernt uns von der Natur und deren Betrachtung. Die Wiſſenſchaft und deren Anwendung führt uns wieder zu ihr zurück. Das Menſchenleben, das nicht, ohne Rohheit, bloße Natur ſein kann, muß durch den Verein aller Wiſſenſchaften und Künſte in eine naturbegründete Kunſt verwandelt werden, wodurch die ſchönſte Uebereinſtimmung zwiſchen dem Geiſtigen und Körperlichen erlangt werden wird.

Daß die mechaniſchen und chemiſchen Künſte in unſerer Zeit eine ſo außerordentliche Höhe und Ausbreitung erreicht haben, verdankt man beſonders der Naturwiſſenſchaft und der Unterſuchungskunſt, mit welcher ſie auf das innigſte verknüpft iſt. Es liegt deßwegen auch im Geiſt des Zeitalters, den Stand zu heben, der dieſe Künſte treibt. Daß man ſie bei den Römern den Sklaven überließ, und ihnen nachher meiſtens nur einen niedrigen Platz unter den Beſchäftigungen der Gemeinde einräumte, war natürlich, da man darin nur das Körperliche ſah. Indem die Naturwiſſenſchaft uns allmälig von den Gründen unterrichtet, worauf jede Verrichtung im Gewerbeweſen beruht, legt ſie eine Vernunft hinein, welche ihnen ehedem fremd war. Der Gewerbebetrieb wird dadurch zugleich veredelt, wie er verbeſſert wird. Aber nicht bloß der Gewerbebetrieb, auch der Gewerbtreibende wird dadurch veredelt; denn nach eigener Einſicht ſtatt nach alten überlieferten Vorſchriften zu handeln, giebt dem Menſchen allezeit ein veredelndes Bewußtſein und größere Empfänglichkeit für alles andere Vernünftige und Gute. Man mißverſtehe das hier Geſagte nicht ſo, als ob damit gemeint wäre, daß alle die, welche in Gewerbezweigen arbeiten, oder ſelbſt nur die Meiſten derſelben zu einer klaren Einſicht aller Gründe ihrer Arbeiten gebracht werden ſollten — ſoweit bringen es ſogar wenige gelehrte Geſchäftsmänner —; aber dadurch, daß der Wiſſenſchafter den Gewerbebetrieb beleuchtet und daß viele der Gewerbtreibenden klare Begriffe von ihrem Geſchäft erhalten, wird ſo viele vernünftige Kenntniß unter der Menge verbreitet werden, daß ſich der ganze Stand hebt. Es iſt erfreulich zu ſehen, daß ſo viele wackere Männer in den verſchiedenen europäiſchen Ländern von der Menſchenliebe beſeelt ſind, daß ſie mit dem größten Eifer daran arbeiten, eine Bürgerklaſſe zu veredeln, zu welcher die meiſten von ihnen ſelbſt gehören. Ihre Wirkſamkeit wird eine lange Reihe von Menſchenaltern von Erfolgen ſein. Die Arbeit wird in beinahe jedem Gewerbe beſſer oder mit geringerer Mühe gemacht, die Gewerbzweige, welche ſonſt nur in einem einzigen begünſtigten Lande blühten, werden über mehrere ausgebreitet und neue Erwerbsquellen aufgefunden werden. Die Lebensgenüſſe werden dadurch in allen Ständen vermehrt, ſo daß ein geringer Bürger jetzt mehr dieſer Güter hat, als im Anfang des Mittelalters ſich ein mächtiger Fürſt verſchaffen konnte. Man werfe uns nicht vor, daß dieſe Güter bloß ſinnliche ſind; denn erſtlich ſind viele der ſinnlichen Güter eine Art von Bedingungen für die geiſtige Entwickelung, da ja die Leichtigkeit, womit man ſich dem Mangel und den Beſchwerden entzieht, die Hinderniſſe unſerer geiſtigen Thätigkeit*) vermindert; demnächſt gehören hieher beſonders viele Kunſterzeugniſſe zur Vermehrung unſerer geiſtigen Genüſſe und hiemit unſerer höheren Entwickelung, einige ſogar zur unmittelbaren Erleichterung des Weges zu Einſichten, wovon die Buchdruckerei, die Bilderdruckerei, alle die künſtlichen Geſichtswerkzeuge u. ſ. w. reichlich Beiſpiele geben.

Ungeachtet es als eine einfache Erfahrung am Tage liegt, daß viele der Entdeckungen, wodurch der Kunſtfleiß unſers Zeitalters auf eine ſo außerordentliche Höhe geſtiegen iſt, die Frucht von Arbeiten der Wiſſenſchafter ſind, ſo erhält ſich noch immer eine Art Vorurtheil gegen die Anwendung der Wiſſenſchaften in den Künſten; beſonders iſt dieſes Vorurtheil bei uns ſtärker als in den Ländern, wo der Kunſtfleiß eine größere Höhe erreicht hat. Wir wollen uns nicht verhehlen, daß übereilte Anwendung der Wiſſenſchaft zu dieſem Vorurtheil oft Veranlaſſung gegeben hat. Wiſſenſchafter, und noch öfter Männer, welche ſich einige Bruchſtücke von Wiſſenſchaft angeeignet hatten, haben ſich und Andere durch Anlegung oder Verwaltung von Fabriken bisweilen in bedeutende Verluſte verwickelt. Dieſe Unglücksfälle können bisweilen in der Wiſſenſchaft ihren Grund gehabt haben; aber weit öfter ſind ſie durch Mangel an Einſicht oder an Klugheit und an Handelskenntniß herbeigeführt. Einer hat ſeine Arbeiten im Großen angefangen, ehe er ſie im Kleinen geprüft hatte und mußte deßwegen größeres Lehrgeld bezahlen als ſeine Vermögensumſtände erlaubten: Andere hatten ihre Fabrik an einer unrichtigen Stelle angelegt, wieder Andere das Verhältniß zwiſchen Ausgaben und Einnahmen bei beabſichtigten Verbeſſerungen nicht berechnet: nicht von denen zu ſprechen, welche bloß aus Mangel an richtiger Haushaltung ſich zu Grunde gerichtet hatten. Uberhaupt muß man beſtändig vor Augen haben, daß die Wiſſenſchaft den Weg zur Uebung und Erfahrung wohl in hohem Grade erleichtern, aber nie in deſſen Stelle treten kann. In allen Lebensverhältniſſen giebt es eine Unermeßlichkeit, welche keine Wiſſenſchaft erſchöpfen kann. Wer eine Fabrik bloß nach Büchern anlegen will, fährt nicht beſſer als wer eine Sprache nach Studium ohne Uebung zu ſprechen verſucht.

---

*) Es verſteht ſich, daß die Leichtigkeit, die Bedürfniſſe herbeizuſchaffen, welche aus Kunſtfleiß entſpringt, eine ganz andere Wirkung auf ein Volk hat als die, welche entweder aus einer außerordentlich reichen Natur oder aus zufälliger Bereicherung entſpringt. Jene Leichtigkeit beruht auf unaufhörlicher Uebung der Kräfte, dieſe auf einer Befriedigung der Bedürfniſſe durch die möglichſt kleine Thätigkeit. Jene Leichtigkeit bleibt, dieſe erſchlafft.

Gegen die Wiſſenſchaft führt man auch an, daß Gewerbtreibende ſich oft durch deren Anwendung zu Grunde gerichtet haben. Dieß kann leicht geſchehen, wenn ſie entweder eine Lehre anwenden, die ſie unvollkommen auffaßten, oder wenn ſie über die Studien ihre Geſchäfte verſäumen. Oft iſt die Beſchäftigung eines Gewerbtreibenden mit Wiſſenſchaft nichts Anderes als eine heimliche Unluſt zu ſeinen täglichen Geſchäften, bisweilen auch ein eitles Beſtreben, ſich durch gewagte Verſuche zu bereichern oder auszuzeichnen. Solche

Menſchen würden auch andere Wege zum Verderben finden, wenn ſie keine Gelegenheit hätten, die Wiſſenſchaft zu mißbrauchen.

Das Erſprießlichſte iſt freilich, wenn Wiſſenſchafter und Gewerbtreibende im Verein wirken, wenn Jener eine beſtimmte Kenntniß von dem, was in den Werkſtätten vorgeht, zu erhalten ſucht, Dieſer dagegen, um das recht zu verſtehen, was Dieſer von ihm wiſſen will, mit den Hauptlehren der Wiſſenſchaft ſich ſo bekannt zu machen ſtrebt, daß er die Rathſchläge, die er von Jenem empfängt, faſſen und benutzen kann. Der Wiſſenſchafter ſoll Vorſchläge machen, der Gewerbtreibende prüfen; aber Beide müſſen ſich vertrauend einander entgegenkommen. Jener wird da oft im Gewerbebetrieb neue Naturereigniſſe oder neue Verhältniſſe kennen lernen, womit er ſeine Wiſſenſchaft bereichern kann; Dieſer wird nach vorſichtiger Prüfung noch weit öfter in Jenes Mittheilungen neue Reichthumsquellen finden. Aber in allen Fällen müſſen ſie einander zu verſtehen trachten; die bloße Mittheilung von Recepten, worauf ſo Viele, ſowohl Gewerbetreibende wie Nichtgewerbetreibende, ſo hohen Werth legen, führt ſelten zu etwas Gutem. Der kleinſte unerwartete Umſtand, wovon in der Vorſchrift nichts ſteht, ſetzt denjenigen, welcher deſſen Gründe nicht kennt, in Verlegenheit und macht ihm leicht die Vorſchrift ganz unnütz.

Ueber den geographiſchen Unterricht.

Ueber den geographiſchen Unterricht.

(Bei Anmeldung von: „Europa, eine leichtfaßliche Naturſchilderung von J. F. Schouw,“ einem Gelehrten, der um die von Oerſted hier entwickelten Ideen große Verdienſte hat. Der Aufſatz, den wir mit wenigen Auslaſſungen hier mittheilen, iſt der Monatsſchrift für Literatur, 1834, entnommen.)

Es dürfte ſchwerlich überflüſſig ſein, die Aufmerkſamkeit auf die eigenthümliche Ausbildung hinzuwenden, welche die Geographie theils erhalten hat, theils durch die Beſtrebungen unſerer Tage, an welchen auch unſer Verfaſſer ſo ehrenvoll theilnimmt, im Begriff iſt zu erlangen. Dieß ſoll zuerſt ohne Rückſicht auf die Lehrweiſe geſchehen, welche den Schulen empfohlen werden muß; denn ich glaube, daß Männer von den ungleichſten Meinungen über die pädagogiſche Frage ſich leichter über die Wiſſenſchaft ſelbſt einigen, ja ſich zu einigen ſogar gezwungen werden. Aber iſt man erſt darüber einig, daß die Wiſſenſchaft ſich durch die neue Behandlung zu einer weit größeren Vollkommenheit erhebt, ſo wird man ſicher auch darüber einig ſein, daß es in ernſte Erwägung zu nehmen iſt, wie man dieſe für den Jugendunterricht benutzen könne. Die wichtigen Fortſchritte der Geographie in den neueſten Zeiten beſtehen nicht bloß in großen und zahlreichen Beiträgen zu dem bereits erworbenen Schatz von Kenntniſſen, ſondern zugleich in einer neuen Behandlungsweiſe, welche die

Kenntnißmaſſe in Einſicht und Ueberblick verwandelt, ſo daß ſie eben ſo anziehend für den Geiſt, wie fruchtbringend für die menſchliche Geſellſchaft wird.

Die älteſte Geographie beſtand in einer durch natürliche Verſtändigkeit geordneten Erzählung des beſchränkten Theils der Welt, welche man kannte. Die Wiſſenſchaft war nicht eine trockene Aufzählung von Reichen und Städten, ſondern ſie umfaßte Klima, Naturerzeugniſſe, Volkscharakter, kurz alles Wiſſenswürdige, was man hinſichtlich der beſchriebenen Lande zu ſammeln vermocht hatte. Das Bild, welches die Geographie jener Zeit von der damals bekannten Welt gab, hatte eine Lebendigkeit und Klarheit, welche in den Erdbeſchreibungen ſpäterer Jahrhunderte vermißt wird; aber dagegen mußte es auch wegen der größeren Seltenheit der Reiſen ſehr unvollſtändig und wegen der wirkſamen Einbildungskraft des Menſchengeſchlechts voll von fabelhaften Einmiſchungen, außerdem wegen des Mangels an wiſſenſchaftlichen Mitteln, um die Lage der Orte zu beſtimmen, theils unſicher, theils fehlerhaft ſein. Wohl gab eine ſo zu ſagen natürliche Aſtronomie ihnen ungefähre Beſtimmungen, wo ein Ort nördlich, ſüdlich, öſtlich oder weſtlich von einem anderen lag; aber man mußte doch bald die Nothwendigkeit fühlen, dieß zu einer mehr mathematiſch genauen Ortsbeſtimmung auszubilden. Die Mittel hiezu wuchſen von einer Zeit zur andern ſo, daß wir jetzt eine bewunderungswürdige Höhe hierin erlangt haben. Wir vermögen die Geſtalt und Größe der Erde ſo genau zu beſtimmen, daß wir ſicher ſein können, daß, wenn wir zwei Kugeln hätten, welche ſie in einem Zehnmilliontheil ihres wirklichen Durchſchnitts vorſtellen ſollten, die eine, ſo wie ſie in der Wirklichkeit iſt, die andere ſo wie ſie unſere Berechnungen geben, das beſte Kennerauge nicht im Stande ſein würde, den Unterſchied zu ſehen. Wir beſtimmen die Lage der Orte auf der Erde ſo, daß kein Fehler von hundert Fuß geduldet wird. Wir beſtimmen die Höhe der Länder über der Oberfläche des Meeres mit einer Leichtigkeit, wovon die Vorzeit keine Vorſtellung haben konnte. Die Aufzählung von Reichen, Völkern, Religionen, Staatsverfaſſungen, Menſchenmenge u. ſ. w.

iſt nicht minder verbeſſert und ſchreitet wie die Ortsbeſtimmungen unaufhörlich zu größerer Vollkommenheit fort.

Bei alledem kann nicht geleugnet werden, daß der, welcher bei dieſem in vielen Hinſichten ſo höchlich verbeſſerten Zuſtande Geographie lernt, eine gewiſſe Trockenheit und Leere fühlt, wovon man nichts merkt, wenn Herodot uns den Nil und die Donau vergleicht. Die minder gelehrte Beſchreibung der alten Zeit reizte uns mehr die Abſtände und Lagen der Orte und zumal ihre vielen Naturverhältniſſe zu vergleichen. Allerdings iſt es wahr, daß es doch des Studirenden eigene Schuld iſt, wenn er aus den neueren Erdbeſchreibungen nicht ein klares Bild von den Grenzen der Länder und Meere, dem Lauf der Flüſſe, der gegenſeitigen Lage und Entfernungen der Orte auffaßt und ſich einprägt; aber der Vortrag fordert hier den minder Aufmerkſamen nicht zu einer lebhaften und beſchauenden Auffaſſung ſo wie bei den Geographen der Altzeit auf; er führt vielmehr davon ab.

Nur wenig würde es uns jedoch helfen, wenn wir verſuchten ohne Kunſt uns in die geographiſche Darſtellungsweiſe des Alterthums zurückzuverſetzen; wir würden nur eine ungeheure Anzahl von genauen Beſtimmungen und ſicheren Kenntniſſen aufopfern, ohne den Ueberblick des Alterthums in den mannigfaltigen Stoff unſerer Zeit einzuführen. Zwar ſollen wir zu der lebendigeren Anſchauung der Altzeit zurückkehren; aber dieß muß mit wiſſenſchaftlicher Kunſt geſchehen, eine Kunſt, deren höchſtes Ziel es ſein wird, ſich in Natur zu verwandeln; denn hier, wie überall, iſt die höchſte Entwickelung der Menſchennatur Kunſt, die höchſte Vollkommenheit der Kunſt Natur.

Obgleich die Wiſſenſchaft von dieſem Ziele noch weit entfernt iſt, ſieht man doch ſchon den Weg, worauf ſie ſich ihm nähert. Die bloße aſtronomiſche Auffaſſung der Orte nach ihrer horizontalen Lage, nördlich und ſüdlich, öſtlich und weſtlich nach gegebenen Zirkeln, war und iſt eine höchſt nothwendige Grundlage, ohne welche das Ganze loſe und wankend bleiben mußte. Daß dieſe Auffaſſungsweiſe früh und mit der größten Folgerichtigkeit ausgebildet wurde und noch ferner fortfahren muß, ſich der Vollendung zu nähern, iſt natürlich. Daß die politiſche Geographie ſich gleichfalls früh entwickelte und daß ſie ſich alle übrigen Beſtandtheile der Geographie unterordnete, iſt in dem Entwickelungsgange der Dinge nicht minder natürlich. Der Menſch iſt ſich ſelbſt der nächſte Gegenſtand, die Auffaſſung der menſchlichen Verhältniſſe muß uns mehr unmittelbar wichtig ſein als die der Naturverhältniſſe, deren tiefer und inniger Zuſammenhang mit dem Menſchenthume unter einem künſtlichen Zuſammenleben und einer nur wenig auf die Natur hingerichteten Gelehrſamkeit gleichſam in Vergeſſenheit gerieth. So geſchah es denn, daß die Darſtellung von den Naturverhältniſſen beinahe überall zerriſſen wurde und ſo gut wie unkenntlich ward. Das eben iſt es, weßhalb die Geographie den Meiſten ſo trocken ſcheint; denn unſer Intereſſe wird nur geweckt, wo wir das geiſtige Band erblicken, das die zerſtreuten Theile verknüpft. Dieſe Trockenheit würde man nicht gefühlt haben, wenn der Grundſatz in der Erdbeſchreibung, die Betrachtung der menſchlichen Verhältniſſe zur Hauptſache zu machen, der Abſicht entſprochen hätte; aber das Naturwidrige, welches darin liegt, daß man die Darſtellung aller klimatiſchen Verhältniſſe auseinanderreißt, um ſie den Staatseintheilungen einzuordnen, konnte nicht anders als ſich ſelbſt dadurch rächen, daß ſie uns die Ueberſicht über die Naturverhältniſſe raubte, welche einen ſo großen Einfluß auf den Zuſtand der menſchlichen Geſellſchaft gehabt haben. Daß in dem langen Zeitraum, in welchem dieſe Einſeitigkeit herrſchte, für die Erdkunde ſehr viel geleiſtet worden iſt, bin ich weit entfernt zu leugnen — ich habe ſogar zugeſtanden, daß der natürliche Gang der Dinge ſie mit ſich führte; aber ich behaupte mit eben ſo großer Ueberzeugung, daß es nun Zeit iſt, eine beſſere Behandlungsweiſe zu fördern. Um uns hiervon zu überzeugen, müſſen wir die Naturverhältniſſe näher betrachten, worauf der Erdbeſchreiber beſonders Rückſicht zu nehmen hat.

Durch die bloß aſtronomiſche Ortsbeſtimmung gewinnen wir von nur Einer Klaſſe von Naturverhältniſſen Kenntniß, nämlich vom Einfluß der Sonne auf die Wärme und den Gang der Jahreszeiten auf der ganzen Erde. Aber die Wärme, die einen ſo überwiegend wichtigen Einfluß auf alle Naturerzeugniſſe, und ſowohl mittelbar wie unmittelbar auf den Menſchen hat, beruht nicht allein auf dem Abſtand des Ortes vom Aequator. Nachdem man eine außerordentlich große Menge von Beobachtungen über die mittlere Wärme auf verſchiedenen Orten geſammelt hatte, hat man durch Orte, welche gleiche Mittelwärme haben, Linien rund um die Erde gezogen und dadurch iſotherme Linien erhalten, die an vielen Orten ſich ſehr aus den mit dem Aequator parallelen Kreiſen herausbeugen. Wenn man bedenkt, daß die Abweichungen ſo bedeutend ſind, daß die iſotherme Linie für die Orte, welche 6¼° C. (5° R.) Mittelwärme in Europa haben, den 60. Breitegrad, aber in Amerika und in Aſien den 46. berührt, ſo merkt man, wie unrichtig die Vorſtellung ſein muß, welche man vom Klima der Orte erhält, wenn man bloß ihren Breitengrad erfährt. Man könnte auf den erſten Blick verſucht werden zu glauben, daß man ſich alſo lieber begnügen müßte zu erfahren, in welcher iſothermen Linie ein Ort liegt als in welchem Parallelkreiſe; aber da die iſothermen Linien nicht zu Ortsbeſtimmungen gebraucht werden können und auch nicht alle Wärmeverhältniſſe des Ortes ausdrücken, z. B. ob er heiße Sommer und kalte Winter oder beide gemäßigte hat, ob er von der allgemeinen iſothermen Linie Ausnahme macht, ſei es durch ſeine Lage über der Meeresoberfläche oder durch ſeine Stellung gegen große Bergketten u. dgl., ſo würde dieß durchaus unzureichend ſein. Es iſt überdieß nothwendig, daß der, welcher die Erdbeſchreibung richtig auffaſſen ſoll, der Bergbezirke Lage und Richtungen, ihre terraſſenförmigen Abfälle, die großen Hochlandsbezirke und endlich auch das Flachland kennen muß. Eine Höhe über dem Meere von 500 Fuß wird eben ſo vielen Einfluß auf die Mittelwärme haben wie die Verſchiedenheit von 1 bis 2 Graden im Breitegrad; München z. B., über 8 Breitegrade ſüdlicher als Kopenhagen, hat nicht mehr als ½° C. (4/10° R.) höhere Wärme, weil es 1629 Fuß über der Meeroberfläche liegt; und Madrid, 3° ſüdlicher als Florenz, hat doch ⅝° C. (½° R.) geringere Mittelwärme, was nur verſtändlich wird, wenn man weiß, daß Madrid mehr als 2000 Fuß über der Meeroberfläche liegt.

Bekanntlich hat der Abſtand der Orte vom Meere einen ſehr wichtigen Einfluß auf ihre Wärme, beſonders aber auf die Wärmevertheilung während der verſchiedenen Jahreszeiten. Zwei Orte, deren Mittelwärme im ganzen Jahre gleich iſt, von denen jedoch der eine am Meere, der andere aber davon entfernt liegt, haben eine große Verſchiedenheit in den Jahreszeiten; jener hat milde Winter und nur wenig heiße Sommer, dieſer hat kalte Winter und heiße Sommer. Dieſer Unterſchied und ſein Einfluß auf das Pflanzenreich muß entwickelt werden, damit man aus allgemeinen Grundſätzen wiſſen könne, ob man in einem Lande vornehmlich Pflanzen findet, welche nicht viel Kälte vertragen und nicht viel Wärme bedürfen, oder ſolche, welche bedeutendere Winterkälte vertragen, aber viel Sommerwärme fordern. Man wird z. B. leicht verſtehen, weßhalb Penzance auf der weſtlichen Landzunge von Englands ſüdlicher Küſte, und Ofen, welche beide 10⅝° C. (8½° R.) Mittelwärme haben, dennoch einander ſo ungleich ſind, daß jenes keinen Weinbau hat, dieſes dagegen einen ſehr guten, wenn man erfährt, daß die Mittelwärme an jenem Orte im Winter 4⅜° C., im Sommer 15° C und an letzterem — ⁵⁄₇° C. im Winter, aber 21¼° C. im Sommer iſt. In einem entgegengeſetzten Beiſpiel ſieht man der Kaſtanie natürliche Nordgrenze ſich in Weſteuropa bedeutend weiter erſtrecken als die nördliche Weingrenze, während ſie in Deutſchland und Böhmen bedeutend innerhalb dieſer fällt.

Auf ähnliche Weiſe wird man mit der Zeit allgemeine Ueberſichten über die Regenmenge und deren Vertheilung, über den allgemeinen Feuchtigkeitszuſtand der Luft, über deren Durchſichtigkeitsgrade u. ſ. w. aufſtellen, wenn man unſere Kenntniſſe über den Einfluß dieſer Dinge auf das Pflanzen- und Thierreich vervollſtändigt hat.

Einer der wichtigſten Beſtandtheile, welchen die Erdbeſchreibung in den neueren Zeiten gewonnen hat, iſt die Lehre von der Verbreitung der Pflanzen, die Pflanzengeographie. Dieſe Wiſſenſchaft giebt uns natürliche Ausdrücke für viele verwickelte Naturverhältniſſe, welche einen bedeutenden Einfluß auf die Naturſtellung der menſchlichen Geſellſchaft ausüben.

Niemand kann zweifeln, daß es auf unſere Vorſtellung von den verſchiedenen Formen des Menſchenlebens an verſchiedenen Orten auf der Erdoberfläche einen höchſt wichtigen Einfluß haben muß, ob man weiß, wie weit ſich die Nordgrenze der Gerſte, wie weit die des Weizens, wie weit die der Fruchtbäume erſtreckt. Kennen wir jetzt auch die natürlichen Wuchskreiſe der Weinrebe, des Oelbaums, der Palme, des Mais', des Reis', und wie die Wuchskreiſe in einander übergreifen, — wie viele damit zuſammenhängende Verſchiedenheiten, ſowohl im häuslichen wie im öffentlichen Leben, müſſen da nicht vor unſerm Blicke ſtehen! Man würde ſehr fehlen, wenn man ſich vorſtellte, daß dieſe Art von Kenntniß durch einige kleine Zuſätze in unſern gewöhnlichen geographiſchen Lehrbüchern mitgetheilt werden könnte; eine ganz andere Behandlung iſt nothwendig, und man wird ſich nie irgend eine klare Vorſtellung von dieſen Dingen bilden, wenn man ſich nicht mit den über dieſe Verhältniſſe ausgearbeiteten Karten bekannt macht.

Außer allen dieſen Gegenſtänden muß eine Ueberſicht über die Natur der Erdrinde und ihrer Schichten einen Beſtandtheil der Erdbeſchreibung ausmachen; denn ohne dieſe Kenntniß hat man keine zuſammenhängende Ueberſicht über die wichtigen Materialien, die ſich aus dem Schooß der Erde ziehen laſſen oder über die Fruchtbarkeit der Erdrinde. Eine geognoſtiſche Karte iſt deßwegen in hohem Grade ſtatiſtiſch lehrreich. Sie hat auch keinen geringen Einfluß auf die Beurtheilung der militäriſchen Verhältniſſe des Landes, und ſo wird in mehr als Einer Hinſicht die Geognoſie des Landes in der politiſchen Geographie wichtig.

Endlich gehört auch eine Ueberſicht der herrſchenden Winde in den verſchiedenen Strichen der Erdoberfläche und über die Strömungen im Meere mit zur Erdbeſchreibung. Unter Anderem haben dieſe Dinge einen großen Einfluß auf den Gang des Handels.

Aber wenn man nun, außer der mathematiſchen und politiſchen Geographie, alle dieſe Dinge gelernt hat, kann es leicht geſchehen, daß ſie nur ſtückweis und ohne Rückſicht auf ihren Zuſammenhang aufgefaßt worden ſind. Der Unterricht muß Sorge tragen, daß dieſer nicht überſehen werde. Während wir die Dinge in irgend einer beſonderen Richtung betrachten, iſt es, als ob wir auf ſie hinſtarrten, wodurch wir die Theile genau kennen lernen; aber wenn dieß geſchehen iſt, müſſen wir mit dem frei überſchauenden Auge das Ganze auffaſſen und werden dieß um deſto vollkommener genießen, weil jeder von den Theilen uns zugleich klarer vorſchwebt. Es iſt wahr, daß die Geographie, ſo behandelt, dahin kommt, eine weit größere Kenntnißmaſſe als nach der alten Behandlungsweiſe zu enthalten; aber man darf daraus nicht ſofort ſchließen, daß ſie weit ſchwieriger zu lernen ſein wird; denn es iſt wohl zu bedenken, daß die eine Kenntniß die andere mächtig unterſtützt, wenn ſie im Zuſammenhang aufgefaßt werden. Verbindet man, wie man ſoll, die Landesgeſchichte ſo mit der Geographie, daß man auf jeden wichtigen Zuſammenhang zwiſchen ihrem Zuſtand und ihrer Naturſtellung, und die verſchiedene Bedeutung, welche dieſe Naturſtellung in den verſchiedenen Entwickelungsperioden der Menſchengeſchlechter haben muß, hinzeigt, ſo wird man, ohne das Gedächtniß zu beſchweren, eine weit größere Kenntnißmaſſe auffaſſen, als wenn man ſich damit begnügt, ſich die loſen Materialien der bisherigen Geographie einzuprägen.

Vielleicht wird nichts geeigneter ſein, Einigkeit in der Behandlung der Geographie zu befördern, als eine vorgelegte Probe. Der Nutzen eines ſolchen Verſuches wird ein doppelter ſein: theils wird er denen, welche ſich in die neue Methode nicht hineinverſetzt haben, Gelegenheit geben, eine klarere Vorſtellung von ihr zu faſſen, theils würden einige ſolche Verſuche von Wiſſenſchaftern, die über die Sache nachgedacht haben, beitragen, daß man eher zu einem einigermaßen befriedigenden Vortrage dieſer Wiſſenſchaft gelangte. Ich will es deßwegen wagen, eine ſolche Probe zu geben, nicht von der Behandlung einzelner Hauptttheile der Geographie als mathematiſche, phyſiſche, politiſche Geographie — denn deren Vortrag iſt hinter dem anderer Wiſſenſchaften nicht zurückgeblieben —, ſondern von der

Anwendung unſerer jetzigen geographiſchen Kenntniſſe auf ein gegebenes Land. Zwar könnte ich hievon Beiſpiele genug in Carl Ritter's Geographie finden; aber da er ſeinen oft meiſterhaften Ueberblick über die Länder in ihren natürlichen, politiſchen und hiſtoriſchen Verhältniſſen auf eine ſehr verwickelte Weiſe und mit vielen tiefhergeholten gelehrten Unterſuchungen darſtellt, ſo darf ich nicht unmittelbar auf ihn hinweiſen, ſondern habe einen Artikel aus ſeinem Werke ausgezogen und umgearbeitet ſo wie ich es für die Mehrzahl der Leſer paſſend finde. Ich habe hiezu Paläſtina gewählt als dasjenige Land, welches eine große Merkwürdigkeit für uns hat, und nehme den Namen hier in einer ſolchen Ausdehnung, daß er ein einigermaßen beſtimmtes Naturganzes umfaßt. Da dieſe Probe keinen andern Zweck hat, als eine Behandlungsweiſe der Geographie darzuſtellen, ſo wie ich glaube, daß ſie dienlich ſein würde, ſo hoffe ich, daß man es entſchuldigen wird, wenn ich nicht alle die Zeit und Kritik im Einzelnen angewendet habe, welche man mit Recht fordern könnte, wenn ich die Abſicht gehabt hätte, eine Schrift zum Unterricht in der Geographie des abgehandelten Landes zu geben.

Man ſollte nie eine Beſchreibung eines Landes leſen, ohne ſich deſſen Karte vorzulegen, je weniger man ſich bewußt iſt, es klar in der Vorſtellung zu haben; ich bitte deßhalb jeden Leſer, der nicht ſchon voraus mit der Karte von Paläſtina ſehr wohl bekannt iſt, ſie, während er das Folgende lieſt, vor ſich zu nehmen.

Paläſtina iſt ein Theil von Syrien, den Namen in der von ſeinen mehreren Bedeutungen genommen, worin er ein wohlbegrenztes Naturganzes umfaßt. In dieſer Bedeutung beſteht es denn aus dem ſchmalen Berglande, welches ſich von dem ſteinigen Arabien und der Landzunge, wodurch Aſien mit Afrika verbunden wird, nordwärts gegen den Theil des Taurusberges erſtreckt, der vom Frat (Euphrat) durchbrochen wird, nachdem er ſeinen oberen Lauf zurückgelegt hat. Gegen Weſten wird es von dem Mittelmeer begrenzt; gegen Oſten von einem Sandmeere, der ſyriſch-arabiſchen Wüſte. Seine Länge beträgt etwa 6 Grade vom 31° bis 37° N. B., die Breite nicht über ein Drittel hievon.

Die Natur ſelbſt hat das Land in drei Längeſtreifen getheilt: 1) einen öſtlichen, welcher eine bedeutende, ungefähr 2000 Fuß über dem Meere gelegene Hochebene ausmacht, zwiſchen Sandwüſten auf der einen, dem eigentlichen Bergland auf der andern Seite; 2) das Bergland ſelbſt, von dem vorigen meiſt durch die Flüſſe Orontes und Jordan getrennt; 3) die kleine, im Ganzen niedrigere Küſtenſtrecke, welche den weſtlichen Theil ausmacht.

Aber auch in einer andern Hinſicht iſt das Land in drei natürliche Theile getheilt. In der Mitte erhebt ſich nämlich dieſes Bergland zu einer bedeutenden Höhe und bildet das Libanongebirge, das ſich in zwei mit der Länge des Landes parallele Striche theilt, von welchen der weſtliche den Namen Libanon in beſchränkterer Bedeutung erhält, der öſtliche dagegen Antilibanon genannt wird. Dieſer höchſte Theil des Landes, der ſich vom 33° bis zum 34½° N. B. erſtreckt, macht deſſen mittelſten Theil aus, ſo daß man ſagen kann, die Natur habe es in ein Nordſyrien, ein Mittelſyrien und ein Südſyrien getheilt. Das erſte iſt Syrien in beſchränkterer Bedeutung, das letzte iſt Paläſtina. Das Libanongebirge erhebt ſich zu einer ſolchen Höhe, daß es bis tief in den Sommer, vielleicht ſogar beſtändig mit Schnee bedeckt iſt, woraus man ſchließen kann, daß einige der Berge nicht leicht unter 9000 Fuß hoch ſein können, ja daß ſie ſogar in jenen Gegenden bis 12,000 Fuß ſteigen müſſen, wenn ſie wirklich mit ewigem Schnee bedeckt ſind. Auf dieſen Bergen, wo die bedeutende Kälte die Luftdünſte verdichtet, ſammelt ſich ein Waſſerreichthum, der ſich ſodann durch Flüſſe über eine große Landſtrecke verbreitet. Gen Norden fließt Orontes, gen Süden Jordan, gen Weſten ein minder wichtiger Fluß, Letane, der in der Nähe von Tyrus in das Mittelmeer fällt, gen Oſten ein Paar Flüſſe, welche ſich in einen Steppenſee bei Damaskus ergießen. Nördlich und ſüdlich von dem Libanongebirge ſenkt ſich die Kette. Die Bergebene in Nordſyrien erſtreckt ſich, ſoweit man es aus den Berichten entnehmen kann, zwiſchen 6000 und 7200 Fuß über dem Meere, die in Südſyrien (Paläſtina) nur zwiſchen 2400 und 3000 Fuß. Man würde ſehr fehlen, wenn man ſich dieſe Berge als gipflige, den Schweizeralpen ähnliche Urberge vorſtellte. Sie haben dagegen große Aehnlichkeit mit der Jurakette; ihr Rücken trägt keine beſonderen Kegelberge, ſondern iſt eine dürre, nackte, einförmige, lange Felſenfläche, wozu ſich das Land durch verſchiedene Anbergſtufen erhebt. Sie beſteht aus einem Kalkſtein, der dem des Jura gleicht. Von der Meeresküſte oder von der öſtlichen Hochebene aus geſehen, gleicht die ſyriſche Bergreihe einer langen einförmigen Bergmauer, von der nördlichen Grenze her betrachtet nimmt ſie ſich mit ihren Abſtufungen wie geſonderte, kegelförmig aufſteigende Berge aus.

Südſyrien, das man auch Paläſtina nennt, dieſes Wort in ſeiner ausgedehnten Bedeutung genommen, wird von Norden nach Süden vom Fluße Jordan durchſtrömt, welcher eine große Scheide zwiſchen der öſtlichen und weſtlichen Landſtrecke bildet, ſowie deſſen Bette ſich vor andern Flüſſen dadurch auszeichnet, daß es eine ſehr breite Einſenkung mit ſteilen Klippenwänden iſt, worin ſowohl der Fluß ſelbſt, die See'n, welche er durchſtrömt und der, worin er ſich ausleert, liegen. Ja dieſe Einſenkung ſetzt ſich ſogar weiter fort bis zu dem öſtlichen Arm des rothen Meers bei Akeba, ehemals Aila. Das Land im Oſten von dieſem Fluſſe hat auf der andern Seite die arabiſche Sandwüſte zur Grenze. Gen Norden erſtreckt es ſich hinauf bis Damaskus, gen Süden hinab nach dem Sheratberg, Moſes' Seir. Dieſer ganze öſtliche Landſtrich ſcheint eine der ausgedehnteſten Baſaltbildungen zu ſein, die man kennt. Der Baſalt iſt eine dunkelfarbige, unter Mitwirkung des Feuers hervorgebrachte Steinart. Er verwittert leicht und bildet dann eine ſehr fruchtbare, zu jeder Art von Kornbau geeignete Erde; aber wo er ſich unverändert erhält, bildet er fürchterliche, ſchwarze, wüſte Einöden. Der Baſalt läßt ſich ſehr wohl bearbeiten, beſonders da er meiſtens von Natur bereits getheilt iſt und wurde deßwegen in dieſem Baſaltlande auch zu Gebäuden angewandt. Er hat zum Material ſowohl für die mächtigen Städte, deren anſehnliche Ruinen man noch auf dieſem Hochlande findet, wie für die Städte und Weiler gedient, welche ſich jetzt dort finden und welche in einiger Entfernung wie Baſaltgruppen ausſehen. Selbſt die Thüren ſind hier oft aus Baſalt und gehen auf Steinangeln. Dieſe Gewohnheit Steinthüren zu gebrauchen hat ſich auch bis zur Weſtſeite des Jordans ausgedehnt, wo man noch dergleichen Thüren vor den in die Felſen Jeruſalem's eingehauenen Begräbniſſen findet. Man kann aus dieſer Benutzung ſchließen, daß der Baſalt hier häufig in der ſonſt ſeltenen Form von Tafalbaſalt vorkommen muß.

Nach dem Jordan zu bietet dieſer Landſtrich ſteile Abhänge, tiefe Klüfte und enge Päſſe dar. Baſaltkuppen erheben ſich dort mit Reſten von Städten des Alterthums von merkwürdiger alter und eigenthümlicher Bauart. Meiſtens liegen ſie an den verſchiedenen von Oſt nach Weſt gehenden Einſenkungen, die nach dem Jordansthal hin ſtreichen und Haupteingänge nach Paläſtina aus der arabiſchen Wüſte bilden. Durch dieſe ſtrebten Israels Kinder in Paläſtina einzudringen, nachdem es ihnen von Süden her nicht geglückt war, als ſie den Eingang zwiſchen dem todten Meer und dem Mittelmeer über das Amalekiter- und Kananitergebirge ſuchten. Durch dieſe öſtlichen Eingänge kam auch das Römerheer mehrmals; durch ſie drangen die erſten mahomedaniſch-arabiſchen Eroberer und durch ſie brach wieder Saladin in das von den Kreuzfahrern eingenommene Paläſtina ein. Sollten die Chriſten durch die Kreuzzüge ſich dauernden Beſitz von Paläſtina erworben haben, ſo hätten ſie ſich in dieſem öſtlichen Grenzlande feſtſetzen und ſich nicht damit begnügen müſſen, einzelne Grenzfeſtungen von den Saracenen zu erobern.

Des Jordans und des todten Meeres öſtliche Zuſtrömungen, Hieromax (jetzt Mandara), Jabok (jetzt Sorka), Arnon (jetzt Mudſchab), haben ſtets dieſes Landſtriches natürliche Abtheilungen beſtimmt, nicht durch die Breite ihrer Gewäſſer, ſondern durch ihre tiefen, ſteilen Klippenthäler. Dieſe gegenſeitig ſo ſchwierig zugänglichen Abtheilungen gaben Veranlaſſung zur Bildung verſchiedener Reiche. Nördlich vom Jabok liegt der größte Theil der Hochebene Gilead, jetzt Gebbel Edſchund und erſtreckt ſich gen Norden bis Hermon und Damaskus hinauf. Die ſüdliche

Grenze beſchränkt ſich doch nicht überall bis zum Jabok; in der Nähe des Jordan dehnt ſie ſich noch weiter hinab zum Arnon.

In einem Theil dieſes Landes findet man zahlreiche bewohnte Höhlen. Die Römer fanden es ſehr ſchwierig, die Bewohner zu bezwingen, welche oft in großen Höhlen mit bedeutenden Vorräthen weilten, wozu nur ſchmale Gänge führten. Die Geſchichte erwähnt ſogar eine ſolche Höhle, welche 4000 Menſchen faſſen konnte. Auf der Vertheidigung dieſes Hochlandes beruhte Paläſtina's Schutz gegen Syrien. Ruben, Gad und der halbe Manaſſeſtamm, welche hier ihren Antheil erhielten, ſcheinen kriegeriſch geweſen zu ſein, und wir hören ſpäter von Helden aus Gilead, welche Iſrael von Feindes Gewalt befreiten. Südlicher lag das Land der Amoriter, Ammoniter, Moabiter und weiter ſüdlich der Berg Seir, der von Eſau's Abkömmlingen bewohnt wurde. Nachdem die Iſraeliten, welche von Süden kamen, die drei letzten Länder friedlich durchwandert hatten, nahmen ſie der Amoriter Land ein und ſodann Gilead, welches Alles den genannten Stämmen zufiel. Der hier erwähnte öſtliche Landbezirk enthielt eine große Menge Städte, von denen noch zahlreiche Ruinen zu ſehen ſind, nebſt Ueberbleibſeln von ſehr ausgedehnten Gebäuden, in welchen man viele Spuren von griechiſcher und römiſcher Kunſt bemerkt. Dieſe Städte verdankten wahrſcheinlich einen großen Theil ihrer Macht und ihres Reichthums dem Karavanenhandel, der im Alterthum ſo wichtig war; denn dieſes Land war und iſt noch ein Durchgang für Karavanen. Auf dem ganzen Striche von den oberen Euphratländern und bis Mekka hat eine Reihe von Städten geblüht wie Palmyra und Damaskus. In dem oſtjordaniſchen Lande ſcheint Boſtra in dem ehemaligen Königreiche Baſan ſehr bedeutend geweſen zu ſein. Noch liegen viele anſehnliche Städte, worunter Aleppo und Damaskus, auf dieſem Karavanenwege. Giebt es aber jetzt deren nicht ſo viele wie ehemals auf demſelben Wege, ſo muß dieß wohl theils der Veränderung, welche der Gang des Welthandels ſeit der Umſegelung von Afrika und der Entdeckung Amerika's erlitten hat, noch mehr aber dem zerſtörenden Einfluß zugeſchrieben werden, welchen die osmaniſche Deſpotie auf allen Handel und alle Gewerbe ausübte. Bis 632, wo Khaleth dieſen Landſtrich durch die ſieghaften Anhänger des Islamismus überſchwemmte, ſcheint dieſe Gegend viele Jahrhunderte lang einen tiefen Frieden und einen hohen Wohlſtand genoſſen zu haben.

Der Amoriter Hauptſtadt Hesbon ward ſchon bei dem Eintritt der Israeliten in das Land zerſtört. Die der Ammoniter Rabbath Ammon eroberte David durch Joab und zerſtörte ſie, wogegen ſie von Ptolemäus Philadelphus wieder aufgebaut wurde und den Namen Philadelphia erhielt. Moab's alte Hauptſtadt war Rabbath Moab, ſpäter Areopolis. Alle dieſe Städte ſind zu ihrer Zeit mächtig geweſen und man findet zum Theil anſehnliche Trümmer von ihnen.

Indem wir nun das Land weſtlich vom Jordan zu betrachten anfangen, müſſen wir uns auch mit dieſem Fluſſe näher bekannt machen. Wir haben ſchon geſehen, daß er das Eigenthümliche hat, daß ſein ganzer Lauf durch eine große Einſenkung in das Land beſtimmt wird. Dieſe Einſenkung iſt ſehr breit, ſelbſt bis zu einer Tagereiſe, und der Strom ſelbſt hat eine im Vergleich damit durchaus unbedeutende Breite. Auf beiden Seiten wird dieſe Einſenkung von hohen ſteilen Klippenwänden umgeben. Der Boden iſt nicht mit fruchtbarer Erde bedeckt, ſondern beſteht aus kahlem Kalkfelſen, woraus die ſeltene Erſcheinung entſpringt, daß der Fluß in einer unfruchtbaren Wüſte läuft. Wir verſtehen nun, wie Johannes in der Wüſte predigen und im Jordan taufen konnte, was ſonſt einem denkenden Bibelleſer, der ſich den Jordan wie andere Flüſſe vorſtellt, ſchwer zu begreifen ſein mußte.

Der Jordan hat ſeinen Urſprung auf dem Libanon oder richtiger auf dem ſüdlichen, hohen, ſchneebedeckten Vorberg des Antilibanon, Hermon. Ein Theil dieſes Zufluſſes ſcheint unterirdiſch zu ſein, und einmal wenigſtens verſchwindet ſein öſtlicher Zufluß unter der Erde und kommt nachher wieder hervor, ſo wie es oft in Kalkbergen geſchieht. Er ergießt ſich ſodann in einen kleinen See mit Namen Merom oder Samochonitis. Wenn der Schnee auf dem Berge ſchmilzt, ſchwillt dieſer See hoch an; aber in der trockenen

Zeit iſt er ein Schilfboden, wo Papyrus wächſt, wie im Nil und bei Babylon, und worin ſich Rohr findet, das zu trefflichen Pfeilen diente. Hier war es, wo Joſua einen großen Sieg über viele Bergfürſten gewann, wodurch das Quellenland des Jordans in die Hände der Israeliten kam. Von hier fließt er zum Geneſarethſee, welcher auch nach der Provinz der galiläiſche See und ebenſo nach der Stadt Tiberias benannt worden iſt. Die größte Länge deſſelben folgt der Richtung des Fluſſes und beträgt 2 Meilen, die Breite ungefähr drei Viertel Meile. Auf der weſtlichen Seite liegt das ſchöne galiläiſche Bergland, auf der öſtlichen das wüſte Felſengebirge der Gadarener. Auf der galiläiſchen Seite iſt die Bergart Baſalt. Dieſer fängt etwas öſtlich von Cana an und erſtreckt ſich vom Tabor und dem Hochlande Jesreel (Esdraelon), worauf dieſer Berg ſich erhebt, zum See hinab. Man findet hier dieſelbe treppenartige Ordnung, welche in Schweden zu dem Namen Trap Veranlaſſung gegeben hat, und mit der ſo ſehr bezeichnenden Trennung in gekantete Säulen; Augenzeugen haben deßhalb das hier vorkommende Naturverhältniß mit dem verglichen, das ſich bei dem Wenerſee in Schweden und bei den See'n in andern baltiſchen Gegenden zeigt. Er iſt von einer Alpennatur umgeben, welche ihm Aehnlichkeit mit dem Genferſee, dem Loch Lomond in Schottland und dem Locarnerſee in der Lombardei giebt. Von dem weſtlichen Hochland ſieht der Betrachter auf das fruchtbare Küſtenland des See's nieder und die majeſtätiſchen Bergketten der Oſtſeite hinan. Gen Norden erblickt er des hohen Libanons ſchneebedeckte Bergkuppen in Obergaliläa und tiefer hinab den Libanonwald, wodurch hier die Thalausſicht geſchloſſen wird. Näher gegen den See zeigt ſich im Norden Naphthali und Sebulon's Berglandſchaft und in SW., nur 2½ Meile vom See, erhebt ſich auf Jesreel's Hochebene der kegelförmige Tabor mit ſeiner 3000 Fuß hoch liegenden Gipfelebene. Der See iſt klar, das Waſſer oben warm, am Boden ſehr kalt durch das von den Bergen zuſtrömende kalte Waſſer. Das häufig wechſelnde Gleichgewicht zwiſchen der Berge kalten und der Thäler warmen Luft verurſacht, daß dieſer See ſo oft von Stürmen heimgeſucht wird, daß man ihn in unſerer Zeit nur ganz nahe an den Küſten befährt. Er iſt reich an trefflichen Fiſchen und hat einige darunter gemeinſchaftlich mit dem Nil, was einigen Schriftſtellern der alten Zeit zu dem Gedanken Veranlaſſung gegeben hat, daß er eine unterirdiſche Ader von ihm empfange. Die Fruchtbarkeit dieſes Seethals iſt berühmt. Die Bergumgebung deſſelben bietet in den verſchiedenen Höhen ſo große Wärmeverſchiedenheiten dar, daß das mannigfaltigſte Pflanzenleben ſich hier auf einem kleinen Raum entwickeln kann. Die Dattelpalme, welche Hitze und der Wallnußbaum, welcher Kühlung verlangt, gedeihen dort, der Oel- und Feigenbaum gleichfalls; die Weinrebe bringt hier einen außerordentlichen Reichthum von Trauben.

Auf der weſtlichen Seite des See's fand man einfache und friedliche Bergbewohner, unter welchen Chriſtus ſo viele ſeiner Apoſtel gewann; auf der öſtlichen wohnten wilde Völkerſchaften. Auf der weſtlichen Seite baute Herodes zur Ehre ſeines Kaiſers Tiberias, eine Stadt nach römiſchem Zuſchnitt mit 30,000 Menſchen, wo alsdann die Rabbiner nach der Zerſtörung Jeruſalems eine Freiſtätte und eine Hochſchule hatten. Im ſiebenten Jahrhundert ward ſie von den Kalifen erobert, ſank in Unbedeutenheit und verfiel. Nahe bei der Stadt waren warme Schwefelbäder, welche ſich noch finden.

Um den See trifft man in den Felſen viele zu Grabſtätten benutzte Höhlen an. Auf der Oſtſeite wurden ſie oft Zufluchtsörter für Räuber und trübſinnige Menſchen, welche die Geſellſchaft ſcheuten.

Vom Geneſarethſee an hat der Jordan ein bedeutendes Gefälle, aber je mehr er ſich von dort entfernt, wird ſein Lauf minder ſchnell. In der Nähe des See's iſt das Thal noch grasreich, aber weiter hinab zeigt es ſich als nackte Felseinöde. Abwärts von Jericho iſt dieſes Thal mit einem ſalzhaltigen, ſandartigen und ſo weichen Lehm bedeckt, daß Pferde bis an die Kniee einſinken.

Jericho bildet eine Oaſe am Jordan. Es iſt amphitheatraliſch von Bergen umgeben und war in der Altzeit, als die Quellen eingefriedigt und reingehalten wurden, ein reichbewäſſerter Garten in einer heißen Landſchaft, etwa 1 ⅓ Meile lang und beinahe ½ Meile breit. Hier ſtanden Palmen mit den ſüßeſten Datteln, Reben mit den köſtlichſten Trauben und der berühmte Balſambuſch. Man ſetzte in der Altzeit einen hohen Preis auf deſſen Balſam, der mit dem Mekkabalſam eins zu ſein ſchien, welcher im Morgenlande noch hochgeſchätzt wird. Bei Jericho war und iſt noch einer der natürlichen Eingänge in das eigentliche Paläſtina. Hier war es, wo die Israeliten eindrangen. Später ſtrömten jährlich am Paſchafeſte viele Menſchen nach Jericho, um die Wüſte zu ſehen, wo Elias und Eliſa ihre Prophetenſchulen hatten und wo Johannes predigte und taufte. Sehr häufig verband ſich vieler Aberglaube hiemit, ſo daß man des Jordans Gewäſſer für beſonders ſündenreinigend hielt und überhaupt dieſelbe Abgötterei damit trieb, wie die Heiden oft mit andern Flüſſen getrieben hatten.

Von Jericho geht ein Weg nach Jeruſalem hinauf, ungefähr zwei Meilen lang; aber er geht durch ſo gefährliche Klüfte und Päſſe in dem trockenen und öden Kalkſtein, daß er zu den ſchrecklichſten gehört und ſtets durch Räuberanfälle berüchtigt war. Man ſieht alſo, daß Chriſti Gleichniß von dem Mann, der unter die Räuber fiel, als er nach Jeruſalem ging, ſich an bekannte Naturverhältniſſe gehalten hat.

Endlich fällt der Jordan in das todte Meer. Speculative Chriſten von der Klaſſe derer, welche ihre ſinnlichen Vorſtellungen in alle Betrachtungen einſchieben, haben es unwahrſcheinlich gefunden, daß der heilige Jordan in das verfluchte todte Meer fallen ſollte und haben deßhalb, im Widerſpruch mit der Wirklichkeit, ihn unter die Erde ſich verlieren laſſen. Die größte Länge des todten Meeres liegt auch in der Richtung des Fluſſes. Dieſer See iſt elf Meilen lang und, wo er am breiteſten iſt, drei breit. Er iſt eine Salzlake, welche in einhundert Theilen beinahe fünfundzwanzig Theile verſchiedener Salze enthält, worunter viel ſalzſaurer Kalk und beſonders ſalzſaure Magneſia. Eine Flaſche, welche nur **1000** Gran reines Waſſer oder **1029** Gran des ſalzigſten Meerwaſſers faſſen kann, faßt **1228** des Waſſers aus dem todten Meer. Man kann deßwegen darin nicht unterſinken; aber ſich in dieſem Waſſer zu baden iſt doch nicht rathſam, da die Schärfe deſſelben die Haut angreift. Sein großer Salzgehalt vermindert ſchon etwas ſeine Flüſſigkeit. Durch das den Asphalt begleitende Bergöl, das die Oberfläche mit einer Flieſe überzieht, wird die Beweglichkeit des Waſſers noch mehr vermindert, ſo daß es nicht zu verwundern iſt, daß ſeine Wellen nicht plätſchern wie in leichtbeweglicheren Gewäſſern. Keine Pflanze wächſt in demſelben oder in ſeiner Nähe, auch enthält er nicht Thiere wie andere See'n. Die Römer beſegelten ihn mit leichten Rohrflößen; aber jetzt iſt dieß außer Gebrauch gekommen. Indeß ſcheint Nichts zu hindern, daß das todte Meer im Allgemeinen auf dieſelbe Weiſe wie andere See'n beſegelt würde; denn die Luft darüber ſcheint der Geſundheit nicht ſehr gefährlich zu ſein, obgleich die Ausdünſtung in der heißen Zeit nicht ganz unſchädlich iſt. Es ſteigen auch bisweilen heiße Rauchwolken daraus hervor, welche allerdings gefährlich ſein können. Auf dem See fließt Asphalt (Judenpech), mit ſeinem Begleiter Bergöl, welche wahrſcheinlich aus unterirdiſchen Quellen aufſteigen. Dieſer Asphalt iſt doch nicht ſo dicht wie der, welcher in der Umgegend aus der Erde gegraben wird. Auf der öſtlichen Seite des See's, wohin die herrſchenden Winde ſtreichen, wird Alles mit einer Salzrinde überzogen, ſo daß ſogar die Kleider der Wanderer mit Salz durchzogen werden. Südlich vom See iſt ein großes Salzthal, wo ganze Salzſäulen ausſchießen. Von leichtgläubigen Reiſenden iſt bald die eine bald die andere unter ihnen für Loth's Weib gehalten worden. Salz und Judenpech ſind alles, was man aus dieſem See holen kann. Die ganze Gegend um ihn iſt öde, ſo daß er nicht Menſchen, Kunſtfleiß und Handel heranzieht wie andere See'n, welche die Umgegend befruchten und zum Verkehr einladen. Keine größeren Gegenſätze kann es geben als die paradieſiſche Gegend um den Geneſarethſee und die unfruchtbare Einöde um das todte Meer. Es iſt durch ein Erdbeben gebildet, und die ganze Gegend vulkaniſch. Seit ſein Boden einſank, ſcheint ſeine Umgegend dem Erdbeben weniger ausgeſetzt, vielleicht weil die eingeſchloſſenen Dämpfe hier nicht ſo vielen Widerſtand finden; aber deſto öfter haben Erdbeben ſeitdem in den davon entfernteren Gegenden Syriens Verwüſtungen angerichtet, z. B. zu Juſtinian's Regierungszeit (von 527 bis 565) beinahe jedes Jahr. Indeſſen war die Gegend um das todte Meer meiſtens mit einer Rauchwolke bedeckt. Seit der Zeit waren fürchterliche Erdbeben ſieben Jahrhunderte hindurch in Syrien häufig. Der Mittelpunkt der Gewaltſamkeit dieſer Wirkungen ſcheint die Einſenkung zwiſchen dem Libanon und Antilibanon geweſen zu ſein. Sidon, Tyrus, Berytus, Tripolis haben beſonders ungeheuer dadurch gelitten. Auch der öſtliche Strich litt oft von Erdbeben. Man hat Nachrichten von vielen dergleichen; unter Anderem fand eines 1102 ſtatt, welches die ausgedehnteſten Verwüſtungen in allen Richtungen rings um den Libanon anrichtete und in Paläſtina bis Nauplus, das bibliſche Sichem, hinab; aber bis Jeruſalem und zu den ſüdlicheren Gegenden erſtreckte es ſich nicht.

Ungeachtet der Jordan und einige kleinere Flüſſe ſich in das todte Meer ergießen, wächſt es doch nicht, was es mit den übrigen Binnenſee'n ohne Ablauf, welche Flüſſe aufnehmen, gemeinſam hat; denn das Becken eines ſolchen See's füllt ſich unaufhörlich mehr an, bis ſeine Oberfläche ſo groß wird, daß die Verdampfung ſodann alles zuſtrömende Waſſer fortſchaffen kann.

In der Mitte der Weſtküſte des See's, unter derſelben Breite wie Hebron, iſt die Einſenkung Ain-Dſchiddy, der Hebräer Engaddi, deren Höhle durch David's Edelmuth gegen Saul berühmt iſt. Hier ſcheinen die Weinberge geweſen zu ſein, welche Salomon beſingt, und die Burg, und der Palmenhain. Es iſt eine Oaſe wie Jericho und hat außer der Weinrebe auch den Dattelbaum und den ſo hochgeprieſenen Balſamſtrauch, deſſen Bau ſpäterhin, zugleich mit jenem, verſäumt worden iſt.

Das Land weſtlich vom Jordan wird vornehmlich durch einen großen Bergbezirk gebildet, der als eine Fortſetzung des Libanon betrachtet werden kann und ungefähr 15 Meilen breit iſt. Es beſteht, wie oben erwähnt, aus Kalkſtein, welcher dem des Jura gleicht. Sein öſtlicher Abhang und deſſen Hochebene iſt unfruchtbar. Er erſtreckt ſich, wie die Bibel ſich ausdrückt, von Dan bis Barſeba; jenes liegt dem Libanon am nächſten, dieſes am ſüdlichen Eingang, wo Abraham und Iſaak Brunnen gegraben hatten. Es ward von den Juden in Galiläa, Samaria und Judäa getheilt. Galiläa iſt ein Bergland mit den herrlichſten Grastriften, zum Theil auch vortrefflich zum Kornbau. Der Rücken der Bergebene ſcheint doch nicht ſo fruchtbar, aber ſowohl ihr öſtlicher am Geneſarethſee, wie ihr weſtlicher Abhang ſind es in hohem Grade. Der ſüdliche Theil des Landes ward von den Stämmen Zebulon und Naphthali bewohnt, welche tapfer waren und mehrmals, beſonders unter Barak und Deborah, Kriegsehre gewannen. Jesreel's Bergebene mit herrlichen Grastriften, worauf der Tabor ſich erhebt, war ſowohl im Frieden wie im Kriege eine wichtige Gegend.

Galiläa's Naturſtellung wird durch die Betrachtung des Durchganges, welcher dort ſowohl für Handel wie für Kriegszüge ſtattfand, näher verſtanden werden. Verbindung mit dem Meere hat es durch Akre, ehemals Akko, einen der beſten, vielleicht den beſten Hafen an der Küſte dieſes Landes, welcher auch durch alle Zeiten zu den wichtigſten Kriegsunternehmungen in jener Gegend benutzt wurde. Hier iſt eine Bucht, deren Vorgebirge Karmel lange ein berühmtes Seezeichen geweſen iſt. In dieſe Bucht ergießt ſich der Fluß Kiſon, deſſen ſtärkſte Zuſtrömung vom Tabor kommt. Durch das Thal ſteigt man eine halbe Tagereiſe aufwärts und trifft dort die erſte Stufe zum Hochlande an, nämlich eine Bergreihe, welche vom Karmel nach dem Libanon zu geht. Der Weg windet ſich jetzt zu fruchtbaren und waldreichen Thälern hinauf, welche doch nur zu Grasweiden für die umherſtreifenden Pferde und Rinder der den Reiſenden ſo gefährlichen Zeltaraber benutzt werden. Der dornige Cactus (cactus ficus indica), welcher ſehr ſchwer auszurotten iſt, hat von Amerika den Weg zu dieſen Wäldern gefunden und hindert die Reiſenden höchlich. Der Weg führt zu einer in der Altzeit berühmten Feſtung, Sefuri, bei Joſua Siph, bei den Rabbinern Zippor, griechiſch Siphoris. Ein Paar Stunden Weges von da kommt man nach Nazareth, jetzt ein Dorf auf einem öden Kalkfelſen. Darauf gelangt man in gleichen Entfernungen von einander nach Kana, Turon, Tiberias, oder nördlicher nach Kapernaum. Dieſer Weg wird beſonders dadurch wichtig, daß Galiläa auf ihm nicht bloß ſeine Zufuhr vom Meere erhielt, ſondern daß der berühmteſte

Karavanenweg von Damaskus hierüber führte, indem man nämlich von da ſüdlich um den Libanon nach Kapernaum ging, welches hiedurch eine wichtige Zollſtelle wurde, und von da weiter auf dem beſchriebenen Wege zum Meere. Auf dieſem Wege geſchahen auch die wichtigſten Kriegsunternehmungen, wenn morgenländiſche Eroberer ihre Waffen vom Phrat zum Nil wenden wollten. Auf ihm zog Kambyſes, um von Akre nach Egypten zu ſegeln, und auf ihm wollten umgekehrt die Franzoſen unter Bonaparte in Aſien eindringen, um nach Indien zu gelangen. Der Beſitz von Akre giebt allem dem zufolge die Herrſchaft über Galiläa und gewiſſermaßen über Jeruſalem zugleich. In dieſem Hafen war es, wo die Kreuzfahrer faſt immer landeten, und ihre Arbeiten, um den Karmel zu befeſtigen, waren ſehr bedeutend.

Um von Galiläa zu dem ſüdlich daranliegenden Samaria zu kommen, muß man erſt von der Hochebene Jesreel nieder- und dann zu Samaria's Bergſtadt hinaufſteigen. Der Weg ſcheint hier wieder, Reiſebeſchreibungen zufolge, von der Natur beſtimmt, obgleich das Nähere ſich nicht leicht ohne vollſtändigere Karten, als wir ſie haben, angeben läßt. Das Land Samaria kann in allgemeinen Zügen zugleich mit Judäa geſchildert werden. Es iſt bergig, hat Hochebenen, wenig fließendes Waſſer, aber häufige Regenſchauer, gute Brunnen, kein undankbares Erdreich, trägt Kornarten, iſt reich an Früchten, voll von Grastriften und das Rindvieh giebt dort ungewöhnlich viel Milch. Die Stadt Samaria, welche nach der Theilung des jüdiſchen Reiches die Hauptſtadt des Reiches Israel wurde, war zugleich eine bedeutende Feſtung. Nach öfteren Zerſtörungen ward ſie von Herodes prachtvoll wieder aufgebaut und zur Ehre des römiſchen Kaiſers Sebaſte genannt. Jetzt ſoll ſie den Namen Santorri haben.

Wenige Meilen ſüdlich von hier liegt das alte Sichem, Sikima, Neapolis, Nauplus, ſchon von der Zeit der Patriarchen an berühmt. Die Gegend umher gehört zu den lieblichſten, fruchtbarſten und am beſten angebauten in ganz Paläſtina, abwechſelnd mit Bergen und Thälern, reich an Brunnen und Quellen, mit einträglichem Boden, reichlichem Regen, geſunder Luftkühle. Dieſe herrliche, von den Geographen ehedem ſo wenig beſprochene Landſchaft erſtreckt ſich bis in die Nähe von Jeruſalem. Kaum irgend ein Winkel eines Thales iſt hier unbenutzt; Alles iſt bevölkert. An den ſteilſten Felſenwänden ſteigen Mauerterraſſen empor, welche von Feigen, Oelbäumen und reichen Weingärten von hoch oben bis tief unten beſchattet werden. Wo ſich Felder zeigen, ſieht man ſie mit Baumwolle, Hirſe, Hülſenfrüchten, Flachs, Tabak, Korn beſetzt. Das Land iſt geſegnet und der Wohlſtand bedeutend; doch würde er es noch mehr ſein, wenn die ſchlechte Regierung dem Eigenthum Sicherheit gäbe: inzwiſchen ſind ſeine Bewohner doch bei der ſo wenig zugänglichen Lage bis auf einen gewiſſen Grad gegen den Ueberfall ihrer Beherrſcher geſchützt.

Zu der Naturſtellung des ſamariſchen Landes gehört es, daß auf allen Seiten die Wege dahin unbeſchreiblich beſchwerlich ſind und daß es nicht in die großen Fahrſtraßen fällt. Südlich wird Alles nach Jeruſalem gezogen, nördlich geht die große vorher beſchriebene Handels- und Kriegsſtraße von Damaskus nach dem Meere. In einer früheren Zeit, wo Jeruſalem noch nicht ſtand und der Weg zum Meere dem Inlande noch nicht geöffnet war, ging eine Handelskaravane von Gilead über Sichem nach Egypten. Bei dieſer Stadt ward Joſeph an eine dieſer Karavanen verkauft.

Von Sichem geht der Weg weiter ſüdlich nach Jeruſalem. Zwiſchen dem Berge Samaria's, der von Ephraim's Stamme bewohnt wird, und Jeruſalem lag der ſchmale Erdſtrich, welcher dem Stamme Benjamin gehörte, ehemals berühmt wegen ſeiner Fruchtbarkeit, die die geringe Ausdehnung erſetzen ſollte; aber jetzt iſt er öde und unfruchtbar, was man hinreichend dadurch erklären zu können ſcheint, daß die ſchlechte Regierung ihn nicht gegen die ewig wiederholten räuberiſchen Einfälle der umherſtreifenden Völkerſchaften zu ſchützen vermag, von deren zerſtörenden Wirkungen man ſich ſchwer eine Vorſtellung macht. Man findet überall in ganz Paläſtina die zahlreichſten Spuren ehemaligen fleißigen Anbaus an Orten, wo man jetzt nur eine Wüſte antrifft. So ſieht man noch an unzähligen

Stellen Reſte von Terraſſen durch Mauern geſtützt, worauf verwilderte Oelbäume und Weinreben wachſen. Ebenſo ſieht man häufige Reſte von künſtlichen Bewäſſerungsanſtalten, welche ſchon ſeit Jahrhunderten in Verfall gerathen ſind. Kurz man ſieht, daß das Land noch Kräfte hat, eine große Bevölkerung zu ernähren, wenn es von einem aufgeklärten und wohlregierten Volke bewohnt würde.

Von Samaria's jetzigen Einwohnern iſt uns nur wenig bekannt; was die älteren anbetrifft, ſo muß man die Zeiten ſehr unterſcheiden. Nach der Theilung des jüdiſchen Reiches, wodurch erſt Sichem und ſpäter Samaria Hauptſtadt ward, wurde bei den von Juda getrennten Stämmen eine große Veränderung im Gottesdienſt eingeführt. Als Salmanaſſer Samaria eingenommen hatte, wurden heidniſche Völker dahin verſetzt und hiedurch nun ein Miſchlingsvolk gebildet, das meiſtens in ein feindliches Verhältniß zu Juda gerieth, und, mitten zwiſchen Sidon und Judäa geſtellt, ſich bald mehr dem heidniſchen, bald mehr dem jüdiſchen Gottesdienſte näherte, wodurch es ſich mit Recht den Vorwurf zweideutiger Denkweiſe in Hinſicht der Religion zuzog.

Daß Judäa in der Hauptſache Samaria gleicht, iſt ſchon bemerkt. Um ſeine Naturſtellung weiter aufzuklären, wird es wichtig ſein, den Zugang dahin von Joppe (jetzt Jaffa) her zu betrachten. Sein Hafen iſt ſchlecht, und Korallenriffe, welche die Ankertaue leicht durchſchneiden, ziehen ſich der Länge nach an ihm hin; aber er iſt doch wichtig als Judäa's einziger Hafen. Durch ihn ſtanden David und Salomo mit den Königen von Tyrus und Egypten in Verbindung. Hierhin ließ Hieram das Cedernholz zum Tempelbau flößen. Hiedurch erhielt Jeruſalem Zufuhr von Korn aus Egypten und Philiſtäa. Durch ihn bekommt Jeruſalem noch ſeine Zufuhr von Reis aus dem Delta des Nil. Er war und iſt der Eingang aller friedlichen Pilgerzüge von den Weſtländern nach Jeruſalem. Ungeachtet dieſer Weg nur 8 geographiſche Meilen lang iſt, gehört er doch zu den beſchwerlichſten und gefahrvollſten. Joppe und Rama liegen noch in dem fruchtbaren Küſtenſtrich, wo man friſches Waſſer durch Eingraben im Sande leicht erhalten kann und wo vordem die größte Fruchtbarkeit geherrſcht hat: jetzt zeigen meiſtens zahlreiche Diſteln, was er vermag; aber wo die Einwohner ein wenig Fleiß darauf verwenden, wird die alte Fruchtbarkeit wieder hervorgerufen. Von hier ſteigt der Weg nach Jeruſalem durch ſo unwegſame Klüfte und Felsſteige empor, daß die wildeſten Päſſe in den Apenninen ſie hierin nicht übertreffen, und kein durch die Kunſt gebahnter Weg hat dieſe Schwierigkeiten gehoben. Man überſteigt allmälig vier parallele Anſtufungen, welche durch nackte, oft gleich Mauern ſteil emporgerichtete Felſenketten geſchieden werden. Dieſe ſind auf mancherlei Weiſe geklüftet und bieten daher Durchgänge dar, welche doch beſchwerlich ſind und ſehr leicht durch Räuber geſperrt werden.

Jeruſalem, von wo ſo ausgedehnte und für das Menſchengeſchlecht wohlthätige Wirkungen ausgingen, hat eine unter großen Weltſtädten höchſt eigenthümliche Lage. Es liegt an keiner der großen Verkehrsſtraßen, ſondern hat eine eigene von der übrigen Welt in vieler Weiſe abgeſchloſſene und geſchützte Lage. Gegen Oſten hat es die Wüſten des todten Meeres, im Norden und Weſten die beſchwerlichſten Felſenwege, gegen Süden die Wüſten jenſeits Hebron. Es ſteht auf Felſengrund, ohne Umgebung von Ackerland, ohne Grastriften, ohne Fluß, ja faſt ohne Quellen und Erdrinde.

Der Kedronbach, der in einer ſchmalen Kluft, Joſaphat's Thal, läuft, iſt den größten Theil des Jahres trocken.*)

Wir gehen nun zum Küſtenlande über. Der ſüdlichſte Theil gehört zu Paläſtina und iſt unbedeutend. Weiter gegen Norden folgt das Land der Philiſter, worin die bekannten Städte Gaza, Askalon, Aſtod, Gad, Ekron. Dieſe ganze Südküſte nimmt Theil an der nordafrikaniſchen Natur, wo brennende Sandwüſten und fruchtbare Oaſen mit einander wechſeln. In der gegenwärtigen Zeit iſt ſie ein Aufenthalt für die Beduinen, wo ſie die Beute verkaufen, die ſie aus Egypten, Arabien und Paläſtina zuſammengeſchleppt haben. Ueber ihre Stellung zum Welthandel wird die nachfolgende Beſchreibung der ganzen Küſte einiges Licht verbreiten. Nördlich von Joppe erſtreckt ſich der fruchtbare Landſtrich Saron, wo bei der Mündung eines kleinen Baches ſeit alter Zeit ein Kaſtell lag, Strato's Thurm genannt. Hier ließ Herodes eine Stadt nach römiſchem Zuſchnitt bauen und nannte ſie Cäſarea, ein Name, den ſie bekanntlich mit mehreren Städten theilte. Den kleinen Hafen daneben ließ er durch Kunſt vergrößern, und nach Jeruſalem's Einnahme war hier lange der Sitz der römiſchen Landesherren; aber der Hafen iſt allmälig verſandet.

---

*) Das Verhältniß der Stadt als Feſtung, ihr Tempel und andere Gebäude, ihre Veränderungen nach den verſchiedenen Zerſtörungen, ihre merkwürdige Umgegend verdiente in einer Ueberſicht wie dieſe eine bedeutende Ausführlichkeit; aber da vorliegender Verſuch überdieß die nothwendigen Grenzen überſchreitet, will ich hier, wo doch viele bekannte Dinge vorgetragen werden müßten, die weitere Beſchreibung lieber überſpringen.

Indem wir weiter nach Norden gehen, Akre vorüber, wovon ſchon vorher geſprochen iſt, kommen wir zu dem berühmten Phönicien. Es nimmt die Mitte der ſyriſchen Küſte von Tyrus nach Aradus ein, ein ſchmaler Landſtreif, ungefähr 25 Meilen lang und kaum irgendwo über 4 bis 5 Meilen breit. Auf dieſem kurzen Landſtreif liegen von vier zu vier Meilen Ruinen der ehemals ſo mächtigen Städte Tyrus, Sidon, Berytus, Byblus, Tripolis, Aradus, deren Meere, Quellen, Häfen, Kunſtarbeiten, Prachtwerke, Reichthum und Macht einſt die Welt ſtaunen machte, deren Colonieen ſich rings um die Küſten des Mittelmeeres ausbreiteten und deren Handel und Schifffahrt ſich längs einem großen Theile von Europas, Aſiens und Afrikas Küſten, von Britannien bis Ceylon erſtreckte. Die älteſte von dieſen Städten war Sidon, deren vortrefflicher Hafen ihr eine große Wichtigkeit ſicherte, ſo lange phöniciſcher Seehandel ſtattfand; doch ward ſie von ihrer Colonie Tyrus übertroffen, welche zuerſt auf dem Feſtland angelegt war, aber während der dreizehnjährigen Belagerung nach einem Paar kleiner Inſeln verlegt wurde, worauf es dem Nebukadnezar glückte, die alte Stadt zu zerſtören. Tyrus hatte einen doppelten Hafen, den einen gen Sidon, den andern nach Egypten zu. Der letztere konnte mit Eiſenketten geſperrt werden. Dieſer ſchmale Küſtenſtrich iſt mit Bergen bedeckt, die zum Libanon gehören, von welchen einige wie

Vorgebirge ins Meer treten, ja einige darunter ſogar ganz vom Lande getrennt ſind, alſo Inſeln ausmachen. Auf dem Libanon fand ſich der köſtliche Cederbaum, der zu den Schiffen und Gebäuden diente. Die Lage und Natur dieſes Landes zeigt, daß man hier kein eroberndes Volk erwarten darf. Das Land hatte nur eine geringe Ausdehnung, mit deſſen Vertheidigung gegen fremde Eroberer die Bewohner genug zu thun hatten. Als Städter, deren vorzüglichſte Aufmerkſamkeit auf Handel und Kunſtfleiß hingewandt war, konnten ſie auch keine Neigung fühlen, jene langen Streifzüge zu machen, welche die Nomaden ſo oft ausführten.

Phönicien muß nicht als Ein Reich, ſondern als ein Verein von mehreren Staaten gedacht werden, unter welchen einige in Verbindung ſtanden und zu gewiſſen Zeiten vielleicht alle Einen Bund ausmachten. Der ganze ſyriſche Küſtenſtrich beträgt eine Länge von 6 Graden ſowie das Land, und ſtreicht faſt von Süd nach Nord, doch mit etwas öſtlicher Abweichung. Das ſüdlichſte Drittel iſt flacher Strand, welcher ſich nur etwas nach dem Karmel zu erhebt, und iſt nur eine ſchlechte Hafenküſte. Das mittelſte Drittel, von dem Karmel bis zum nördlichen Cap von Tripolis, iſt hohe ſteile Küſte und machte der Phönicier Hafenküſte aus. Das nördlichſte Drittel, von Aradus bis zu den ſteilen Bergen Ciliciens, hat nur niederen Bergſtrich an ſeiner Seite und nicht die jähen Vorgebirge, welche den mittelſten Theil der Küſte auszeichnen.

Gehen wir die Küſte entlang von Norden nach Süden, ſo ſehen wir, daß das mittelſte Drittel gegen das ſüdliche öſtlich zurückgetreten iſt und daß das nördliche wieder gegen das mittelſte zurückweicht. Es iſt auf jeder von dieſen beiden Stellen, bei Akre und Aradus, als ob eine von den das Land zuſammenfügenden Bergketten abgebrochen würde und hiedurch bilden ſich die beiden größten, ja man könnte ſagen einzigen großen Buchten auf der ganzen ſyriſchen Küſte. Zu ganz anderen Länderſyſtemen gehören die Buchten bei Gaza und die Iſſusbucht. Auch Cypern, deſſen Bergrichtung oſt-weſtlich iſt, gehört nicht zum ſyriſchen Landſyſtem. Die eben geſchilderten großen Hauptverhältniſſe ſcheinen ſich im Kleinen längs der Küſte zu wiederholen, wo man ſo viele vorſpringende Theile ſieht, von denen nördlich mehr oder minder ſchützende Kleinbuchten, Häfen, Ankerplätze und Colonieen liegen. In alle ſolche Häfen konnte man, ſoweit der Strom es zuließ, leicht mit dem Nordweſtwinde hineinſegeln, der hier in dieſen Gewäſſern 9 Monate des Jahres herrſcht. Wo man Riffe vor dieſen Häfen findet, bemerkt man, daß ſie dem Strich der Berge von Süd nach Nord folgen, und ſo dient die Weſtſeite des Hafens zum Schutze gegen die Brandungen. Bei Sidon ſind ſie ſogar zum Hafendamme gebraucht, wie bei Berytus (Bairut) und Laodicea (Lataki). Längs der ſyriſchen Küſte geht ein beſtändiger Strom von Süd nach Nord, welcher bei der Nilüberſchwemmung ſich mit verdoppelter Schnelligkeit bewegt. Dieſer Strom begünſtigt die Schifffahrt längs der Küſte aufwärts und führt gleichfalls die Schiffe von der phöniciſchen Küſte weſtlich hinüber gegen Cypern. Dieſe Inſel ward deßwegen ein Hauptpunkt ſowohl für die ältere wie für die ſpätere ſyriſche Schifffahrt. Während dieſer Strom die Schifffahrt von Süden her längs der Küſte ſehr erleichtert, macht er es dagegen ſchwierig, ja oft ſehr gefährlich, ſogar unmöglich, in die Häfen zu kommen, welche ſich gegen Norden öffnen. Derſelbe Strom bringt auch durch ſeinen Wellenſchlag eine Menge feinen Sandes vom Meer empor, welcher ſich dann in dem ruhigeren Hafen abſetzt.

Dieſe fortſchreitende Verſandung der ſyriſchen Küſte giebt uns den Schlüſſel zu einem wichtigen Theil von deren Geſchichte; vor einigen tauſend Jahren ſo berühmt wegen ihrer Häfen, hat ſie jetzt keine große Bedeutung. Ihr ſüdlicher Theil iſt beſonders durch den hinzugekommenen Sand erweitert. Bei Gaza wälzt der Strom, beſonders während der Zeit der Nilüberſchwemmung, große Maſſen von Sand und Schlamm nach dem Lande zu. Aber weiter längs der Küſte hat dieſelbe Wirkung, obgleich nach einem kleineren Maaßſtabe, ſtattgefunden. Keiner der Häfen hier iſt tief, viele ſind durch Sandbarren geſperrt, ganze Häfen verſtopft, wie das alte Berytus (Bairut), Aradus (Ortoſia); Inſeln, wie Akko und Tyrus, mit dem Lande verbunden. Der Südhafen von Tyrus iſt unbrauchbar, deſſen Nordhafen auf einen Durchſchnitt von 150

Schritten beſchränkt. In Sidon's Hafen kann jetzt kein Schiff mehr gelaſſen werden. Saide liegt ein Paar Meilen weſtlicher als das alte Sidon, und ob es noch tiefer in das Land hinein ein älteres Sidon gegeben hat, da wo man bei dem Weiler Sidon große Katakomben findet, müſſen künftige Unterſuchungen entſcheiden. Man kann bis zu einem gewiſſen Grade auf die ſyriſche Küſte anwenden, was Rennel von dem Golf bei Aias oder Scandarum, dem alten Sinus Issicus, ſagt, daß die Natur „ſeine ganze hiſtoriſche Phyſiognomie verändert hat.“ Des Menſchengeſchlechts Fortſchritte in den meiſten und der menſchlichen Dinge Rückgang in andern Dingen haben ſie vielleicht noch mehr verändert. Häfen von 10 Fuß Tiefe konnten vielleicht ſolche Schiffe aufnehmen, welche die alten Phönicier gebrauchten: für die größeren Handelsſchiffe der Jetztzeit bedarf es da über 20 Fuß Tiefe und zu den großen Kriegsſchiffen 30 Fuß: ehemals war das Mittelmeer ſo zu ſagen der Mittelpunkt für allen Handel: Afrika's Umſegelung und Amerika's Entdeckung haben dieſer Sache eine neue Geſtalt gegeben. Die zerſtörende türkiſche Deſpotie in Aſien, welche den größten Theil von deſſen Handel und Gewerbefleiß vernichtet hat, auf der einen, die raſchen Fortſchritte des europäiſchen Kunſtfleiſſes auf der andern Seite ſind große umbildende Urſachen, welche bewirkt haben, daß Syriens Land und Küſte tief unter ihre ehemalige Herrlichkeit hinabgeſunken ſind, doch behält es noch ſo viele Naturgaben zurück, daß es, von einem aufgeklärten Volke bewohnt, unter einer guten Regierung im Stande ſein würde, ſich wieder zu einer großen Höhe zu erheben.

Ich glaube wiederholen zu müſſen, daß dieſe Arbeit nur als ein Verſuch zu betrachten iſt und zwar nur als ein Verſuch der Behandlungsweiſe von der Geographie eines einzelnen Landes; ich füge hinzu, in der Form, welche ich für ein Handbuch, nicht für ein Lehrbuch am paſſendſten halte. Meine Abſicht dabei war, auf der einen Seite einen unter den vielen Beiträgen zu liefern, welche wahrſcheinlich erforderlich ſein werden, ehe dieſe ſo reiche Wiſſenſchaft die paſſendſte Form findet, auf der andern, das Meinige beizutragen, um die Ueberzeugung zu verbreiten, daß die nach der neuen Methode behandelte Geographie in hohem Grade die Einſicht ſowohl in die Entwickelung und die Verhältniſſe der menſchlichen Geſellſchaft, wie in die Geſchichte des ganzen Geſchlechts befördert, zu welchem Zwecke die auf gewöhnliche Weiſe behandelte Geographie zwar ein unentbehrliches aber nur wenig fruchtbares Hülfsmittel iſt, das durch ſeine Trockenheit und ſeinen Mangel an organiſchem Zuſammenhang ſo zu ſagen ein nothwendiges Uebel ward.

Im Vorhergehenden habe ich mich enthalten, von dem geographiſchen Schulunterricht zu ſprechen. Ich wollte, wie ich ſchon früher geſagt habe, dieſen nicht mit der Frage über die Behandlung der Geographie im Allgemeinen vermiſchen. Was ich mit Hinſicht auf dieſen zu erklären geſucht habe oder noch zu zeigen hätte, kann in folgende Ueberſicht gefaßt werden:

1) Die Geographie hat in der neueſten Zeit eine lange vorbereitete tief eingreifende Verbeſſerung erfahren.

2) Das Weſentliche in dieſer beſteht nicht in den mannigfaltigen Zuſätzen, welche die Wiſſenſchaft erhalten hat, ſondern in einer ganz neuen Behandlungsweiſe, durch welche die Gegenſtände und Naturverhältniſſe, welche die Geographie behandeln ſoll, ſich in einer Einheit und einem Zuſammenhang zeigen, wodurch ſie ſowohl die Vernunft mehr befriedigen, als auch leichter ins Gedächtniß aufgefaßt werden als durch die ältere Behandlung.

3) Zufolge dieſer neuen Methode eilt man nicht ſogleich von der Aufzählung der großen Haupttheile der Erde zu den politiſchen Eintheilungen, ſondern man betrachtet zuerſt die Beſchaffenheit und den Charakter eines jeden dieſer Haupttheile und geht ſodann Glied für Glied zu den mehr untergeordneten Naturabtheilungen über, ſo daß man ſtrebt, ein möglichſt treues Bild von der Oberfläche der Erde zu geben, ehe man ſich darauf einläßt, die künſtlichen, durch Menſchen ſodann gebildeten Eintheilungen aufzuſtellen.

4) Die Unveränderlichkeit der Natureintheilungen giebt ihnen, als Grundlage für die Wiſſenſchaft, ein wahres Uebergewicht über

die ſo veränderlichen politiſchen Eintheilungen. Daß die natürliche Eintheilung oft das trennt, was die politiſche verbunden hat, iſt wohl eine Unbequemlichkeit, kann aber durch wohl angebrachte zurückgehende Ueberſichten gehoben werden. Dieß wird zu Wiederholungen Veranlaſſung geben; aber die Geographie iſt nicht die einzige Wiſſenſchaft, worin dieſe nothwendig ſind. Aus unzeitiger Furcht vor Wiederholungen hat man oft verſäumt, den Zuſammenhang in den Dingen zu zeigen, welche nicht auf der gebahnten Landſtraße des Syſtems lagen.

5) Der, welcher die Wiſſenſchaft nach dieſem Verfahren lernt (wir ſprechen hier noch nicht vom Schulunterricht), wird gleich anfangs angetrieben, ſich ein Bild von der Erde zu machen, ehe er zu den politiſchen Eintheilungen kommt, welche ohne jene Grundlage leicht ſo aufgefaßt werden, daß man die ſtetigen Verhältniſſe geringer Aufmerkſamkeit würdigt.

6) Die Begrenzung der Staaten und der gegenſeitigen Verhältniſſe ihrer Theile erhellen meiſtens aus den Naturverhältniſſen; aber wo dieß nicht der Fall iſt, werden die Abweichungen deſto mehr Licht auf die eigenthümliche Natur und den Entwickelungsgang der menſchlichen Geſellſchaft werfen.

Wird es nun zugeſtanden, daß die Wiſſenſchaft eine große und bedeutungsvolle Verbeſſerung gewonnen hat, ſo wird man wohl nicht leugnen, wie wünſchenswerth es ſei, daß dieſe auch auf die Schulen ihre Wirkung ausübe. Sollte noch irgend ein Einwand gegen ihre Aufnahme in dieſe ſtattfinden, ſo müßte dieſer wahrſcheinlich darin beſtehen:

1) daß die Wiſſenſchaft in ihrer verbeſſerten Geſtalt das Faſſungsvermögen überſteige,

2) oder zu weitläufig für die Jugend ſei,

3) oder zu den älteren Kenntniſſen nur ſolche neue hinzufüge, welche für die Jugend wenige Wichtigkeit haben.

Daß die Geographie in ihrer verbeſſerten Geſtalt das Faſſungsvermögen der Jugend überſteige, wird kaum Jemand behaupten, da in den Schulen ohne Zweifel ſchwierigere Dinge gelehrt werden.

Daß die Geographie in ihrer verbeſſerten Geſtalt weitläufiger ſein werde als in der ältern, läßt ſich nicht beſtreiten; da man aber darüber allgemein einig iſt, daß man in den meiſten Schulen die Jugend zu viel Detail der politiſchen Geographie lernen laſſe, ſo kann eine vernünftige Einſchränkung hierin wieder eine Erſparniß bewirken. Wohl iſt es wahr, daß die Wiſſenſchaft doch etwas weitläufiger werden wird als ſonſt; aber ob es deßwegen weitläufiger werden wird, ſie zu lernen, iſt eine andere Frage; denn die Jugend wird ſie mit mehr Vergnügen aufnehmen, und der Zuſammenhang, worin die Dinge geſehen werden, wird das Gedächtniß mächtig unterſtützen. Man kann noch hinzufügen, daß ſie ſich weit mehr der Geſchichte anſchließt, indem ſie viele Begebenheiten dadurch verſtändlich macht, daß ſie ihr Verhältniß zu der Naturſtellung des Landes, und die verſchiedene Bedeutung derſelben für die verſchiedenen Entwickelungsſtufen des menſchlichen Geſchlechts darthut.

Durch dieſe Bemerkungen glaube ich zugleich den Einwand beantwortet zu haben, daß die politiſche Geographie der Jugend wichtiger ſei als die phyſiſche, um die Geſchichte und die täglich in unſerer eigenen Zeit ſich ereignenden Weltbegebenheiten zu verſtehen. Es iſt jetzt nicht ſchwer zu ſehen, daß die ſogenannte politiſche Geographie in vielen Fällen von den wirklichen politiſchen Verhältniſſen eine falſche Vorſtellung geben muß. Belege hiezu liegen genug im Vorhergehenden; einige andere und vielleicht noch mehr in die Augen fallende ſtarke habe ich zu einer andern Zeit bei der Anmeldung von einem frühern Werke Schouw's gegeben.*) Als Vorbereitung für den Seemann, den Handelsmann, den Krieger muß die Geographie in ihrer neuen Geſtalt auch viel dienlicher ſein als in der älteren, da ſie ihnen Grundbegriffe giebt, welche auf alle die geographiſchen Detailkenntniſſe hinweiſen, welche ſie ſich nachher erwerben müſſen.

---

*) In der Anzeige von Schouw's: Specimen Geographiae physicae comparativae heißt es z. B.: Er (Schouw) bemerkt, daß man der Geographie eine ſchiefe Richtung gegeben hat, wenn man die Erdbeſchreibung nach den ewig ſchwankenden und oft unnatürlichen, noch öfter mit der Natur wenig zuſammenhängenden politiſchen Verhältniſſen eingetheilt hat, ſtatt der Natur ſelbſt zu folgen. Man fühlt leicht, daß die Erdbeſchreibung nicht den ſo wichtigen inneren Zuſammenhang erhalten kann, wenn die Beſchreibung der Alpen der Politik wegen getheilt werden ſoll, Nova Sembla dagegen in Geſellſchaft der Krimm, Seeland mit Grönland und St. Thomas abgehandelt

Die Verbeſſerung des geographiſchen Unterrichts in den Schulen wird einen wichtigen Fortſchritt in deren bildenden Einfluß mit ſich führen. Es kann bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge nicht oft genug wiederholt und dargethan werden, daß unſere allgemeine Bildung einſeitig iſt, und daß in den meiſten gelehrten Schulen nur ſehr wenig geſchieht, um das geiſtige Auge für die Natur zu öffnen. Den großen Mangel an Sinn für Naturwirkungen und Naturzuſammenhang, der unter denen geſpürt wird, welche ſonſt mit Recht Aufgeklärte genannt werden können, halte ich für den größten Mangel in unſerer Erziehung. Dieſer Mangel iſt ſo uralt, ja für Europa's jetzige Nationen ſo urſprünglich, daß man fürchten muß, der Paradoxie beſchuldigt zu werden, wenn man darüber klagt. Manche werden uns antworten, daß die Hauptſache bei der Erziehung die Bildung des Geiſtes iſt, und daß dieſe am beſten durch die ſogenannten **humaniora** bewirkt wird: noch Mehrere wollen uns daran erinnern, daß alle die, welche die akademiſche Bahn zurücklegen ſollen, Unterricht in Phyſik und Aſtronomie auf der Univerſität empfangen, und auch nicht des Zutrittes zu allen übrigen Theilen der Naturwiſſenſchaft ermangeln. Auf die erſte dieſer Gegenbemerkungen antworte ich, daß ich zwar nicht leugne, daß die Bildung das Hauptaugenmerk der Erziehung ſei, auch nicht, daß die Studien, welche man **humaniora** nennt, mächtig dazu beitragen; aber ich behaupte, daß dieſe Bildung einſeitig iſt und zu ihrer Ergänzung deren bedarf, welche die Naturwiſſenſchaft giebt; Jene kann

---

wird. Die ſogenannten phyſiſchen Geographieen, ſagt unſer Verfaſſer, können dieſem Mangel auch nicht abhelfen, da ſie eigentlich nur Einleitungen zu dieſer Wiſſenſchaft, nicht vollſtändige Geographieen ſind, da ſie die Erdoberfläche nicht nach Naturverhältniſſen eintheilen und dann jedes naturbegrenzte Land für ſich beſchreiben und es mit andern vergleichen.

eben ſo wenig Dieſer, wie Dieſe Jener Stelle vertreten. Noch muß man hinzufügen, daß die Naturwiſſenſchaften nach und nach ſich zu dem Grade entwickelt haben, daß ſie wenigſtens ein eben ſo ſtarkes und deutliches Vernunftgepräge tragen als die Wiſſenſchaften, welche man bisher humaniora nannte, und deßwegen eine eben ſo hohe Würde und bildende Kraft haben als dieſe. Die andere Gegenbemerkung wird ihr Gewicht verlieren, wenn man bedenkt, daß die Grundrichtungen der Bildung in der Jugend anfangen müſſen. Die tägliche Erfahrung zeigt uns leicht, wie mangelhaft unſere Erziehung hinſichtlich der Naturwiſſenſchaft iſt. Man braucht nur darauf zu merken, wie wenig unſere meiſten ſtudirten Männer ein halb Dutzend Jahre, nachdem ſie die Univerſität verlaſſen haben, noch von dem wiſſen, was ſie von Philoſophie, Phyſik und Aſtronomie lernten, und wie viel ſie dagegen von ihrer philologiſchen Gelehrſamkeit, ſo weit ſie ſich erſtreckte, behalten haben, um zu ſehen, welch ein großer Unterſchied ſich in der Gelehrſamkeit findet, die von dem in der Schule gelegten Grund unterſtützt wird, und der, wo ein ſolcher fehlt. Hier Beiſpiele aus dem Privatleben beizubringen, würde vielleicht minder befriedigend ſein; aber wir brauchen zu dergleichen unſere Zuflucht nicht zu nehmen. Man denke ſich nur, daß Jemand behauptet hätte (wie es wirklich geſchehen iſt), daß das Vlämiſche die älteſte Sprache und die Grundſprache aller jetztlebenden ſei, oder daß Ulyſſes in Irland geweſen wäre und ſeines Namens Andenken in der Grafſchaft Ulſter hinterlaſſen habe: würde nicht jeder Herausgeber eines Blattes ſo etwas als eine bloße Schnurre anführen? Aber wenn dagegen ein beinahe verrückter Mann eine Abhandlung ſchreibt, worin er behauptet, daß die Erde ſich von der Sonne ſo bedeutend entfernt, daß ſie uns jetzt nur halb ſo groß erſcheinen muß, als ſie den alten Egyptern vorkam, ſo nehmen die meiſten unſerer Blätter dieß als eine neue Entdeckung oder doch als eine beachtenswerthe Meinung auf. Will Jemand ſich durch Wetterprophezeiung auszeichnen, ſo findet die Bekanntmachung derſelben kein Hinderniß in der doch von allen Sachkundigen zugeſtandenen Wahrheit, daß die Grundſätze, nach welchen man bisher das Wetter hat prophezeien wollen, falſch ſind, und daß der, welcher neue Grundſätze für dieſe Kunſt proben will, nur nach ihnen das Wetter durch eine Reihe von verfloſſenen Jahren zu beſtimmen, und hinſichtlich der Richtigkeit ſeiner Theorie ſich mit den meteorologiſchen Tabellen zu berathen braucht; nein, ſeine Prophezeiung wird bekannt gemacht: und iſt ſie leidlich unbeſtimmt oder trifft ſie ein- oder zweimal ein, ſo wird das oft betrogene Publicum ſich mit Vergnügen abermals betrügen laſſen. Wie ſolche Prophezeiungen ſein ſollten, um zu verdienen, daß man ſie der Probe der Erfahrung unterwürfe und auf welche Weiſe dieſe Prüfung angeſtellt werden ſollte, davon iſt die Kenntniß nur wenig verbreitet. Mit dieſen Beiſpielen, welche leicht zu vermehren wären, habe ich den Leſer nur an eine große Klaſſe von Erfahrung erinnern wollen, woraus hervorgeht, daß Kenntniß von der Natur weit weniger allgemein verbreitet iſt als die Kenntniß von Sprachen und von der Geſchichte. Daß dieſes Mißverhältniß gehoben werden muß, darf man, glaube ich, ſicher behaupten; denn die Natur mit Vernunft zu betrachten und zu gebrauchen, kann nicht einen unbedeutenden Theil des menſchlichen Daſeins ausmachen. Daß ſich viele Beiſpiele von Männern hoher Bildung und großer Einſichten, die dieſe ohne den naturwiſſenſchaftlichen Unterricht erlangt haben, anführen laſſen, kann dieß nicht widerlegen, da man nicht bei Männern von ungewöhnlichen Fähigkeiten, ſondern bei denen, welche auf der Mittelſtufe ſtehen, die Wirkung der Erziehung beurtheilen ſoll.

Die Verbeſſerung des geographiſchen Schulunterrichts ſcheint mir nun der erſte Schritt zu ſein, um den erwähnten Mangel der Erziehung zu heben. Um gründlich die Naturverhältniſſe zu zeigen, wird man ſich genöthigt ſehen, mehr Gewicht darauf zu legen, daß die Jugend die in den Schulen bisher ſo verſäumte mathematiſche Geographie faſſe und etwas mehr erweiterte Begriffe davon erhalte, als ſie in unſern gewöhnlichen geographiſchen Handbüchern ſich finden. Ueber die Grundſätze für die Kartenzeichnung darf man den Schüler auch nicht in Unwiſſenheit laſſen; aber die ſicherſte Weiſe ihn zum Verſtehen derſelben zu bringen iſt, ſie ihn in mathematiſchen Uebungen anwenden zu laſſen. Laſſe man den Knaben erſt verſuchen, einen

Plan von einer Stube, einem Hofe, einem Garten und ſpäter eine Karte nach einem Globus zu zeichnen; dadurch daß er die Schwierigkeit der letzteren entdeckt, wird er leicht die verſchiedenen Weiſen faſſen, wie man ſie überwindet. Da dieß einen Theil der mathematiſchen Zeichnenübung ausmachen wird, welche ich auf das kräftigſte empfehlen zu müſſen glaube, ſo verurſacht es kein neues Zeitopfer. Der Unterricht in der mathematiſchen Geographie, erklärt durch die dahin gehörigen wenigen aſtronomiſchen Grundbegriffe, ſcheint am beſten dem Lehrer der Mathematik überlaſſen werden zu können. Aber da ſich hiernach mehr Studirende, welche mathematiſche Kenntniſſe mit naturwiſſenſchaftlichen vereinigen, finden werden als bisher, ſo würde man wohl Lehrer antreffen, welche es vermöchten zugleich die phyſiſche Geographie zu übernehmen, und in Verbindung hiemit ſie mit den allgemeinſten Wirkungen der Wärme und mit dem Thermometer, mit dem Luftdruck und dem Barometer, mit den Haupturſachen der Winde, mit der Verdampfung, mit Regen und Schneebildung, mit dem Urſprung der Quellen und Flüſſe u. ſ. w. bekannt zu machen. Nicht minder müßte der Lehrer im Lauf des Vortrags, der vorausſetzlich mehrere Jahre dauerte, ſie mit den zumeiſt verbreiteten Steinarten, mit den kennenswertheſten Pflanzen und Pflanzenfamilien, mit deren Naturſtellung und Bedeutung vertraut machen. Vom Thierreiche müßte gleichfalls ſo viel mitgetheilt werden, als die Zeit und das Faſſungsvermögen der Kinder erlaubt. Gegen dieſen Plan wird man mit vielem Schein von Recht den Einwand machen können, daß er zu weitläufig ſei. Aber hiebei muß ich zu bedenken bitten, ob es nicht ein Mißverſtändniß der Methode iſt, wenn man verſucht, die Jugend die Wiſſenſchaft in einer größeren Ausdehnung zu lehren, als Zeit und Fähigkeiten zulaſſen. Die beſſer geordnete Beſchreibung von Ländern, Meeren, Bergen, Flüſſen u. ſ. w., Gegenſtände, welche man auch vormals nicht übergehen durfte, verwandelt die Kenntniß derſelben in eine Naturbeſchreibung. Daß die mathematiſche Betrachtung hievon, welche der Kenntniß von der Erde in ſo hohem Grade einen wiſſenſchaftlichen Charakter giebt, kein bedeutendes neues Zeitopfer fordert, iſt bereits gezeigt. Daß die Kenntniſſe von der Wärme, dem Luftdruck u. ſ. w., welche aus der Phyſik geſchöpft werden müßten, weitläufig oder ſchwierig ſind, wird kein Kenner behaupten, wenn man nicht weiter geht als der Zweck fordert, nämlich eine ſolche Kenntniß von der Erde, wie ſie von allen gebildeten Menſchen erwartet werden könnte. Den Vortrag von ſyſtematiſcher Botanik und Zoologie ſetze ich auch nicht voraus; aber ſollte die Jugend deßhalb nicht vollkommen wohl faſſen können, welche Bedeutung und welchen Einfluß es haben muß, ob der Weizen, die Weinrebe, der Oelbaum ſämmtlich in Einem Lande, oder nur der erſte oder die beiden erſten, aber nicht der dritte gedeihen, oder mit den Gedanken und der Einbildungskraft ſich nicht in das verſetzen können, was der Lehrer von den Wuchskreiſen der Dattelpalme, der Kokospalme, des Brotfruchtbaums erzählt, und den Zuſammenhang begreifen, worin der Zuſtand der menſchlichen Geſellſchaft mit dieſen ſteht! An den großen Einfluß des Zuckerrohrs und des Reis' brauche ich nur zu erinnern. Kann man wohl mit einigem Recht behaupten, daß es nicht nützlich ſei, dieß zu lernen, ohne erſt ſyſtematiſche Botanik gelernt zu haben? Aber in dieſem Verfahren, wird man vielleicht ſagen, iſt nichts Wiſſenſchaftliches, nichts Bildendes. Hierauf kann man antworten, daß es durchaus unwiſſenſchaftlich ſein würde, die Pflanzen auf dieſe Weiſe in der Botanik zu ſtudiren, aber nicht in der Geographie; denn hier haben wir ſchon einen Mittelpunkt der Gedanken, die Erde als ein Ganzes, deſſen einzelner Theile Zuſammenhang und gegenſeitigen Einfluß man mit dem Auge des Geiſtes betrachten will. Pflanzengeſchlechter, Pflanzenarten, Pflanzenfamilien ſind hier nur Theile dieſes Ganzen, die man nicht einmal zu genau betrachten darf, um nicht den Ueberblick zu ſtören. Daß der, welcher eine bedeutende Einſicht in die Botanik zur Pflanzengeographie mitbringt, darin mehr ſehen wird als der, welcher ſie nicht hat, leuchtet ein: nicht minder leuchtet es ein, daß die Geographie, als beſtändig ſich entwickelnde Wiſſenſchaft, der wiſſenſchaftlichen Botanik höchlich bedarf; aber phyſiſche Geographie aus den Schulen ausſchließen zu wollen, weil man ſie nicht mit vollendeter Gründlichkeit vortragen kann, würde nicht beſſer ſein als wiſſenſchaftliche Reli=

gionslehre aus dem Unterricht ausſchließen zu wollen, weil man die Jugend die Bibel nicht in der Grundſprache leſen laſſen kann; ja man könnte ſagen, daß aller gelehrter Schulunterricht verworfen werden müſſe, weil man den Knaben keine Wiſſenſchaft mit völliger Gründlichkeit lehren könne.

Aus dem, was ich nun im Vorhergehenden auseinandergeſetzt habe, wird es, hoffe ich, einleuchtend ſein, daß die wohlbehandelte phyſiſche Geographie ein Theil der Naturwiſſenſchaft iſt. Durch den Zuſammenhang, worin ſie mit den andern Schulwiſſenſchaften, beſonders mit der Geſchichte ſteht, ſcheint ſie mir der Unterrichtszweig zu ſein, der zur Zeit am paſſendſten iſt, um den Schulen ein Mittel zur Bildung des Naturſinns der Jugend zu geben. Vielleicht darf man für den Augenblick nicht weitergreifen; aber wenn man ſieht, was hiedurch ausgerichtet wird, und vielleicht Verſuche in einzelnen Schulen die Sache mehr aufgeklärt haben, wird dieß ſchwerlich ausbleiben. Die politiſche Geographie müßte wohl den Hiſtorikern überlaſſen werden, doch ſo, daß der, welcher die phyſiſche Geographie vorträgt, allerdings oft in die politiſche, und umgekehrt der Lehrer in dieſer auch in jene hinüberſtreifen müßte. Die dabei vorkommenden Wiederholungen würden, glaube ich, eher förderlich als nachtheilig befunden werden. Die hier entwickelte Meinung über den vereinten Vortrag der Geographie und Naturwiſſenſchaft in der Schule habe ich oft durchdacht; indeß habe ich ihn hier doch mehr vorgetragen, um ihn von erfahrenen und denkenden Schulmännern prüfen zu laſſen, als um die Einführung deſſelben geradehin anzurathen. Ich wünſche nur, daß man die Frage über die Annehmbarkeit meines Vorſchlages hinſichtlich der Einführungsweiſe wohl von der Frage über die Einführung eines erweiterten und verbeſſerten Unterrichts ſelbſt, nicht bloß in der Geographie, welcher einige mathematiſche und noch mehr naturwiſſenſchaftliche Kenntniſſe vorausſetzt, ſondern in Mathematik und Naturwiſſenſchaft ſelbſt, trennen möge.

Ich ſehe leicht voraus, daß Viele glauben werden, die Vorſchläge, welche mehrere Wiſſenſchafter in letzterer Zeit zur Einführung der Naturwiſſenſchaft in die Schulen gemacht haben, würden zu dem Syſtem der ſogenannten Philanthropiſten zurückführen. Dieſe einſt ſo übertrieben berühmten und dann mit ſo ungerechter Strenge herabgeſetzten Reformatoren hatten doch ohne Zweifel darin Recht, daß man im Schulunterricht ehedem zu wenig darauf bedacht war etwas Anderes als Büchermenſchen zu bilden: und es iſt bekannt genug, daß ihre Oppoſition gegen das Alte wichtige Verbeſſerungen in der Erziehung hervorgerufen hat: aber ſie verſahen es freilich ſehr durch die Beſeitigung der formellen Bildung und durch den Vorzug, den ſie folglich dem Kenntnißmaterial gaben. Man wird nun leicht den großen Unterſchied bemerken zwiſchen der Empfehlung der Einführung der Naturwiſſenſchaft in die Erziehung wegen der Maſſe der nützlichen Kenntniſſe, welche ſie enthält und ihrer Empfehlung wegen ihres bildenden Einfluſſes und zwar beſonders, weil ſie eine weſentliche Bildungsrichtung iſt, die außerdem nicht leicht ihre gebührende Entwickelung erhält.

Schließlich wünſchte ich der Mißdeutung entgegenzutreten, welche die ſo leicht trifft, welche ſich auf die Seite der Reformatoren ſtellen, daß ich das geringachtete, was früher geleiſtet iſt. Ich hoffe einen ſolchen Vorwurf nicht zu verdienen. Während einer Reihe von Jahrhunderten hat nun glücklicherweiſe jedes Jahrhundert ſeine Verbeſſerungen mit ſich geführt; man würde nur wenig Nachdenken verrathen, wenn man nicht ſähe, daß die neuen Verbeſſerungen nur Zwiſchenglieder ſind zwiſchen dem, was die Vorzeit ſchenkte und dem, was die Zukunft bringen wird. Aber wenn man die Dinge in dieſem Lichte ſieht, ſo wird man ſich dankbar an die alten Verbeſſerungen erinnern und einſt, wenn man es erlebt, daß das Neue der Jetztzeit alt wird, die friſche Morgenröthe der Zukunft mit Freude begrüßen.

Ueber das Examinationsweſen an den Univerſitäten.

Ueber das Examinationsweſen an den Univerſitäten.

(Dieſe in der däniſchen Monatsſchrift für Literatur 1833 abgedruckte Abhandlung wurde durch eine Schrift von Friedrich Emil Elberling „Ueber das juriſtiſche Studium an der Univerſität zu Kopenhagen" veranlaßt. Obwohl ſie ſich zunächſt mit den däniſchen Univerſitätsverhältniſſen beſchäftigt, dürfte doch die hier überſetzte erſte Hälfte auch für deutſche Leſer anziehend ſein. In der zweiten Hälfte werden die für die Univerſitätseramina wünſchenswerthen Abänderungen, beſonders hinſichtlich des Lateinſprechens und der Manuducteure, welche einigermaßen mit unſern Repetenten zu vergleichen ſind, beſprochen; die ins Einzelne gehende Betrachtung hat aber für deutſche Leſer weniger Intereſſe. Da ſich Oerſted außerdem über den erſten Punkt bereits in dem Aufſatze über „Dänenthum" (Charaktere und Reden), und noch ausführlicher in einer Abhandlung, deren Ueberſetzung nachfolgt, ausgeſprochen hat, ſchien uns die Mittheilung aus dieſem Aufſatze überflüſſig.)

Man hört häufig die Bemerkung, daß ein ganz anderer wiſſenſchaftlicher Geiſt auf den deutſchen Univerſitäten herrſche als auf der unſrigen zu Kopenhagen, und daß dieß nur von unſerem unglücklichen Examinationsweſen herrühre. Dieſe Aeußerung macht leicht einen ſtarken Eindruck, wie ſie denn zu ihrer Zeit ihn auch auf mich gemacht hat; aber ich fragte mich bald, ob Vorausſetzung und Schluß Probe halte. Es läßt ſich unleugbar viel Rühmliches von dem wiſſenſchaftlichen Geiſt auf deutſchen Univerſitäten ſagen, denn viele von ihnen haben ihre Kräfte unter einer ſehr großen Lehrfreiheit entwickelt, und das Intereſſe, das die Vorſteher der Univerſitäten, beſonders in den kleinen Staaten, daran hatten, viele Studenten dahin zu ziehen, gab Veranlaſſung, daß wiſſenſchaftliche Anſtrengungen Aufmunterung und Belohnung fanden, indem man von vielen Orten die tauglichſten Männer herbeizog. Deßhalb ſtrebten die Mitglieder der Univerſitäten öffentliche Beweiſe von ihrem geiſtigen Leben zu geben. Freilich hatte dieſer Wetteifer zwiſchen den Univerſitäten, wie jedes andere Beſtreben, auch ſeine Schattenſeite. Aus Begierde einander in den Eigenſchaften zu überbieten, welche einen berühmten Namen verſchaffen, haben die Gelehrten deutſcher Univerſitäten oft übereilte, durch einen gewiſſen Flitterglanz täuſchende Syſteme geſchaffen, oft unter unmäßiger Pflege der Büchergelehrſamkeit des Lebens und Daſeins reiche Fülle aus dem Geſichte verloren, und dadurch eine unpraktiſche Wendung genommen, die zugleich eine Eingebildetheit auf Gelehrſamkeit und einen Hohn gegen Andersdenkende mit ſich führte, welche mit der Bildung, die der Denkende in der Schule des Lebens erhält, nicht beſtehen können. Auch verlor man ſich oft dabei in ein Schriftſtellergewerbe, das die Buchmacherei begünſtigte, aber der Wiſſenſchaft ſchadete. Hiezu kam, daß man viele Unſitten der Studenten überſah, weil man fürchtete, man würde ſie durch Strenge nach einer andern Univerſität vertreiben, deren Vorſteher nachſichtiger ſein dürften. Bei alledem hatten doch jene begünſtigenden Umſtände, beſonders da, wo ſie in volle Wirkſamkeit traten, einen ſo überwiegenden Einfluß, daß viele der deutſchen Univerſitäten unter den wiſſenſchaftlichen Anſtalten Europa's einen hohen Platz einnehmen. Man denke ſich ein Land, das vierundzwanzigmal ſo viele Bewohner hat als das unſrige, in welchem die von ihren Regierungen vorzüglich begünſtigten Univerſitäten gewiſſermaßen ihre Lehrer wählen können, und man fühlt, daß ſchon dieß ſolchen Anſtalten ein großes Uebergewicht geben mußte. Bedenkt man nun ferner, daß die beſſeren und zumal die hochberühmten Univerſitäten in einem ſo zahlreich bevölkerten Lande eine große Menge Studenten herbeiziehen müſſen, und daß die Gewohnheit, daß beinahe Alle die Vorleſungen, welche ſie hören, bezahlen, es vielen Lehrern in jedem Fache möglich macht, dort leben und wirken zu können, wodurch wieder die Studenten eine ſo erſprießliche Wahl unter den Lehrern haben, ſo wird man leicht zugeben, daß die Einrichtungen unſerer Univerſität, im Ganzen genommen, zweckmäßig ſein müſſen, wenn es ſich herausſtellt, daß ſie nur den vorzüglichſten der deutſchen nachſtehen. Aber dieß dürfen wir wohl ohne Unbeſcheidenheit von unſerer Univerſität behaupten, beſonders nachdem die Verbeſſerungen, welche die Fundation von 1788 beabſichtigte, Zeit gehabt haben, ihre Wirkungen hervorzubringen.

Vergleichen wir nun die däniſchen und deutſchen Studirenden, ſo glaube ich auch nicht, daß man Recht hat, den letzteren den Vorzug einzuräumen. Man laſſe ſich nicht durch den Umſtand täuſchen, daß der Reiſende, im Ganzen genommen, meiſtens mit den tüchtigſten Studenten auf den Univerſitäten, welche er beſucht, bekannt gemacht wird, und daß er nur zufälligerweiſe mit den weniger tüchtigen zuſammentrifft; aber hat man Gelegenheit, einigermaßen vollſtändige Beobachtungen zu machen, ſo wird man finden, daß die Mehrzahl der deutſchen Studenten nicht beſſer unterrichtet von ihren Univerſitäten kommt als die unſrigen von der von Kopenhagen. Ich glaube ſogar, daß man nicht fehlt, wenn man behauptet, daß man die Mehrzahl unſerer Studenten mit den philoſophiſchen Hülfswiſſenſchaften beſſer und vollſtändiger vertraut findet als die Mehrzahl der deutſchen. Man trifft dagegen bei dieſen ein freieres, mehr unabhängiges Urtheil über die Dinge — und dieß iſt freilich an ſich ſelbſt ein großer Vorzug —, aber es muß doch nicht überſehen werden, daß es bei vielen nur in einer leichtſinnigen Dreiſtigkeit beſteht, über das, was man nicht hinreichend kennt, zu urtheilen. Inzwiſchen ſcheint doch, wenn Abrechnung gehalten wird, in dieſer Hinſicht auf Seiten der deutſchen Studenten einiger Vorzug übrig zu bleiben. Aber entſchieden kommt es mir vor, daß man bei uns in der Beurtheilung dieſer Sache einen doppelten Fehler dadurch begangen hat, erſtlich daß man ſich zu übertriebene Vorſtellungen von dieſem Unterſchiede machte, und demnächſt daß man die ganze Schuld auf die Examina wälzte. Wenn dieſe Urſache auch mitgewirkt haben kann, ſo glaube ich doch nicht, daß ſie die einzige iſt; denn ich habe bemerkt, daß unſere Studenten, ungeachtet die Examina geblieben ſind, in einer Reihe von Jahren mit einem ruhigen aber merkbaren Entwickelungsgange ſich zu größerer Selbſtſtändigkeit erhoben haben, die ſich nur ſtets, wünſche ich, ſo weit wie möglich von Uebermuth entfernt halten möge. Aber bleiben wir nun nicht bei dieſer allezeit mißlichen Vergleichung zwiſchen denen ſtehen, welche entweder auf den Univerſitäten ſtudiren oder ſie eben verlaſſen haben, ſondern fragen wir nach Dem, was die Hauptſache iſt: was für Männer ſind aus den von den Univerſitäten ausgegangenen Studenten geworden? ſo ſcheint es, daß wir nicht Urſache haben uns zu ſchämen. Jeder Unparteiiſche wird ſicher zugeben, daß eine Vergleichung zwiſchen der deutſchen und däniſchen Literatur uns keineswegs ungünſtig iſt; wenn man in Rechnung bringt, daß Deutſchland zufolge des bloßen gegenſeitigen Verhältniſſes in der Volkszahl der Länder vierundzwanzigmal ſo viel wie wir geleiſtet haben müßte, ehe man ſagen könnte, daß wir geringere Kraft und Thätigkeit gezeigt hätten. Aber nehmen wir noch Rückſicht auf die ungeheuren Vortheile, welche die Größe einer Nation durch die weit bedeutenderen Aufmunterungen mit ſich führt, die ſie ihren beliebten Schriftſtellern ertheilt, durch den vermehrten Wetteifer, durch die Unterſtützung, welche der Geiſt durch Hülfe der lebendigen Mittheilung von ſo Vielen und an ſo Viele erhält, ſo iſt es auch hier einleuchtend, daß die kleinere Nation durch paſſende Einrichtungen, welche zum Theil ſogar von der Beſchaffenheit ſein können, daß die größere ſie ſich eben ſo wenig, wie ſie deren bedarf, aneignen kann, den großen Verluſt aufzuwiegen vermochte, welchen ſie dadurch leiden muß, daß ſie nicht ſo viele Kräfte in ſich vereinigt.

Weit entfernt, als ob ich damit den Gedanken einzuſchmeicheln ſuchen wollte, daß Alles in unſerem Unterrichtsweſen ſo gut wie möglich ſei, wird es ſich in der Folge zeigen, daß ich manche Verbeſſerungen darin wünſche; aber ich habe oft bemerkt, daß bei uns viele Vorurtheile gegen unſer Examinationsweſen herrſchen, und gegen dieſe glaube ich warnen zu müſſen. Es iſt wahr, wir haben auch außerhalb der Univerſität ſo viele Examina, daß wir hierin kaum von den Chineſen übertroffen werden; aber man würde übereilt ſchließen, wenn man uns deßwegen für Chineſen halten wollte. Haben unſere Examina einen großen und ausgebreiteten Nutzen geſtiftet und Aufklärung und Einſicht unter den Bürgern des Vaterlandes ausgebreitet, ſo brauchen wir auf jene Vorurtheile nicht zu achten. Wir wollen die Erfahrung ſprechen laſſen. Nach unſers berühmten Andreas Höier's Vorſchlag ward das juriſtiſche Examen durch die Verordnung vom 10. April 1736 eingeführt. Man braucht wohl keinem gebildeten Manne zu erzählen, wie viel das juriſtiſche Studium ſeit der Zeit bei uns gewonnen hat. Wir haben kein Examen in den zur Staatsökonomie gehörigen Wiſſenſchaften; werden dieſe deßwegen beſſer getrieben? Auf wie niedrigem Standpunkt befand ſich nicht das chirurgiſche Studium bei uns, ehe das chirurgiſche Examen eingeführt wurde! Freilich hat die Verbeſſerung des Unterrichts den weſentlichſten Theil daran gehabt; aber wer wollte glauben, daß die Menge angehender Chirurgen ſich der Anſtrengung und den Koſten, welche das größere Studium fordert, unterworfen haben würde, wenn kein Zwang dabei ſtattfände! Wie großen Antheil muß nicht ein verbeſſertes und Alle treffendes Examen an der Bildung gehabt haben, welche man jetzt unter unſern Kriegern ſo allgemein verbreitet findet? Glaubt man wohl, daß Alle, oder ſelbſt nur die Mehrzahl derer, welche ſich dem Kriegerſtande zu widmen beabſichtigen, ſich die Wiſſenſchaften und bildenden Kenntniſſe, wozu ihnen der Zugang eröffnet wird, aneignen würden, wenn ſie keine Prüfung zu beſtehen hätten? Selbſt die Prüfung, welche gefordert wird, um den Poſten eines Bürgergardenofficiers zu erhalten, nöthigt manchen jungen Mann, ſich Kenntniſſe zu erwerben, welche ſowohl ſeinen Geiſt bilden, als ihm auch ſpäter zum Nutzen und Vergnügen ſind. Ja ſogar ſolche Examina, welche verlangt werden, um den einen oder den andern Gewerbezweig zu treiben, haben unter gewiſſen Umſtänden ihren Nutzen. Man ſollte zwar denken, daß der, welcher von einem Gewerbe leben will, ſich auf Alles, was dazu gehört, von ſelbſt legen werde, ohne ſich dazu zwingen zu laſſen, aber oft iſt die Unwiſſenheit über die Nothwendigkeit gewiſſer Kenntniſſe ſo groß, daß man es ſogar verſchmäht, Dinge zu lernen, die man, wenn man ſie gelernt hat, ſehr vortheilhaft findet. Freilich kann der luſtige

Kopf leicht eine lächerliche Seite an dieſen Prüfungen auffinden; aber wenn viele Bürger dadurch aufgeklärt werden und der Staat Vortheil davon hat, würde man doch die begründetſte Veranlaſſung zum Gelächter geben, wenn man wegen des Scheins der Lächerlichkeit ſie abſchaffte. Daß es viele Examina giebt, die ſchlecht angeſtellt werden, ja daß darunter einige ſein können, welche vielleicht ganz zweckwidrig ſind, leugne ich keineswegs; aber dieß widerlegt meine Behauptung hinſichtlich des ausgebreiteten Nutzens der Examina nicht. Ich wünſche nur, daß Niemand ſein Urtheil über die niederen Examina durch die Geringſchätzung leiten laſſe, womit viele höher Gebildete davon ſprechen, ſondern ſelbſt unterſuche, ob der Nutzen oder die Unvollkommenheiten überwiegend ſind.

Man wird ohne Zweifel finden, daß ich von meinem eigentlichen Gegenſtande, den Univerſitätsprüfungen, ziemlich weit abgekommen bin, aber es iſt nicht ohne Ueberlegung geſchehen; denn man findet, daß Viele von den Prüfungen im Allgemeinen mit einer ſo vorurtheilsvollen, ſich ſelbſt unklaren Mißbilligung ſprechen, daß man kaum ſich mit ihnen wird verſtändigen können, ohne von demſelben Anfangspunkt auszugehen, wie man ihn wählen müßte, wenn ſie durchaus nichts von Prüfungen wiſſen wollten; ja ich bin nicht ungeneigt anzunehmen, daß es eine nicht ganz kleine Anzahl von Examenfeinden giebt, die ſich unbedenklich für die Abſchaffung aller Examina erklären würden. Giebt es nicht, was mehr ſagen will, Leute, die ſich gegen alle Geſetze erklären, weil man oft Geſetze gemißbraucht hat und ſie noch bisweilen Unſchuldigen eine oder andere Unannehmlichkeit verurſachen, deren Unvermeidlichkeit die Menge nicht einſieht. Viele haben ſich zu ihrer Meinung nur durch das Licht der Lächerlichkeit beſtimmen laſſen, das ſich ſo leicht auf Examina werfen läßt, wenn man die vielen Mißbräuche benutzt, die ſich oft in dieſes ſo ſchwierige Geſchäft eingeſchlichen haben. Bei nicht Wenigen hat dieſes Vorurtheil ſeinen Grund auch in dem Mißvergnügen, daß Söhne, Vettern, künftige Schwiegerſöhne u. ſ. w. bei dem Examen ſchlecht gefahren ſind, woran bekanntlich niemals die Läſſigkeit oder der ſchlechte Kopf dieſer liebenswürdigen Perſonen, ſondern einzig und allein die Examinatoren und das Examen Schuld ſind. Ich bin weit entfernt, dieß auf Alle anzuwenden, welche mit unſerem Examinationsweſen unzufrieden ſind. Ungeachtet der Verbeſſerungen, welche von Zeit zu Zeit darin geſchehen ſind, bleiben ſicher noch viele zu wünſchen übrig; aber doch wage ich zu behaupten, daß der Widerwille, welchen viele übrigens vernünftige Menſchen gegen Examina haben, nicht einen ſo hohen Grad erreicht haben könnte, wenn er nicht durch Vorurtheil genährt wäre. Man denke ſich nur einmal die Examina abgeſchafft; würde dann die Mehrzahl der Studirenden wohl lernen, was ſie ſollten? oder würde die Regierung im Stande ſein, ohne Examina etwas von der Vorbereitung der Aemterſuchenden für ihr Fach zu wiſſen? Mag das Examen ein unvollkommener Maaßſtab ſein — und das iſt es der Natur der Sache zufolge —, aber iſt es denn beſſer, gar keinen Maaßſtab zu haben?

Wir gehen nun zu unſerem eigentlichen Gegenſtande, den Univerſitätsprüfungen, über und nehmen für's erſte keine Rückſicht auf die Frage, ob die Examina von der Univerſität getrennt werden ſollten, ſondern wollen zunächſt unſere vorzüglichſte Aufmerkſamkeit auf die Forderungen hinwenden, die man unter allen Umſtänden an das Examinationsweſen machen kann, und dabei die ſeit einer Reihe von Jahren geſammelten Erfahrungen benutzen. Ungeachtet wir ſo lange Examina gehabt haben, iſt doch wenig oder nichts über die Kunſt zu examiniren und ſich examiniren zu laſſen geſchrieben, in welchem letzteren auch die Kunſt inbegriffen iſt, ſich zum Examen vorzubereiten, ſo weit dieß vom Studiren im Allgemeinen verſchieden iſt. Eine vollſtändige Abhandlung über alles dieß würde hier nicht an ihrem Orte ſein; aber eine Reihe von Bemerkungen hierüber wäre vielleicht im Stande, entweder manches Vorurtheil zu heben oder neue Unterſuchungen zu veranlaſſen. Man irrt ſehr, wenn man ſich ein Bild des Examens ohne Rückſicht auf die große Anzahl macht, welche examinirt werden ſoll. Hätte man jährlich nur einige Wenige zu examiniren, ſo würde es leicht ſein, weit zuverläſſigere Proben für ſie auszudenken als die, welche jetzt möglich ſind, da man gegen oder ſogar über 200 Candidaten bei den beiden erſten und bei den Amtsprüfungen auch keine leichtere Arbeit hat, wo der ausgedehnte Examengegenſtand nicht minder die Arbeit vermehrt als ſie die geringere Anzahl der Candidaten vermindern ſollte. Es iſt ganz weſentlich in Betrachtung zu ziehen, daß es ein gewiſſes Ziel anhaltender und angeſtrengter Aufmerkſamkeit giebt, über welches kein Menſch hinausgehen kann. Es iſt nicht daſſelbe für Alle, aber eine Grenze giebt es für Jeden. In einer gewiſſen Zeit ſoll eine gewiſſe Anzahl examinirt werden; die Dinge müſſen folglich ſo eingerichtet werden, daß dieß ohne größere Anſtrengung, als ſie dort möglich iſt, geſchehen kann. In dieſer Hinſicht iſt es bei den Examinen ſchon auf das Aeußerſte getrieben. Jeder Examinator, der an den weitläufigen Prüfungen theilnimmt, fühlt ſich endlich ſo ermattet, daß er ſich nach der Zeit, wo er Vorleſungen halten muß, wie nach einer Erquickung ſehnt. Man glaube nicht, daß die ſchriftlichen Examina für den Beurtheiler minder ermüdend ſind als die mündlichen; nein, der, welcher einige Erfahrung darin gemacht hat, wird gefunden haben, daß das prüfende Durchleſen einer großen Menge von Antworten auf ſo viele Fragen unſaglich ermüdend iſt, ungeachtet das Durchleſen von einigen wenigen ſo geringe Mühe macht. Wer hierauf nicht Rückſicht nimmt, wird leicht in Verſuchung kommen, Unmöglichkeiten vom Examen zu verlangen.

Man findet das Vorurtheil ſehr verbreitet, daß ſchriftliche Examina eine weit größere Sicherheit verſchaffen als mündliche. Jede von dieſen Prüfungsweiſen hat indeß ihre eigenthümlichen Vorzüge, ſo daß überhaupt keineswegs eine ſtatt der andern gebraucht werden kann. Für das ſchriftliche Examen kann man Fragen geben, deren Beantwortung längere Ueberlegung und tiefere Einſicht erfordert als ſie ſich leicht bei einer mündlichen Prüfung entwickeln läßt. Ebenſo iſt es ein Vortheil für Viele, daß ſie ſelbſt bei minder wichtigen Fragen Zeit haben, ihre Gedanken zu ſammeln und nicht aus Blödigkeit oder Furcht vor dem Examinator und den Zuhörern die Faſſung zu verlieren. Außerdem giebt es ſchriftliche Prüfungen, z. B. im Styl, welche ſich nicht durch mündliche erſetzen laſſen. Aber in vielen Fällen kann wieder die mündliche Prüfung nicht gründlich durch die ſchriftliche erſetzt werden. Für's erſte kann man nur wenige ſchriftliche Fragen bei einem Examen geben; und da haben Glück und Unglück einen übermäßigen Einfluß. Angenommen, daß man bei dem Maturitätsexamen ſich mit einer ſchriftlichen Prüfung in der Geſchichte genügen ließe und vier Fragen gäbe, ſo hätten die Cenſoren bisweilen achthundert Antworten durchzuleſen, was vielleicht mehr iſt, als irgend Jemand in der Zeit, welche dazu angewandt werden darf, zu thun vermag. Aber doch ſind vier Fragen zu einer leidlich ſicheren Beurtheilung der hiſtoriſchen Kenntniſſe jedes Candidaten nicht genug. Will man ſich bloß an die allerwichtigſten Begebenheiten halten, ſo wird die Mehrheit der Studirenden leicht verführt, das ſchwierigere Detail zu verſäumen; will man dagegen durch ein Paar der Fragen viel Detail fordern, ſo ereignet es ſich leicht, daß ein Candidat, der ſich zu ſeinem Vortheil zeigen würde, wenn er viele ſolche Fragen erhielte, eine einzelne oder ſogar zwei ſchlecht beantwortet, während der minder wohl unterrichtete Candidat vielleicht zufälligerweiſe ſich auszeichnen wird. Bei dem mündlichen Examen, wo man weit mehr Fragen geben kann, wird dieſe Gefahr bedeutend vermindert. Eine andere und noch häufigere Unannehmlichkeit bei der ſchriftlichen Prüfung iſt die, daß der Candidat ſeine Antwort in ſo unbeſtimmte Ausdrücke faſſen kann, daß man oft ſehr unſicher iſt, ob er das Rechte meint; und wenn er etwas ausläßt, iſt man oft in großer Ungewißheit, ob es ein bloßes Vergeſſen, das Bekannte anzuführen, oder ein Unwiſſenheitsfehler iſt. Manche Candidaten beſitzen eine bewundernswürdige Fertigkeit lange Einleitungen zu ſchreiben, ſo daß ſie nachher genöthigt ſcheinen, die Hauptſache ſehr kurz abzufaſſen. Selbſt die Verwirrung, welche dadurch entſtehen kann, daß der Candidat die Fragen oder etwas darin, mißverſteht, wird nicht immer vermieden. Das, was hier vom Examen in der Geſchichte geſagt iſt, läßt ſich mit geringer Veränderung auf das ſchriftliche Examen in den meiſten Wiſſenſchaften anwenden. Man glaubt ſehr allgemein, daß ein ſchriftliches Examen in der Mathematik ganz beſonders paſſend ſein müſſe; aber wenn es ſich um die erſten Examina handelt, iſt dieß wirklich nicht der Fall. Giebt man Fragen oder Aufgaben, die viel Selbſtdenken erfordern, ſo trifft es ſich oft, daß ein übrigens tüchtiger Candidat nicht den rechten Anfangspunkt finden kann, oder daß er ſich ſelbſt durch einen Schreibfehler u. dergl. in Verwirrung bringt, wogegen ein Wink im mündlichen Examen ihn in den Stand geſetzt haben würde, ſeine Kenntniß zu zeigen. Ich glaube deßwegen, daß die mündliche Examination bei allen den Prüfungen vorzuziehen iſt, wo man ſich Anfängern gegenüber ſieht, und daß man ſich an dieſe beſonders halten muß, wenn man eine ſehr große Anzahl von Candidaten hat; nur verſteht es ſich, daß die Prüfungen, welche ihrer Natur nach ſchriftlich ſein müſſen, in ihrem Rechte bleiben.

Bei Amtsprüfungen, wo man größere Reife bei den Candidaten vorausſetzen darf, nimmt das ſchriftliche Examen erſt ſeinen rechten Platz ein. Aber es würde ein großes Mißverſtändniß ſein, wenn man die mündliche Prüfung daraus verdrängen wollte. Iſt es auf der einen Seite gewiß, daß das Denken meiſtens ſich in den ſchriftlichen Prüfungen am beſten zeigt, ſo iſt es auf der andern Seite nicht minder ſicher, daß man bei dem mündlichen die Mannigfaltigkeit und Vollſtändigkeit der Kenntniſſe weit beſſer erfährt. Daß das mündliche Examen an der Univerſität die große Tugend hat, öffentlich zu ſein, ſollte man bei der Beurtheilung ſeines Werthes nicht aus dem Geſichte verlieren.

Ungeachtet jeder rechtſchaffene Examinator ſicherlich über die zu befolgenden Grundſätze nachgedacht und ſich danach feſte Regeln gemacht hat, ſo wird es doch ſehr nützlich ſein, dieſe Sache einmal zur öffentlichen Verhandlung zu bringen, damit das Nachdenken Mehrerer zum Zuſammenwirken gelange, um mit der Zeit und nach gehöriger Sichtung eine Art anerkannten Geſetzbuches dafür zu bilden. Ich will daher hier einen Anfang machen.

Daß der Examinator von einem redlichen Willen, ſeine Pflicht zu erfüllen, beſeelt ſein muß, verſteht ſich von ſelbſt; aber dieſer Wille muß, um recht wirkſam zu ſein, von der Selbſtkenntniß und Selbſtbeherrſchung begleitet werden, wodurch man ſich in Acht nimmt, von den vielen Eindrücken ſich überraſchen zu laſſen, welche oft ihre Macht über uns ausüben, ohne uns zum klaren Bewußtſein zu kommen. Wohl- oder Uebelbefinden, eingetroffene angenehme oder verdrießliche

Vorfälle, des Candidaten entweder vortheilhafte oder abſtoßende Perſönlichkeit können leicht einen Einfluß auf den Examinator ausüben, wenn er nicht ein gewiſſes Mißtrauen gegen ſich ſelbſt hat, ſo daß er auf ſeiner Hut iſt. Deßgleichen kann die gute oder ſchlechte Weiſe, wie die Antworten vorgebracht werden, leicht einen größeren Einfluß bewirken, als er ihnen als Belege von des Candidaten größerer oder minderer Reiſe rechtlich zukommt. Daß der Examinator ſich durch Freundſchaften nicht zu günſtigeren oder durch Feindſchaften zu ungünſtigeren Urtheilen beſtimmen läßt, behält jeder rechtſchaffene Mann leicht vor Augen; aber daß man auch nicht aus Furcht parteiiſch zu ſcheinen ſich verführen laſſe, es wirklich zu ſein, nur in entgegengeſetzter Richtung, und ſo diejenigen ſtrenger zu behandeln, gegen welche man leicht in Verdacht gerathen könnte, zu günſtig geſinnt zu ſein, oder unzeitige Nachſicht gegen die zu zeigen, gegen welche man ihm leicht einige Ungunſt zu hegen zutrauen könnte, iſt ein Geſetz, das einem ehrliebenden Examinator zu übertreten vielleicht eher begegnet. Aber bei einem Examen giebt es keinen geſetzmäßigen Platz für andere Gefühle als die der Gerechtigkeit, gehandhabt mit der Rückſicht, daß ſie zugleich Billigkeit wird. Eine bloße Gerechtigkeit nach dem Buchſtaben iſt hier, ſo wenig wie anderswo, wahre Gerechtigkeit. So kann ich die Meinung nicht billigen, welche einige, übrigens ſehr redliche Examinatoren gehabt haben, daß man dem Candidaten gar keine Art von Anleitung geben darf. Es läßt ſich leicht denken, daß die Frage vom Examinator unvollkommen geſtellt iſt, oder daß der Candidat in ein entſchuldigendes Mißverſtändniß geräth, oder daß das Rechte ihm nicht ſofort beifällt, aber daß ein Wink, eine helfende Frage ihn ſo viel auf die Spur bringt, daß er doch Gelegenheit erhält zu zeigen, daß er in Betreff des Gefragten nicht unwiſſend war. Es giebt nicht wenige Candidaten, welche durch das bloße untheilnehmende Fragen, aber noch mehr, wenn das Examen den Charakter eines peinlichen Verhörs annimmt, ſo ihre Faſſung verlieren, daß es ihnen unmöglich wird, die Kenntniſſe zu zeigen, welche ſie wirklich haben; der gerügte Grundſatz macht dann den Examinator gegen ſeine Abſicht ungerecht. Aber giebt nicht das entgegengeſetzte Verfahren Veranlaſſung zur Willkürlichkeit? Das kann es; aber nichts iſt leichter, als die formellſte Examinationsweiſe mit eben ſo viel Willkür anzuwenden; denn nicht bloß die Wahl der Fragen, ſondern auch die Ausdrücke, in welchen ſie aufgeſtellt werden, kann die Beantwortung leicht oder ſchwer machen. Ein Examinator, welcher Unrecht thun will, kann es ſehr leicht, ſelbſt bei der Beobachtung der ſtrengſten Formen. Nur Eine äußere Bürgſchaft haben wir für die Gerechtigkeit der Examina, nämlich ihre Offentlichkeit, und die daraus folgende Gelegenheit für die Zuhörer zu urtheilen: und dieſe Bürgſchaft iſt ſehr wichtig; denn zwar beugt ſie nicht Fehlern, nicht einmal Ungerechtigkeiten vor; aber ſie hält doch ſowohl die Unachtſamkeit wie die Ungerechtigkeit ſtark in Zaum. Ein ungerechter Examinator verliert unfehlbar ſeine Ehre. Jeder Verſuch, einem Examen eine ſolche Einrichtung zu geben, daß man ſich nicht auf die Rechtſchaffenheit und Urtheilsfähigkeit der Examinatoren zu verlaſſen nöthig hätte würde es zu einem Glücksſpiel machen. Alle ſichernden Geſetze, welche nicht dieſe ſchädliche Folge haben, müſſen willkommen ſein; aber ſtets müſſen ſowohl der Examinator ſelbſt wie das Publicum ſich erinnern, daß er einen wichtigen Vertrauensposten hat, auf welchem man ihm Zutrauen nicht verſagen darf, ſo lange er es nicht ſelbſt verſcherzt, aber daß mit Recht ein ſtrenges Gericht über ihn ergeht, wenn er ſich deſſen nicht würdig zeigt.

Ein Examinator darf nicht die Zeit mit Fragen vergeuden, welche hinſichtlich der Tüchtigkeit des Candidaten nichts entſcheiden, denn dadurch ſtrengt er unzeitig ſowohl ſeine eigene wie des Candidaten Aufmerkſamkeit an und verwirrt leicht das Urtheil der Zuhörer. Wenn er nicht im voraus von den Examinatorien der vorzüglichen Tüchtigkeit des Candidaten gewiß iſt, muß er mit Fragen beginnen, die von der Beſchaffenheit ſind, daß der, welcher ſie nicht beantworten kann, als ſchlecht unterrichtet betrachtet werden muß. Hiedurch wird zugleich der Vortheil gewonnen, daß jeder nur einigermaßen tüchtige Candidat, der ſonſt vielleicht furchtſam iſt, Muth faßt und mit dem Reden in Gang kommt. Vermag der Candidat nicht, ſolche leichtere Fragen zu beantworten, ſo wird es unzeitig ſein, ihm ſchwerere vorzulegen, es ſei denn, daß er bei fortgeſetzter Examination zeigen ſollte, daß die erſten ſchlechten Antworten nicht Folgen der Unwiſſenheit waren. Die ſchwierigſten Fragen werden Denen vorbehalten, welche ſchon dargethan, daß ſie eine erſte Cenſur verdienen und ſo geantwortet haben, daß der Gedanke ſtattfinden kann, ihnen Auszeichnung zu geben. Einen Candidaten mit ſolchen Gedächtnißſachen zu plagen, welche nichts über ſeine Tüchtigkeit entſcheiden, beweiſt einen bedeutenden Mangel an Urtheilsfähigkeit. Ebenſo iſt es ein großer Fehler, die Examination lange über einen Gegenſtand fortzuſetzen, von welchem man merkt, daß der Candidat ihn nicht recht kennt. Glaubt man, daß er bloß aus Mißgeſchick und Mißverſtändniß in Verwirrung gerathen iſt, ſo iſt es in den meiſten Fällen doch am beſten, den Gegenſtand zu verlaſſen und von einer andern Seite auf ihn zurückzukommen. Eine Hauptregel iſt es, Fragen in vielen verſchiedenen Kapiteln der Wiſſenſchaft zu geben, damit Glück und Unglück nicht einen größeren Einfluß ausüben, als die Grenzen des Examens mit ſich führen. Es muß jedoch bemerkt werden, daß es nur eine ſcheinbare Abweichung hievon iſt, wenn man ein- oder zweimal einen vorzüglichen Candidaten aus einem einzigen Anfangspunkt examinirt, aber durch Seitenfragen zugleich ſeine Kenntniß in vielen Kapiteln der Wiſſenſchaft prüft. Alles, was der Examinator entweder fragt oder ſagt, ohne daß es des Candidaten Prüfung fördert oder zur Offentlichkeit der Prüfung erfordert wird, iſt zweckwidrig. Aber die Oeffentlichkeit der Prüfung fordert, daß jeder nur einigermaßen tüchtige Candidat und alle wohlunterrichteten Zuhörer ihr zu folgen im Stande ſind. Der Examinator muß durch die Weiſe, wie er die Antworten empfängt, ſo weit es geſchehen kann, ſie dazu in den Stand ſetzen. Hin und wieder, wenngleich ſelten, wird deßhalb eine eingeſtreute Bemerkung nothwendig ſein, um Mißverſtändniſſen vorzubeugen. Vornehm zu ſchweigen, wenn der Candidat eine Frage unbeantwortet läßt und ohne weitere Erklärung eine neue zu geben, oder, was noch ſchlimmer iſt, eine fehlerhafte Antwort nicht zu berichtigen in der Meinung, daß nur der Examinator dieß zu wiſſen braucht, kann keineswegs gebilligt werden, und dieſes Verfahren nimmt oft den Charakter der Grobheit an.

Strebt der Examinator ſelbſt zu glänzen, entweder durch ſeine Kenntniſſe oder durch ſeine Examinatormacht, oder durch ſeinen Eifer, ſo wird die natürliche Strafe darauf folgen, daß man über ſeine Eitelkeit lacht. Die Candidaten dadurch zu verwirren, daß man ihnen etwas Kränkendes ſagt, iſt vollſtändig unrecht und unanſtändig.

Es iſt ſehr ſchwer, bei einem langen Examen paſſende Fragen zu finden. Einige haben hierin eine weit größere Leichtigkeit als Andere; aber die Meiſten, und ich muß mich unter deren Zahl rechnen, ſtrengt das Suchen nach ſolchen Fragen, die wirklich zum Ziel führen, an und ermattet über die Maaßen. Ich habe mir deßwegen in den letzten Jahren über alle wichtigen Punkte in der Wiſſenſchaft, worüber ich examinire, ein Syſtem von ſchriftlichen Fragen gebildet. Dieſe Fragen habe ich auf eine bedeutende Anzahl von Zetteln vertheilt, ſo daß ſich auf jedem Zettel vier oder fünf Hauptfragen befinden, welche ſo zuſammengepaßt ſind, daß man aus ihrer Beantwortung die Kenntniß des Candidaten in dem Fache wird beurtheilen können. Dieſe Fragen dienen jedoch nur zur Grundlage für den Examinator, auf die abgeleiteten Fragen fällt man leicht. Ich laſſe den Candidaten ſelbſt ſeinen Fragezettel ziehen, nicht in der Meinung, um dadurch meinen akademiſchen Mitbürgern eine beſondere Gewährleiſtung für die Unparteilichkeit des Examens zu geben — darüber würden ſie wohl ohnedieß Buch zu halten wiſſen —, ſondern weil es das Natürlichſte iſt, das Zufällige in die Hände deſſen zu legen, den es am nächſten betrifft. Uebrigens habe ich mich bei Vertheilung der Fragen auf die Zettel nach Vermögen beſtrebt, daß in der Schwierigkeit ſie zu beantworten ſo wenig Verſchiedenheit wie möglich ſei. Wenn ein Candidat nach der Prüfung, die durch den ausgezogenen Zettel veranlaßt war, erklärt, er habe ſehr unglücklich gezogen, ſo habe ich ihm erlaubt, einen andern zu ziehen, erinnere mich aber nicht, daß die neue Probe ihm beſſer geglückt ſei.

Dieſes hier abgehandelten Verfahrens bedarf es nicht überall, es kann z. B. entbehrt, ja nicht einmal bei der Prüfung in der Fertigkeit ein Buch zu überſetzen und zu erklären unverändert angewandt werden. Es giebt wohl auch mehrere Arten, ſich das Auffinden der paſſendſten Fragen zu erleichtern und auch Examinatoren, die jeder ſolchen Hülfe entrathen können; aber daß Viele bei dem Gebrauch derſelben ſich wohl befinden und von mancher Unruhe wegen ihrer Wahl befreit werden, davon bin ich überzeugt.

Daß man prüfen muß, ob der Candidat wohl verſtanden habe, was er lernen ſollte, iſt eine alte und wohlbekannte Regel für die Examination. Man würde alſo einen großen Fehler begehen, wenn man Jemanden für eine mit dem Gedächtniß wohl aufgefaßte Kenntnißmaſſe eine der beſten Cenſuren gäbe, ſofern er doch Mangel an geſunden Begriffen von den Grundſätzen der Wiſſenſchaft gezeigt hätte. Aber hier muß man ſich wieder wohl in Acht nehmen, eine bloß zufällige Gedankenloſigkeit für eine weſentliche zu halten, die auf einer wirklich durchgreifenden Gedankenloſigkeit in des Candidaten ganzem Studium ſeines Fachs gegründet ſein müßte. Es giebt vielleicht keinen noch ſo vernünftigen Mann, der nicht hin und wieder etwas Dummes ſagt, und kaum irgend einen Wiſſenſchafter, der ſich nicht eine falſche, ja, Alles genau betrachtet, eine ungereimte Vorſtellung von der einen oder andern Sache in ſeiner Wiſſenſchaft bildete; ſollte man alſo einen Candidaten nach einem einzelnen Mißgriff beurtheilen? Hat er aber einen ſolchen begangen, ſo muß man ihn durch mehrere Fragen, welche zugleich leicht und doch geeignet ſind zu prüfen, auf die Probe ſtellen, ob er die Grundwahrheiten, worauf das Ganze erbaut iſt, verſtanden hat. Man muß einem geſchwätzigen Gedächtnißhelden nicht Gelegenheit gewinnen laſſen, außer allem Verhältniß lange das Wort zu führen, um ſeine gelehrte Lection auszukramen, ſondern den Beweiſen dieſer Gattung von Fleiß nur den Platz einräumen, welchen er nach ſeiner Natur verdienen kann. Es giebt eine andere Claſſe von Candidaten, welche weder Nachdenken noch Gedächtniß angeſtrengt haben, aber eine Art von geſellſchaftlicher Bildung beſitzen, welche ſie in den Stand ſetzt, weit und breit auf eine unbeſtimmte Weiſe und in den vageſten Ausdrücken über Dinge zu ſprechen, die ſie nicht verſtehen. Es iſt bisweilen unterhaltend, auf die diplomatiſche Fein=

heit zu merken, womit ſie ſich aus den examinatoriſchen Gewiſſensfragen, die ihnen geſtellt ſind, herauszuwickeln ſuchen. Solche Candidaten müſſen genöthigt werden, beſtimmt zu antworten; und durch ſorgſam gewählte Nebenfragen muß man ſie zwingen, ihre Unwiſſenheit zu verrathen, ſo daß ſie es ihrer eigenen Kunſt zuſchreiben müſſen, wenn ſie ſchärfer geprüft werden als Andere. Sie müſſen denſelben Lohn empfangen, welchen die Schlauheit im Allgemeinen ihren Meiſtern einbringt, daß ihr Anſchlag ſie gerade deßhalb betrügt, weil Alle glauben, von ihnen betrogen zu werden. Daß man bei der Beſtimmung der Cenſuren die Wichtigkeit der Fehler und nicht bloß ihre Anzahl in Betracht ziehen muß, braucht kaum geſagt zu werden. Es kann unter Anderem deßhalb ſehr wohl möglich ſein, daß ein Candidat, der in Einem und Anderem gefehlt hat, dennoch Auszeichnung verdienen kann, und daß einem, der ſich von ſolchen Fehlern frei gehalten hat, dieſe Ehre doch nicht zukommt.

Ebenſowohl wie es eine Kunſt giebt zu examiniren, giebt es auch eine Kunſt, ſich examiniren zu laſſen. Man erräth leicht, daß ich hiemit nicht auf die ſchlechten Künſte ziele, gegen welche ein Examinator auf ſeinem Poſten ſein muß, ſondern eine achtungswerthe und die Prüfung fördernde Kunſt. Sie beſteht theils in der Vorbereitung, theils in der Weiſe die Antworten zu geben. Auch darf ich es hier nicht wagen, eine vollſtändige Abhandlung zu verſuchen, ſondern will nur einzelne Bemerkungen mittheilen, welche wohl in der Zukunft Veranlaſſung zu etwas Beſſerem und Vollſtändigerem geben können.

Das Weſentliche in der Kunſt, ſich zum Examen vorzubereiten, beſteht unleugbar darin, die betreffende Wiſſenſchaft zu lernen; aber hiezu muß doch eine Uebung kommen, von ihr Rechenſchaft abzulegen. Dieſe beiden Arten von Vorbereitung geſchehen am beſten in Verein. Es iſt eine große Verſäumniß, deren ſich die meiſten unſerer Studirenden ſchuldig machen, daß ſie ſich nicht genug üben, ihre Gedanken mündlich mit Klarheit auszudrücken. Sie würden wohl daran thun, ſich häufiger als es jetzt geſchieht, zu kleinen Geſellſchaften für gegenſeitige Prüfung zu vereinen, und dabei genau auf Richtigkeit und

Klarheit des Ausdrucks zu ſehen. Man würde dadurch die Wiſſenſchaften ſelbſt beſſer lernen; denn oft entdeckt man, indem man nach einem richtigen und klaren Ausdruck ſucht, daß man noch kein genaues und klares Wiſſen hatte. Unſere Studirenden bedenken nicht zeitig genug, daß ſie ſpäterhin ſo oft durch das Wort wirken ſollen. Ich denke hier nicht an die Beredtſamkeit, ſondern an die Fertigkeit, ſeine Gedanken gehörig auszudrücken, ohne welche der Wiſſenſchaftspfleger ſeinen ganzen Einfluß auf die Welt nicht ausüben kann, und ohne welche die Beredtſamkeit nur leerer und kraftloſer Blumenſtyl iſt. Die Lehrer der Jugend und die Freunde der Studirenden können ſie nie genug aufmuntern, bei Zeiten den größten Fleiß auf eine Sache zu wenden, die zugleich ihre Einſichten vermehrt und dieſe in der Welt wirkſamer macht, außerdem ihnen aber einen Zuwachs an Ehre und Freude an ihrer Wiſſenſchaft verſpricht.

Auf den engliſchen Univerſitäten hat man debating societies, wo man ſich in mündlichen Verhandlungen übt. Dieſe Geſellſchaften zeichnen ſich von den Diſputirgeſellſchaften nicht bloß durch den ausſchließenden Gebrauch der Mutterſprache, ſondern noch mehr dadurch aus, daß man auf die Klarheit und Faßlichkeit der Darſtellung ſowohl wie auch auf die übrigen Vollkommenheiten des Redeſtyls viele Aufmerkſamkeit wendet. Es iſt nicht für die Schule, ſondern für das Leben, daß man dadurch ſich zu bilden ſucht. Man iſt von der Ueberzeugung durchdrungen, daß es nicht genug iſt etwas zu wiſſen, ſondern daß man es auch verſtehen müſſe, Andern ſeine Gedanken mitzutheilen. Dergleichen Unternehmungen ſind auch unſerer Univerſität wohl nicht ganz fremd, haben aber doch nie die Theilnahme gefunden, welche ſie verdienten. Indem ich ſolche Geſellſchaften empfehle, muß ich zugleich auf eine Einſchränkung aufmerkſam machen, welche in den engliſchen, oder wenigſtens in denen darunter, von welchen ich Kunde habe, angenommen iſt, nämlich daß man in ſolchen Geſellſchaften weder Religion noch Politik zum Gegenſtande der Uebung machen darf. Wir brauchen uns nicht zu ſchämen, dem im Gebrauch der Freiheit ſo erfahrenen England hierin nachzuahmen. Man darf natürlich nicht wünſchen, daß die Studenten Religion und Politik aus ihren Geſprächen ausſchließen ſollen; vielmehr muß man es ſicher als ein gutes Zeichen anſehen, wenn dieſe wichtigen Gegenſtände von den Studirenden mit lebhafter Theilnahme ergriffen werden; aber wiederholte Debatten, die ſich der Oeffentlichkeit etwas nähern, geben dem Parteigeiſt leicht eine ſchädliche Nahrung,*) und jede Art von Parteiweſen nimmt eine noch gewaltſamere Wendung bei der feurigen Jugend als bei den Aelteren, welche ſich doch oft ſo gedankenlos davon hinreißen laſſen. Möchten unſere jungen akademiſchen Mitbürger wie bisher fortfahren die Raſerei des Parteigeiſtes zu ſcheuen, und möchte es auf allen Univerſitäten klar eingeſehen werden, daß den akademiſchen Jugendjahren die Wißbegier geheiligt ſein muß. Es iſt das Alter, worin man ſich zum Wirken in der Welt vorbereiten ſoll, und dieſe Vorbereitung muß bei der akademiſchen Jugend dadurch geſchehen, daß ſie ſich Wiſſenſchaft erwirbt. Selbſt in der Welt wirkend aufzutreten iſt dieſes Alter ſo wenig berufen, daß es der ſtudirenden Jugend ſogar kräftig eingeprägt werden muß, daß die auf der Univerſität erworbenen Kenntniſſe noch in der Schule der Erfahrung reifen müſſen, ehe der junge Mann befähigt iſt, etwas Wichtiges in der Welt zu leiſten. Laßt uns das Auge auf die deutſchen Univerſitäten hinwenden! Weder die aufbrauſenden und irregeleiteten Jünglinge ſelbſt, welche einen Staatsmechanismus zu zertrümmern beabſichtigen, den ſie nur ſehr unvollkommen kennen, noch die Mitbürger, welche ſie ſich einbilden befreien zu wollen, noch die Republik der Wiſſenſchaften, welcher ſie angehören ſollten, ernten andere als bittere Früchte von ihren wilden Verſuchen. Möchten nur dieſe Ausſchreitungen die Machthaber ja nicht zu Angriffen auf jene Anſtalten verleiten, welche Jahrhunderte lang zum Frommen der Wiſſenſchaften ſo viel beigetragen haben, und denen Deutſchland mittelbar oder unmittelbar das meiſte ſeiner hohen Bildung und einen nicht kleinen Theil ſeines Ruhmes verdankt. Möchte es glücken, mit behutſamer Hand die vor Alter abgeſtorbenen Theile wegzuſchneiden und ſolche neue einzuimpfen, welche mit den übrigen zu einem geſunden Ganzen zuſammenwachſen könnten.

---

*) Man erräth leicht, daß nicht alle Parteiäußerungen durch die erwähnte Einrichtung verhütet werden, aber es iſt doch ein großer Unterſchied, ob dieſe bloß als ungehörige Einmiſchung darunterlaufen, oder als Hauptſache betrachtet werden.

Was nun die Art und Weiſe betrifft, wie der Candidat bei dem Examen zu antworten hat, ſo läßt ſich davon nicht viel ſagen, wenn ich nicht das, was von der Vorbereitung geſagt iſt, wiederholen oder weiter ausführen will. Daß er ſo laut und deutlich ſprechen muß, daß die Zuhörer ihn verſtehen können, fordert die Oeffentlichkeit des Examens, und der Examinator ſoll ſtets darauf halten, daß es geſchieht, ſoweit es ſich thun läßt, ohne die Furcht eines allzu ängſtlichen Candidaten zu vermehren, eine Furcht, welche doch eine die Entwickelung der Männlichkeit beabſichtigende Erziehung auszurotten bemüht ſein ſollte. Der Candidat muß ſtreben, beſtimmt und mit männlicher Offenheit zu antworten, ohne zu verſuchen, die Mängel in ſeinen Kenntniſſen durch mehrdeutige Ausdrücke und durch Errathungskünſte zu verbergen. Es verſteht ſich, daß man nicht erwarten darf, der, welcher ſich ſchlecht vorbereitet hat, werde dieſe Forderung erfüllen, eben ſo wenig wie man Freimüthigkeit von dem erwarten kann, der ein ſchlechtes Gewiſſen hat. Eine recht klare Vorſtellung von der Jämmerlichkeit, worin ein Candidat ſich zeigt, der da glaubt zu ſolchen Künſten greifen zu müſſen, würde ſchon genug ſein einen ehrliebenden Jüngling zu warnen, daß er ſich nicht der Verſäumniß ſchuldig mache, die ihn ſo leicht in eine ſo unrühmliche Verfaſſung zu ſetzen vermag. Uebrigens führen ſolche Künſte meiſtens zu ſchärferer Prüfung. Die Verſuche, welche hie und da gemacht werden, in eine ganz andere als die gefragte Materie hinüber zu ſtreifen, müſſen auch vermieden werden, mögen ſie nun aus einer übertriebenen Begierde, ſeine Kenntniſſe zu zeigen, oder aus dem gehäſſigen Gedanken entſpringen, ſich eine beſſere Cenſur zu erſchleichen, als man verdient.

Man beſchuldigt unſere Studirende, zu viel bloß für das Examen zu arbeiten, und man muß dieß wohl glauben, da ſo Viele ſelbſt behaupten, daß ſie nicht recht ſtudiren können, als bis ſie ihre

Examina gemacht haben. Aber da die, welche dieſe Verſicherung am meiſten im Munde führen, auch nachher nicht ſehr eifrig ſtudiren, ſo glaube ich, daß ſie nicht mehr, ſondern im Gegentheil weniger lernen würden, wenn man ſich ihrem Wunſche fügte. Man bekommt ſelten eine wohlüberlegte Antwort, wenn man nach dem Grunde fragt, warum ſie ſich während der Vorbereitung zum Examen nicht zufrieden fühlen. Man hört oft von der Sache reden, als ob es nicht möglich wäre, mit Geiſtesfreiheit und Gründlichkeit während dieſer Vorbereitung zu ſtudiren; und fragt man nun nach der Urſache, ſo heißt es, „daß man in der Zeit ſtatt die Wiſſenſchaft zu ſtudiren die Meinungen der Profeſſoren lernen müſſe.“ Aber beſtehen denn die Wiſſenſchaften, worin examinirt wird, vornehmlich in den beſondern Meinungen der Profeſſoren? „Nein, dieſe machen nur einen ſehr kleinen Theil des Ganzen aus.“ Worin liegt dann die Schwierigkeit? „Man muß ſich hüten, ſich andere Meinungen als die der Profeſſoren anzueignen; man könnte ſich ſonſt verſprechen und etwas ſagen, das mißfiele.“ Aber wenn nun jeder Profeſſor ſeine eigene Meinung hat, was macht Ihr da? „Da antworten wir Jedem nach der ſeinigen.“ Schämt Ihr Euch nicht, ſo ſchlecht von Euren Lehrern zu denken und ſo etwas Verächtliches von Euch ſelbſt zu bekennen? Laßt Euch nicht durch alte Examentraditionen blenden, die oft die unzuverläſſigſte Quelle haben: gekränkte Eitelkeit! Glaubt mir, Ihr werdet nicht ſchlechter, ſondern beſſer im Examen beſtehen, wenn Ihr es ſo weit gebracht habt, wirklich eine beſtimmte Meinung zu haben, und Eure Lehrer werden ſolche Beweiſe Eures Selbſtdenkens mit Freude aufnehmen. Sollte es noch irgend einen Lehrer an der Univerſität oder an einer andern wiſſenſchaftlichen Anſtalt geben, dem ich zu viel Vertrauen durch dieſe Verſicherung zeigte, ſo wünſche ich, daß dieſe vertrauensvolle Verſicherung ſowohl ſeinem Gewiſſen wie ſeinem Ehrgefühl zur Warnung dienen möge.

Doch es könnte ſcheinen, als ob ich alle unſere Studirende der Denkweiſe, wogegen ich geeifert habe, zeihen wollte, womit ich denn eine große Unkunde von dem Zuſtande unſerer Univerſität gezeigt haben würde. So lange ich ſie kenne, habe ich auch viele Studirende gekannt, die die Wiſſenſchaft als deren wahre Freunde trieben; und der langſame, aber ſichere Fortſchritt zum Beſſeren iſt bei mir eben ſo wenig irgend einem Zweifel unterworfen wie bei irgend einem Andern, der ſein Urtheil auf eine einigermaßen zahlreiche Reihe von Beobachtungen hierüber gründet; aber noch immer giebt es allzu Viele, die zum Examen ſtudiren, als ob ſie in die Schule gingen und Lectionen lernen ſollten. Gegen dieſen unakademiſchen Geiſt müſſen ſowohl Profeſſoren wie jeder Student, der ſich über ſolche Vorurtheile erhoben hat, aus allen Kräften wirken, damit die Univerſität ſo wenig Sklaven wie möglich im Reiche der Geiſter zählen möge.

Aber klagt denn Niemand über die Examina als aus ſo ſchlechten Gründen? und iſt denn in der Behauptung, daß die Examina auf die Studien hemmend wirken, durchaus keine Wahrheit? Auf beide Fragen muß die Antwort bejahend ſein, doch mit dem Zuſatze, daß der Nutzen unſerer Exameneinrichtungen die ſchädlichen Folgen, welche man dagegen anführen könnte, weit überwiegt. Von dieſen ſchädlichen Wirkungen beruhen einige auf Unvollkommenheiten, welche gehoben andere dagegen auf ſolchen, die nicht von der Natur der Dinge getrennt werden können, und nicht größer ſind, als man ſie in den menſchlichen Dingen im Allgemeinen anzutreffen gewohnt iſt.

Der hemmende Einfluß, den ein Examen, ſeinem Weſen als Examen zufolge, haben muß, beſteht darin, daß es nicht genug iſt, alle die Wiſſenſchaften zu ſtudiren, welche dabei gefordert werden, ſo daß man ſich ſelbſt Rechenſchaft davon ablegen kann, ſondern daß man ſich vorbereiten muß, Andere in dieſer Hinſicht zufrieden zu ſtellen, und daß ſich dieß nicht thun läßt, ohne für eine beſtimmte Zeit eine Menge von Kenntniſſen zuſammen zu häufen, wovon viele von der Beſchaffenheit ſind, daß es genügt, einmal im vollen Beſitz derſelben als Glieder der Bildung, die man ſich erworben hat, geweſen zu ſein. Man kann die Wahrheit hievon einräumen und noch hinzufügen, daß beinahe keinem Wiſſenſchafter damit gedient ſein könnte, ſich einem unſerer Examina zu unterwerfen, nicht einmal dem, worin er ſelbſt Miterαminator iſt; ja es würde eine große Zeitverſchwendung und wahre Pedanterie ſein, wenn man ſtrebte, in der erſten

Beſtimmtheit und Vollſtändigkeit ſich jede Kenntniß zu erhalten, von welcher man zu höheren Einſichten aufgeſtiegen war. Es ſind junge Männer, welche in der Regel das Examen machen, und ſie ſind in Vergleich mit den gereiften Wiſſenſchaftern als Anfänger zu betrachten, für welche Vieles erträglich und zum Theil ſogar wohlthuend ſein kann, was Jenen eine große Laſt ſein würde. Man vergleiche nur hiemit, welchen nützlichen Einfluß das Examen auf die jungen Wiſſenſchaftausüber, beſonders auf die bedeutende Mehrheit hat, welche ſich nicht mit Leib und Seele den Studien widmet. Ein ſolcher wird dadurch genöthigt, keinen Theil ſeines Faches zu verſäumen, er findet ſich beſtändig aufgefordert, ſich ſeine Kenntniſſe deutlich zu machen, ſich Uebung zu erwerben ſie in Worten auszudrücken, und durch fleißiges Wiederholen des Erlernten Feſtigkeit zu erlangen. Hiedurch bekommt er eine gute Grundlage, worauf er auch ſpäter nach dem Examen fortbauen kann. Verliert er einige Freiheit, ſo gewinnt er dagegen den nicht genug anerkannten Vortheil, daß er nicht planlos fortſtudiren darf. Ungeachtet ich mir ſelbſt unbedenklich das Zeugniß zu geben berechtigt bin, daß ich die Wiſſenſchaften, welche ich zum Examen lernen ſollte, mit wahrer Liebe ſtudirt habe, kann ich doch durchaus nicht ſagen, daß der Gedanke, darin geprüft zu werden, mich irgend eine Art peinlichen Zwanges habe fühlen laſſen, ſondern mir bloß ein Beweggrund war, mir die Dinge, welche es mich zu lernen freute, recht genau einzuprägen. Der, welcher dieſen Zwang nicht braucht, um ſicher und zum Theil etwas ungehemmter zum Ziele zu kommen, muß das ihm aufgelegte Opfer als eine von den für das Ganze höchſt nothwendigen Auflagen des Staats betrachten, welche in manchem andern Stande viel drückender ausfallen. Will Jemand ſo lange mit dem Examen warten, bis er durch höhere Einſichten ſich ein Recht erworben hat, einige Nebendinge zu vergeſſen, ſo braucht er beim Examen nur Beweiſe zu geben, daß er dieſes höhere Ziel erreicht hat, und ich wage zu behaupten, daß er nicht verkannt werden wird.

Iſt die Fertigkeit Lateiniſch zu ſchreiben und zu ſprechen als ein Hauptbeſtandtheil der allgemeinen gelehrten Bildung zu betrachten?

Iſt die Fertigkeit Lateiniſch zu ſchreiben und zu ſprechen als ein Hauptbeſtandtheil der allgemeinen gelehrten Bildung zu betrachten?

(Auf Veranlaſſung verſchiedener öffentlicher Stimmen über dieſen Gegenſtand geſchrieben, und der „Monatsſchrift für Literatur", 1837, entnommen.)

Die Fertigkeit Lateiniſch zu ſprechen und zu ſchreiben wird jetzt nicht mehr ſo hoch angeſchlagen wie ehemals. Die Univerſität hat ihre Forderungen in dieſer Hinſicht allmälig eingeſchränkt, und in den neueſten Zeiten viele Beweiſe gegeben, daß ſie dem Entwickelungsgange der Zeit hierin mit raſchem Schritte folgt. Die öffentliche Stimme hat ſich ſchon lange in derſelben Richtung ausgeſprochen. Inzwiſchen giebt es noch Viele, welche fürchten, es werde einen ſchädlichen Einfluß auf die Studien im Ganzen haben, wenn man auf der Univerſität aufhörte, dieſe Fertigkeit, als einen Beſtandtheil unſerer allgemeinen gelehrten Bildung in Ehren zu halten. Insbeſondere ſcheint dieſe Meinung unter ehemaligen akademiſchen Bürgern Verfechter zu finden, welche nach fleißigen Studien die Univerſität verlaſſen haben und nun oft eine wichtige Stellung im bürgerlichen Leben einnehmen, worin ihre Meinungen einen bedeutenden Einfluß ausüben können. Ich glaube deßhalb, daß dieſer Gegenſtand auf's Neue beſprochen zu werden verdient, wenn man auch dabei genöthigt ſein ſollte, Vieles, was ſchon oft geſagt worden iſt, zu wiederholen.

In einer Sache, wo die entgegengeſetzten Meinungen tüchtige Vertheidiger zählen, aber wo auch zahlreiche Stimmen aus Vorurtheil oder Leidenſchaft entſpringen, wird es nicht genug ſein, die wirklichen Gründe abzuwägen; die Gefühle und unklaren Vorſtellungen, welche bei Vielen einen ſo bedeutenden Einfluß ausüben, müſſen auch in ihr rechtes Licht geſetzt werden. Ich weiß wohl, daß ich hiebei zu einigen Wiederholungen und zu einigen Trennungen zuſammengehörender Dinge genöthigt werde; aber die Klarheit wird größer und der Eindruck richtiger durch dieſe Trennung, und ich entgehe um ſo leichter dem Schein, den denkenden und einſichtsvollen Vertheidigern einer Meinung, ihnen fremde Beweggründe beizulegen, von welchen ſich aber die blinden Anhänger beſtimmen laſſen.

Wo Vorurtheile oder Leidenſchaften ſprechen, werden Gründe wenig gehört. Es wird deßhalb am beſten ſein, erſt jene abzufertigen, um alsdann dieſe deſto beſſer zu hören; und da eine Sache oft mehr von ihren gar zu eifrigen Freunden als von ihren entſchiedenſten Feinden zu fürchten hat, ſo will ich mit den Vorurtheilen und Uebertreibungen beginnen, deren Verfechter man ſonſt leicht zu meinen Bundesgenoſſen zu rechnen in Verſuchung ſein würde.

Während einige das Latein mit einer heiligen Scheu betrachten, giebt es Andere, welche nicht weit davon entfernt ſind, es zu verachten. Sie haben bemerkt, daß das Anſehen, worin das Latein ſteht, bei Vielen nur auf altes Vorurtheil gegründet und daß mit dem Studium des Lateiniſchen oft viel Pedanterie verbunden geweſen iſt, ja daß Viele, welche es in den gelehrten Sprachen weit gebracht hatten, ſich in den Geſchäften des Lebens wenig brauchbar zeigten. Dieſe richtigen Bemerkungen haben ſie zu einem Vorurtheil verleitet, welches ſich nicht weniger von der Wahrheit entfernt als dasjenige, welches ſie bekriegen. Für ſie iſt der Einfluß, welchen man dem Latein oder vielmehr den gelehrten Sprachen insgemein, zuſteht, nichts Anderes als ein Reſt alter Barbarei, eine von den Ketten, womit eine vererbte Innungstyrannei den freien Geiſt gern feſſeln will. Wohl räumen ſie ein, daß es ſeinen Nutzen haben müſſe, die gelehrten Sprachen ebenſowohl wie jede andere zu kennen; aber dieſer Nutzen kommt ihnen ſehr beſchränkt vor. Die Sprache iſt ihnen nur die Schale, welche des Kerns wegen zerbrochen werden muß; aber der Kern ſind die Kenntniſſe, wozu die Sprache den Zugang öffnet. Hätten wir gute Ueberſetzungen aller der Bücher, welche in der lateiniſchen Sprache geſchrieben ſind, ſo könnten wir, meinen ſie, die Zeit und Mühe ſparen, die wir anwenden, ſie zu lernen, und unſre Kräfte zu etwas Beſſerem gebrauchen. Dieſer Einwand beruht auf einer einſeitigen Vorſtellung von dem Zwecke des Unterrichts. Bei der Betrachtung der wichtigen Kenntnißquellen, wozu die Sprachen uns Zugang eröffnen, und der großen Dienſte, die man durch gute Ueberſetzungen erreicht, vergißt man, daß der Nutzen etwas zu lernen, nicht bloß in der Anwendung beſteht, die man von dem Gelernten machen kann, ſondern zugleich, und oft vornehmlich, in der Bildung, welche unſere Fähigkeiten dadurch erlangen. Gleichwie der Körper zu größerer Kraft und Brauchbarkeit durch gewiſſe Uebungen ausgebildet wird, worunter manche ſind, welche ſelten oder nie im Leben angewendet werden, ſo auch die geiſtigen Fähigkeiten.

Ein gründlicher Sprachunterricht enthält eine wahre Unzahl von geiſtigen Uebungen. Da die Sprache unſere Gedanken ausdrücken ſoll, muß ſie ja etwas enthalten, was dieſen Formen und Zuſammenſtellungsweiſen entſpricht. Viele Verwirrung und Unklarheit in Gedanken wird Dem unmöglich, der ſich richtig auszudrücken gewohnt iſt. Niemand kann für ungebildet gehalten werden, der Fertigkeit hat, ſich wohl auszudrücken, wenn gleich ſeine Bildung freilich dennoch ſehr einſeitig und mangelhaft ſein kann. Dieſe Fertigkeit iſt gleichſam die Bedingung jeder anderen Bildung.—Man wird vielleicht fragen, ob Fertigkeit ſich wohl auszudrücken nicht durch Erlernung der Mutterſprache zu erlangen iſt. Hierauf wird geantwortet, daß dieß nicht bloß möglich, ſondern daß es ganz beſonders die Mutterſprache iſt, worin man ſie ſich erwerben ſoll. Indeſſen iſt es einleuchtend, daß die Gedanken ſich durch Erlernung mehrerer Sprachen beſſer entwickeln, ohne daß man es in dieſen Sprachen zu derſelben Vollkommenheit wie in der Mutterſprache zu bringen braucht. Aber man lernt viel, ſowohl wenn man die Verſchiedenheiten, welche der Gedankenausdruck erhalten kann, als wenn man die Gleichheiten darin bemerkt. Durch das Erlernen einer fremden Sprache lebt man ſich gewiſſermaßen in eine geiſtige Gemeinſchaft mit dem Volke hinein, welches ſie ſpricht, und unſer ganzer Gedankenkreis gewinnt dadurch eine Erweiterung, eine innere Mannigfaltigkeit, und in vielen Hinſichten eine Berichtigung, welche man erſt recht gewahr wird, wenn man eine genaue Betrachtung ſeiner eigenen Entwicklung anſtellt. Man ſieht, daß ich hier nicht von dem großen bürgerlichen Nutzen ſpreche, den man unter gewiſſen Umſtänden von fremden Sprachen ernten kann, nicht einmal von den Kenntnißreichthümern, wozu ſie den Zugang eröffnen: Vortheile, worauf man übrigens großen Werth legen darf; ſondern ich ſpreche hier nur von der größeren Geiſtestüchtigkeit, welche man gewinnt, wenn man ſich Vertrautheit mit fremden Sprachen erwirbt. Aber dieſe Vortheile können wir ja erlangen, wenn wir lebende Sprachen lernen, welche uns weniger Mühe koſten, und uns mehr frommen als die todten, warum läßt man alſo nicht dieſe vor jenen weichen? Weil in den alten Sprachen und Werken etwas liegt, wofür man nichts durchaus Entſprechendes in den neueren findet. Der kunſtreiche Bau der griechiſchen und lateiniſchen Sprache iſt höchſt verſchieden von dem der neueren, wodurch ſie allerdings zu lernen weit ſchwieriger werden; aber die Uebung, welche das Nachdenken, um dieſe Schwierigkeiten zu überwinden, verurſacht, iſt deßhalb auch deſto größer. Dieß würde doch nur ein ſchlechter Erſatz ſein, wenn es der einzige wäre; aber die lebendige Anſchauung eines für uns ſo ungewöhnlichen Sprachbaues, die Schönheit, die Fülle von Gedanken und Gefühlen, welche wir in vielen der Werke bewundern, die wir in jenen Sprachen und ganz beſonders in der griechiſchen beſitzen, bilden und bereichern den Geiſt in einem höheren Grade, als man ſich vorſtellt, wenn man nicht genau darüber gedacht hat. Wird man, wenn man ſich mit einer lebenden Sprache vertraut macht, weit genauer ſowohl mit dem Volke, welches ſie ſpricht, wie mit deſſen Literatur bekannt, muß dann dieß nicht auch geſchehen, wenn man in die alten eindringt? Aber in dieſer alten Welt war man zu einer hohen Stufe geiſtiger Ausbildung auf Wegen gekommen, die von denen, welche neuere Völker gingen, ſehr verſchieden ſind. Wie viel auch die Griechen, und noch mehr die Römer, von anderen Völkern gelernt haben, welche ihnen in der Aufklärung und Bildung vorangegangen waren, ſo haben ſie doch weit weniger ſolche äußere Hülfe gehabt wie die neuere Welt. Ihre Entwickelung trägt deßwegen ein mehr unmittelbares Gepräge der Natur: die Gedanken und Gefühle treten deßwegen öfter bei ihnen in einer großen Lebensfriſche hervor: die Verhältniſſe ſind bei ihnen einfach und überſchaulich. Selbſt daß die Geſchichte jener Zeiten wie ein abgeſchloſſenes Ganzes vor uns liegt, trägt im Verein mit dem Uebrigen dazu bei, uns die Anſchauung lehrreicher zu machen. Hiezu kommt, daß die Sprache der Griechen und Römer vielen unſerer neueren zum Grunde liegt und eine höchſt merkliche Grundverwandtſchaft mit den übrigen hat, auf deren Entwicklung ſie zugleich einen merklichen Einfluß ausgeübt haben. Durch das Erlernen dieſer alten Sprachen erlangt man deßhalb nicht bloß eine größere Leichtigkeit die jetzigen ſüdeuropäiſchen zu lernen und findet die vielen in beinahe alle Wiſſenſchaften eingeſtreuten, vom Lateiniſchen oder Griechiſchen abſtammenden Kunſtwörter verſtändlicher; ſondern man wirft zugleich einen tieferen Blick in die Natur der Sprachen und ſieht in unzähligen Fällen einen feinen Zuſammenhang, wo der, welcher mit den gelehrten Sprachen unbekannt iſt, nichts merkt.

Endlich muß man nicht vergeſſen, daß nicht bloß die Sprachen der Griechen und Römer, ſondern ihre ganze politiſche, philoſophiſche und religiöſe Bildung einen auf viele Weiſe durchgreifenden Einfluß auf die des neueren Europa's gehabt haben. Man verſteht dieſen Einfluß nicht recht, ohne mit der alten Welt vertraut zu ſein. Selbſt die falſchen Richtungen, die wir aus jenen Zeiten erbten, wird man am ſicherſten bekämpfen, wenn man ihren Urſprung ſieht.

Man würde mich jedoch mißverſtehen, wenn man mir die Meinung beilegte, daß die alten Sprachen beſſer wären als die neueren, oder der Zuſtand jener alten Zeiten im Allgemeinen vollkommner als der unſrige. Ich weiß wohl, daß viele berühmten Männer Beides angenommen haben; aber ich kann mir auf keine Weiſe dieſelbe Ueberzeugung aneignen. Die griechiſche und lateiniſche Sprache ſind von einem weit künſtlicheren Bau als die neueren, und erlauben weit mehr Umſtellungen der Worte; aber dieſer Vortheil iſt oft viel zu hoch angeſchlagen worden. Sowie man in unſern Zeiten manchmal daſſelbe durch ſehr einfache Maſchinen ausrichtet, was ehemals nur durch weit kunſtvollere erreicht werden konnte, ſo ſcheint es auch mit den Sprachen zu ſein. Es giebt keine gebildete europäiſche Sprache, die in ihrem grammatiſchen Bau ſo wenig kunſtvoll wäre wie die engliſche; aber wie groß iſt nicht die Kraft, womit ſie Gedanken und Gefühle ausdrückt, die Biegſamkeit, womit ſie ſich ihnen anſchließt, das Leben und die Bewegung, das ſie ihnen mittheilt! Daß ſie minderen Wohlklang hat, iſt keine nothwendige Folge ihrer Einfachheit, denn der Wohlklang der verſchiedenen Sprachen ſteht offenbar nicht im Verhältniß zu ihrem kunſtvollen Bau; ſonſt müßte unter Andern das Deutſche viel wohlklingender ſein als das Schwediſche oder Däniſche. Eben ſo wenig halte ich die Zeit, worin die alten Sprachen geſprochen wurden, für herrlicher als die gegenwärtige. Wenn man ſich ſelbſt nicht dadurch betrügt, daß man wie in einen Brennpunkt alles Vortreffliche zuſammenfaßt, was bei den Griechen und Römern viele Jahrhunderte hindurch hervorblühte, ohne der neueren Zeit daſſelbe Recht einzuräumen, und wenn man unparteiiſch jeden wichtigen Anſpruch auf Ruhm abwägt, ſo wird man ſicher nicht Grund finden, der Altzeit den Vorrang zu ertheilen. Nach meiner Meinung iſt es alſo nicht, weil die Sprachen der Alten, ihre Werke, ihr Leben beſſer waren als die unſerer Zeiten, daß Vertrautheit damit einen Grundbeſtandtheil unſerer höheren Bildung ausmachen ſoll, ſondern weil ſie neben einer bedeutenden und edlen Entwicklung ſo weſentliche Verſchiedenheiten enthalten, daß man durch die Hervorbringungen unſerer Zeiten für den bildenden Einfluß jener nicht allſeitigen Erſatz erhalten kann. Aber ſehr einſeitig würde auch dieſe Bildung bleiben, wenn man ſich nicht eine entſprechende Vertrautheit mit den Sprachen und Werken der Jetztzeit erwürbe, eine Sache, worin man ſich hier zu Lande meiſtens zu nachläſſig zeigt.

Alles in Allem, werden mir hier freilich Viele zurufen, haben wir von Seiten unſerer Profeſſionsgelehrten nur einige Zugeſtändniſſe, halbe Maaßregeln, keine Radikalverbeſſerung zu hoffen! Hierauf antworte ich, daß die Veränderung, welche ich in Uebereinſtimmung mit den Anſchauungen vieler andrer Wiſſenſchafter vorſchlagen will, weder größer noch kleiner ſein ſoll, als ich es für richtig halte. Ich würde, wenn ich könnte, einen verdorrten Zweig wegnehmen, welchen es nicht mehr der Mühe lohnt zu bewahren; aber ich kann unmöglich einen Baum ausgerottet wünſchen, von dem ich ſehe, daß er nicht aufhört, lohnende Früchte zu tragen. Doch ich will das Gleichniß aufgeben, und vollſtändiger meine Meinung ausſprechen. Je größer die Vollkommenheit iſt, zu welcher ſich die neueren Sprachen erhoben, je mehrere und mannigfaltigere Meiſterwerke ſie erzeugt haben, je beſſer es der hiſtoriſchen Kunſt geglückt iſt, dahingeſchwundene Zeiten uns vor Augen zu ſtellen, je mehr die Wiſſenſchaften bildend in das Menſchenleben eingriffen, deſto vollkommner kann man ſich auch durch die neueren Sprachen und deren Literatur allein ausbilden. Wir haben uns nun lange in einer Entwickelung befunden, wo der Abſtand zwiſchen der gelehrten Bildung und dem, was man Weltbildung nennen könnte, ſtets geringer geworden iſt, theils weil die Weltbildung ſich fortgeſetzt veredelt hat, theils weil die Gelehrten mehr davon annahmen. Möge dieſer Abſtand zu jeder Zeit ſo geringe ſein, wie es die Natur der Dinge mit ſich führt; aber laßt uns nicht verſuchen, ihn durch künſtliche Mittel auszurotten; keine Zeit wird ihn überdieß ganz vernichten. Jede Zeit leiſte, was ihr zukommt, laßt ſie nur nicht verſuchen, irgend ein natürliches Entwickelungsglied zu überſpringen! Was mir zunächſt unſerem Zeitalter obzuliegen ſcheint, das iſt theils, einen nur wenig fruchtbaren Zweig unſeres gelehrten Unterrichts wegzuſchneiden, um darauf einige ſowohl für die Bildung wie für das bürgerliche Leben fruchtbarere zu pfropfen, theils dem Unterricht, welcher nicht beabſichtigt, Gelehrte zu erziehen, alle die bildende Wirkſamkeit zu geben, welche ihm zu geben in der Macht des Zeitalters ſteht.

Noch darf ich dieſen Theil unſeres Gegenſtandes nicht abbrechen, ohne einer Klaſſe von Leſern einige Worte zu ſagen, für welche dieſe Blätter wohl nicht beſtimmt ſind, aber in deren Hände ſie doch zum Theil gerathen könnten. Ich meine die, welche ſagen werden: „Wir ſehen in allem Dieſem nur einen Vergleich zwiſchen zwei Parteien der feinen Welt; aber es ſieht ganz und gar aus, als ob das Nützliche kaum erwähnt zu werden verdiente, und als ob die ganze Erziehung nur darauf ausginge, feine Herren zu bilden". Die Antwort iſt leicht: die Erziehung geht nicht darauf aus, das dem Kinde zu lehren, womit der Erwachſene ſein Brod verdienen ſoll, ſondern ihm die Vorkenntniſſe zu geben, und die Fähigkeiten bei ihm zu entwickeln, wodurch es nachher das, was das thätige Leben von ihm verlangt, leichter lernen und vollkommner ausüben kann. Der, welchen man ohne Verſtandes- und Herzensbildung aus der Schule entläßt, wird nur zu den roheſten Verrichtungen brauchbar ſein, er müßte denn zu den Wenigen gehören, welche in einem reiferen Alter das einholen, was das Kind verſäumt hat.

Ich wende mich nun zu der entgegengeſetzten Klaſſe von Vorurtheilen, und will von denen ſprechen, welche von Ehrfurcht vor dem alten Anſehen der gelehrten Sprachen ſo durchdrungen ſind, daß die geringſte Einſchränkung hierin ſie die größten Gefahren für die Wiſſenſchaftlichkeit ahnen läßt. Für ſie iſt das Lateiniſche ganz beſonders die gelehrte Sprache; die Fertigkeit, ſie zu ſchreiben und zu ſprechen, gleichſam die Blüthe aller Gelehrſamkeit. Jemand als Gelehrten zu betrachten, der dieſe Fertigkeit nicht beſitzt, ſcheint ihnen ein Widerſpruch. Ja wenn man die Meinung aufſtellt, daß man allenfalls lieber fortfahren müſſe eben ſo viel Zeit wie jetzt auf das Latein zu wenden, aber mehr in der Abſicht, die Jugend mit der lateiniſchen Literatur vertraut zu machen, als ſie zu lateiniſchen Styliſten zu bilden, ſo bleibt doch die Antwort zuletzt: aber dann können ſie doch nicht Lateiniſch ſprechen!

Wir werden, ſagt man, oft im Auslande gerühmt, weil wir dieſe Fertigkeit bei uns aufrecht erhalten haben; ſollten wir ſie nun leichtſinnig aufgeben? Sicher nicht leichtſinnig; aber warum nicht mit reifer Ueberlegung, wenn dieſe uns lehrte, daß jenes Lob, oder vielleicht beſſer jenes Compliment, zu theuer bezahlt wäre? Daß die Uebung im lateiniſch Schreiben, ja ſogar im lateiniſch Sprechen, etwas zur Ausbildung gewiſſer Fähigkeiten und Einſichten beitragen, und daß die gewonnene Fertigkeit einigen Nutzen mit ſich führen kann, genügt nicht, ſie als einen allgemeinen Beſtandtheil des gelehrten Unterrichts zu vertheidigen, wenn nachgewieſen werden kann, daß man Zeit und Kräfte auf etwas wenden könne, das einen erſprießlicheren Einfluß auf die Bildung hat, den Kreis der Einſichten mehr erweitert und zu nützlicheren Anwendungen in der menſchlichen Geſellſchaft leitet. Alſo kann das Lob des Auslandes, wenn es auch einſtimmiger und unzweideutiger wäre, als es wirklich iſt, hier nichts entſcheiden. Nur in Einer Hinſicht können wir uns etwas hievon getroſt zueignen. Bei vielen höchſt angeſehenen deutſchen Univerſitäten geht man mit der Vertheilung der akademiſchen Grade nicht ſehr ſtreng zu Werke, aber vor Allem wird die öffentliche Vertheidigung der Disputationen faſt nur als ein durch die alten ceremoniellen Vorſchriften nothwendiges Schauſpiel behandelt, worin die Rollen voraus vertheilt ſind. Im Vergleiche hiermit verdient unſer aufrichtigeres Verfahren alles Lob. Hätten aber jene berühmten Univerſitäten entweder die Disputationshandlung auf Deutſch ſtattfinden laſſen, oder eine andere Prüfung an die Stelle geſetzt, ſo würde die Sache anders ſtehen. Zwar habe ich den Umſtand geltend gemacht geſehen, daß die Bamberger Univerſität, welche ſchon im Anfange dieſes Jahrhunderts deutſche Theſes annahm und ſie Deutſch vertheidigen ließ, ſich Schande gemacht hatte. Es iſt wahr, daß dieſe Univerſität damals Disputationen und Theſes annahm, deren ſie ſich ſchämen mußte, mochten es lateiniſche oder deutſche ſein; aber eine ſchlechte Ausführung einer Sache muß nicht abſchrecken, auf eine gute zu denken; denn ſonſt könnte ein einziger Schriftſteller, der auf eine ſchlechte und geſchmackloſe Weiſe unſre Partie nähme, dazu dienen, uns aus dem Felde zu ſchlagen; und dieß könnte eben ſo gut die treffen, welche das Beſtehende vertheidigen als die, welche Verbeſſerungen anempfehlen.

Ein anderes Vorurtheil iſt dieß, daß die öffentlichen akademiſchen Verhandlungen durch die Ausführung in der Mutterſprache an Würde verlieren. Dieſe Meinung iſt kaum beſſer begründet als die ſchon vor Jahrhunderten von uns aufgegebene Einbildung, daß lateiniſche Meſſen und Geſänge erbaulicher ſein ſollen als die in der Mutterſprache abgefaßten. Ich glaube man täuſcht ſich ſelbſt oft wunderlich durch den Gedanken, auf Anderer Einbildungskraft durch ſolche Mittel mächtig zu wirken. Man langweilt ſich wohl ſelbſt dabei, aber man ſagt ſich, daß es Andere erbaut, oder ihnen Ehrfurcht einflößt. Man glaubt es auf ſein eignes Wort, aber Alles zu Allem hat die erfreulichſte Wirkung in dem Glauben des Betreffenden beſtanden, daß eine gute Wirkung auf die Menge hervorgebracht werden würde. Der urſprüngliche Gebrauch der lateiniſchen Sprache auf Univerſitäten iſt nicht auf ſolche Berechnungen der Einbildungskraft, ſondern auf die Natur der Dinge gegründet. Als die Univerſitäten entſtanden, waren die neueren Sprachen noch in ihrer Kindheit. Die Ausdrücke waren nicht zur Hand für den wiſſenſchaftlichen Vorrath. Man hatte nur lateiniſche Bücher über die Wiſſenſchaften, man hatte dieſe nur auf Lateiniſch gelernt; wie natürlich, daß man auch auf Lateiniſch darin unterrichtete! So wie die Dinge damals ſtanden, war die lateiniſche Sprache die, worin man am bequemſten den wiſſenſchaftlichen Unterricht ertheilen konnte. Dieß fuhr fort Jahrhunderte lang der Stand der Dinge zu ſein. Erſt als die lebenden Sprachen mehr ausgebildet wurden, fing man an, ſich deren zum Unterricht zu bedienen. Aber die Sache hatte nicht den ſchnellſten Fortgang; denn außer der Langſamkeit in der Ausbildung der Sprachen wirkte auch die Einbildung mit, daß es nicht recht anſtändig ſei, die Wiſſenſchaften in der Landesſprache vorzutragen, auf welche man wie auf eine rohe und barbariſche hinabzuſehen gewohnt war. Inzwiſchen gewannen die neueren Sprachen allmälig Achtung, ſo wie ſie eine größere Ausbildung erlangten, und endlich kam man in den meiſten Ländern ſo weit, daß man alle Wiſſenſchaften in der Mutterſprache vortrug. Man konnte dieſe nun nicht mehr ſchlechthin verachten; aber dagegen behielt das Latein doch den durch alte Gewohnheit behaupteten Vorrang und ward als eine vornehmere Sprache betrachtet. — —

Es iſt die Macht der Dinge, und keinesweges Mode oder Neuerungsſucht, welche demnach den Gebrauch des Lateins zurückgedrängt hat. Beinahe alle Wiſſenſchaften ſind in den ſpäteren Zeiten durch neue Entdeckungen, neue Gedanken und Gedankenwendungen bereichert, wofür die Römerſprache keinen Ausdruck bietet. Die Sprache der Jetztzeit, welche mit bei allen dieſen neuen Geburten geweſen iſt, ſchließt ſich ihnen dagegen mit Leichtigkeit an, und hat einen Reichthum und eine Biegſamkeit gewonnen, die im Vergleiche mit dem früheren Zuſtand bewundernswürdig ſind. So lange die lateiniſche Sprache zum Unterricht und kunſtreichen Vortrag die bequemſte war, hatte ſie auch die Uebermacht. Sie behielt ſie noch etwas länger, ſo lange nämlich wie man die Nothwendigkeit einer Veränderung noch nicht vollſtändig fühlte; aber nachdem die größere Zweckmäßigkeit der neueren Sprachen für die Darſtellung der Einſichten der Jetztzeit erkannt worden iſt, wird jeder Verſuch, den Fortſchritt zurückzuhalten, entweder lächerlich, oder, ſofern er etwas ausrichtet, ſchädlich ſein; doch dieß wird nicht lange dauern können, denn „die Natur der Dinge bekämpft man vergebens“.

Das Vorurtheil, daß das Latein den akademiſchen Handlungen eine größere Würde verleihen ſolle, äußert ſich auch in der Meinung, daß die Univerſität durch das Sprechen einer ſo alten und ſchwierigen Sprache ein höheres Anſehen bei den Ungelehrten erhalte. Ich könnte dieſen Empfehlungsgrund durch die einfache Bemerkung abweiſen, daß die Hochſchule der Wiſſenſchaften doch wohl die von allen Anſtalten ſein müſſe, welche ſich am mindeſten durch äußeren Glanz empfehlen ſolle. Aber ich füge hinzu, daß, wenn ſie die Achtung nicht durch das geiſtige Leben gewinnen kann, welches ſie durchdringt, und ſich von da ausbreitet, keine Künſte ſie retten werden, der Spott der ſogenannten Nichtgelehrten zu werden, den ſie dann auch wohl verdient hätte. Glaubt man denn, es finde ſich unter Denen, welche man Nichtgelehrte nennt, Niemand, der erfahren haben könnte, wie viele ſchwache Seiten dieſe lateiniſche Ehrwürdigkeit hat? Wir ſprechen das Latein mit großer Feierlichkeit, ungeachtet wir nicht wiſſen, wie die Römer es ausſprachen; nur ſo viel iſt gewiß, daß wir es anders ausſprechen als ſie. Wenn nun ein ſolcher Nichtgelehrter ſich denkt, daß man dereinſt nach tauſend Jahren in dem einen oder anderen Lande das Franzöſiſche zur gelehrten Sprache machen aber es wie die ſeines eigenen Landes ausſprechen würde, ſollte man da nicht glauben, daß er eine ziemlich richtige Vorſtellung von dieſem Theil der Sache habe? Er würde auch leicht erfahren können, daß die meiſten Gelehrten es nicht einmal ſo nach der Quantität der Sylben ausſprechen, wie es ſich aus den Dichtern ableiten läßt. Er würde ferner erfahren können, daß das Latein, das man auf Univerſitäten ſpricht und geſprochen hat, ſelbſt in den Zeiten, als man dort nichts Anderes ſprach, ein buntes Gemiſch lateiniſcher Stylarten mehrerer Jahrhunderte war, nicht weniger ungereimt, als es jetzt ſein würde, wenn man die Mutterſprache mehrerer Jahrhunderte in Einer Rede vermiſchte. Er würde zu hören bekommen, daß man obenein ſehr oft darin neue, von den Römern unbekannte Wörter einmiſchen und manche alte Wörter in neuen Bedeutungen nehmen mußte. Er würde endlich auch leicht erfahren, wie ſelten es iſt, daß der eine Philolog des andern Latein für gut erklärt. Was muß er da wohl von der Würde halten, welche die Verhandlungen der Univerſität dadurch erhalten, daß dort Lateiniſch geſprochen wird?

Ich kann mich nun kurz über die Behauptung faſſen, daß doch einige Gelegenheiten übrig bleiben müßten, bei welchen jeder Univerſitätslehrer wenigſtens einmal in ſeinem Leben genöthigt würde, Lateiniſch zu ſprechen, damit man doch eine Gewährleiſtung habe, daß die Univerſitätslehrer Gelehrte ſeien. Dieſe Behauptung verräth einen ſehr beſchränkten Begriff von Gelehrſamkeit und eine geringe Erwägung der übrigen Forderungen des Zeitalters. Wie viel hat nicht jeder Wiſſenſchafter in unſerer Zeit zu lernen, was ihm weit wichtiger iſt als das Latein entweder zu ſchreiben oder zu ſprechen! Er findet nicht Zeit, ſich alle die Kenntniſſe zu erwerben, wovon er Gebrauch machen kann, um ſeine Wiſſenſchaft recht zu treiben; weßhalb ſoll man ihn zu einem Zeitopfer nöthigen, das ihm ſo wenig fruchtbar iſt! Die Verfechter einer ſolchen Forderung ſagen, wenn ſie es ſich auch ſelbſt nicht geſtehen wollen, zu jedem Wiſſenſchafter, der in die Univerſität einzutreten wünſcht: „Verſäume lieber etwas von Deiner Wiſſenſchaft als die Kunſt Lateiniſch zu ſchreiben und zu ſprechen! Wenn Du auch nur mittelmäßige Kenntniſſe in Deinem Fache haſt, wollen wir Dich doch als Gelehrten anerkennen, wenn Du Dich gewandt Lateiniſch ausdrückſt; aber wenn Du Dir ſogar die ausgedehnteſte Gelehrſamkeit in Deinem Fache und den allgemeinen Ueberblick erworben haſt, den nur vereinigtes Leſen und Denken giebt, ſollſt Du doch nicht als Gelehrter bei uns gelten, wenn Du nicht vermagſt, Dich Lateiniſch auszudrücken". Ich ſehe wenigſtens keinen andern Gedanken in der Forderung, Bürgſchaften zu haben, daß die Univerſitätslehrer ſich Lateiniſch ausdrücken können, während man für weit wichtigere Kenntniſſe und Fertigkeiten keine Sicherheit fordert.

Ich gehe nun dazu über, von einem Einwande, der nicht auf Vorurtheil beruht, zu ſprechen. Wenn man durchaus die Forderung aufhebt, daß bei gewiſſen Gelegenheiten auf der Univerſität Lateiniſch geſchrieben und geſprochen werde, ſo fürchtet man nämlich, daß der Eifer, die lateiniſche Sprache zu ſtudiren, dadurch geſchwächt werde. In einer gewiſſen Hinſicht liegt hierin eine wohl gegründete Behauptung. Es iſt natürlich genug, daß Viele ſich etwas weniger auf das Latein legen werden, wenn ſie weniger Gebrauch davon machen. Aber die Veränderung wird nicht groß ſein; das Allermeiſte davon iſt ſchon längſt geſchehen. Zu der Zeit, wo man keine Wiſſenſchaft anders als durch Latein lernen, wo man von der Wiſſenſchaft ſchriftlich oder mündlich nur durch Latein ſprechen konnte, wo man alſo auch täglich auf den Univerſitäten das Latein hörte und Lateiniſch ſprach, lebten die Wiſſenſchafter in einer großen Vertrautheit mit dieſer Sprache, und brauchten ſie mit einer Freiheit, obgleich gewöhnlich gerade nicht mit Geſchmack und Feinheit, als ob es ihre Mutterſprache ſei. Allmälig als man die lebenden Sprachen ſchriftlich und mündlich zum Vortrag der Wiſſenſchaft benutzte, ward die Fertigkeit im Latein geringer: beſonders ward dieß bemerkbar, als es ſo weit gekommen war, daß die allermeiſten Wiſſenſchaften in der Mutterſprache vorgetragen wurden; und endlich jetzt, wo man nur bei ſehr wenigen Gelegenheiten Lateiniſch ſpricht, ſogar im Briefwechſel mit fremden Ländern ſehr ſelten das Latein gebraucht, iſt dieß für die meiſten Wiſſenſchafter ein beſchwerliches Kunſtſtück geworden. Man muß alſo unleugbar geſtehen, daß jene innige Vertrautheit mit dem Latein jetzt weit entfernt iſt ſo allgemein zu ſein wie vor einigen Jahrhunderten.

Aber man verſuche nur ſich die Frage zu beantworten: Welchem Umſtande iſt dieſes Vertrautſein mit dem Latein gewichen? Man wird genöthigt ſein zu antworten: Der mächtigen Erweiterung in beinahe allen Zweigen des menſchlichen Wiſſens, und dem weit innigeren Vertrautſein mit der Mutterſprache, vereint mit einer weit ausgebreiteten und fruchtbareren Bekanntſchaft mit fremden lebenden Sprachen. Muß man nicht ſtaunen, wenn man recht überlegt, wie wenig verloren, und wie viel gewonnen iſt? Selbſt in Betreff der Einſicht in die gelehrten Sprachen iſt ſo viel gewonnen, daß der Verluſt den Meiſten wohl reichlich aufgewogen ſcheinen wird. Ich habe hier nicht die großen Fortſchritte, welche die philologiſchen Wiſſenſchaften in den neueren Zeiten gemacht haben, und welche nicht bloß in Sprachgelehrſamkeit, ſondern noch vielmehr in einer richtigeren Einſicht in die ganze alte Zeit, in einer ſchärferen Kritik und in einem reineren Geſchmack beſtehen, vor Augen; ſondern ich will hier bloß von dem Einfluß ſprechen, den die gelehrten Sprachen und die Kenntniß von der alten Welt auf die gelehrte Erziehung haben, welche das Univerſitätsleben natürlich mit in ſich faßt. Niemand wird leugnen, daß die griechiſche Sprache jetzt weit beſſer gelehrt wird als in den Zeiten, da es allgemein war, Lateiniſch zu ſprechen. Zugleich werden richtigere Vorſtellungen von dem ganzen griechiſchen Leben mitgetheilt als ehemals. Auch in Hinſicht des Lateins iſt nicht alles das, was geſchehen iſt, als Verluſt zu rechnen. Ueber das römiſche Volk, ſowohl über deſſen Geſchichte wie über deſſen inneres Leben, giebt man jetzt den Studirenden weit richtigere Vorſtellungen, und das Verſtändniß der Schriftſteller deſſelben wird ihnen weit mehr als ehedem erleichtert. Das Vertrautſein mit der Sprache, welche nur durch eine ſehr große Uebung im Gebrauch derſelben erlangt wird, erwirbt man freilich nicht mehr; aber ſelbſt hier iſt der Vortheil der älteren Zeit nicht rein. Die durch Uebung gewonnene Fertigkeit hatte bei den Meiſten eine gewiſſe Rohheit, und zeigte ſich mehr in einem großen Wortvorrath und in des Styls barbariſchem Reichthum an Redensarten aus allen Zeitaltern der Römerſprache als in einem reinen Geſchmack, ſo wie er bei den beſten römiſchen Schriftſtellern gefunden wird.

Mir ſcheint deßwegen die allgemeine philologiſche Bildung durch die Veränderungen, welche die Zeiten herbeigeführt haben, gewonnen und nicht verloren zu haben. Ich bin übrigens weit entfernt, dieß zu einer Hauptfrage in gegenwärtiger Sache zu machen. Sie betreffend iſt es nur meine Behauptung, daß die erfreulichen Fortſchritte der Wiſſenſchaften und der Bildung eine ſehr große Verminderung im Gebrauch des Lateins zur natürlichen Folge hatten, daß aber der Verluſt im Lateiniſchen, welcher daraus erfolgt iſt, wenn es ein wahrer Verluſt iſt, gegen den Gewinn, aus welchem dieß folgte, eine Unbedeutenheit iſt.

Aber man könnte weiter fragen: iſt es nicht ein Eigenſinn, wenn man jetzt will, daß die Univerſität jede Forderung des Lateinſchreibens und Lateinſprechens bei ihren Bürgern ganz aufgeben ſoll? Weßhalb kann man nicht dulden, daß bei einigen wenigen Gelegenheiten Latein geſprochen werde? Sollten die Aufforderungen, Latein zu ſprechen, welche noch übrig ſind, unter Anderem bei der Erlangung der akademiſchen Grade, nicht eine größere Kunde des Lateins unter ihren Lehrern bleibend erhalten? Was ſchadet es, daß man Latein ſprechen muß, um einen akademiſchen Grad zu erlangen, da ja die Ehrentitel, welche dadurch erlangt werden, für Niemand nothwendig ſind? Wenn das, was ich für das Richtigſte halte, mir von wenigem Einfluß auf die Studien ſchiene, würde ich nicht der ſein, der es auf ſich nimmt, gegen eine alte, von ſo vielen achtungswerthen Männern vertheidigte Meinung aufzutreten. Die Fortſchritte der Zeiten würden wohl in der Stille ihr Werk vollenden. Aber da ich mich innig überzeugt fühle, daß die Beibehaltung der erwähnten Einrichtung ſehr ſchädlich iſt, ſo iſt es auch meine Pflicht ſie zu bekämpfen. Daß es eine Zeit gegeben hat, wo es nicht bloß nützlich, ſondern beinahe nothwendig war, daß die Wiſſenſchaften Lateiniſch vorgetragen wurden, habe ich ſchon eingeräumt. Jetzt dagegen hat jene aus der Natur der Dinge entſprungene Nothwendigkeit aufgehört, und andere damit unvereinbare ſind eingetreten. Jetzt iſt das Lateiniſchſprechen nur eine künſtliche Nothwendigkeit. Man übt ſich mit vieler Aufopferung von Zeit und Kräften im Latein-Schreiben und Sprechen; aber man würde ſich beſſer ausdrücken und Andere würden das Aufgeſtellte beſſer verſtehen, wenn man ſich der Mutterſprache bediente. Man führt allerdings noch an, daß wir für das Ausland Latein ſchreiben können; aber hierauf kann man die natürliche Antwort geben, daß Der, welcher als Schriftſteller in der lateiniſchen Sprache auftreten will, dafür ein eigenes Studium machen muß. Die ganze ſtudirende Jugend Latein ſchreiben zu lehren, damit Einer oder Zwei, oder gar Drei unter Tauſenden zur Zeit es leichter finden ſollen, für das Ausland zu ſchreiben, iſt eine beiſpielloſe Verſchwendung. Ich habe dabei noch vorausgeſetzt, daß die Herausgabe lateiniſcher Bücher nicht abnähme; aber dieß geſchieht in unſern Zeiten beſtändig. Wenn in einigen Jahren einzelne Männer, welche auf das Lateinſchreiben halten, verſtorben ſind, wird dieſe Abnahme noch merklicher ſein.

Aber durch das Schreiben einer Sprache lernt man ſie vollkommner verſtehen, ſagt man. Dieß iſt unleugbar wahr; dieſe Wahrheit deutet jedoch zugleich die rechte Grenze für das Lateinſchreiben an. Man ſoll alſo dieſe Uebung nicht treiben, um die Jünglinge zu lateiniſchen Styliſten zu bilden, ſondern um ſie Latein zu lehren, gerade wie man ſie auch bisweilen hat Griechiſch ſchreiben laſſen, damit ſie dieſe Sprache beſſer verſtehen. Gegen die Verſchiedenheit, welche verſchiedener Zweck in die Ausführung bringen muß, habe ich wohl die Bemerkung gehört, daß es gleichgiltig ſei, in welcher Abſicht man die Jugend Lateiniſch ſchreiben laſſe, wenn ſie es doch ſchreiben ſollten. Ich habe mich kaum recht überreden können zu glauben, daß dieſe Behauptung ernſthaft gemeint wäre; es muß doch wohl großer Unterſchied entſtehen im Verfahren ſowie in der Begrenzung des Unterrichts, wenn das Lateinſchreiben einer von deſſen Hauptzwecken ſein und wenn es bloß als Mittel dienen ſoll. Es giebt eine unzählige Menge von Eigenheiten in den Sprachen, welche man ſich wieder und wieder eingeprägt haben muß, um ſie ſo lebendig gegenwärtig zu haben, wie es nöthig iſt, wenn man ſie ſchreiben, und noch mehr, wenn man ſie ſprechen ſoll. Ich will nur einige Beiſpiele hievon anführen. Wie ſehr verſchieden iſt nicht die Mühe, welche es koſtet, das grammatikaliſche Geſchlecht der Wörter hinreichend zu kennen, um Latein mit Nutzen zu leſen, und die, welche es koſtet, um vorbereitet zu ſein, ſie jedesmal im Schreiben und Sprechen richtig zu gebrauchen. Aber gilt nicht daſſelbe von Wörtern, deren Declination oder Conjugation unregelmäßig iſt? Wie wenig iſt es nicht, was man von defectiven Declinationen, Conjugationen, Comparationen u. ſ. w. zu wiſſen braucht, wenn man die Sprache nicht ſchreiben will? Wie viel gehört nicht dazu, um die Ausdrücke und Wendungen zu kennen, denen wir im lateiniſchen Styl zu entgehen haben, ungeachtet die Gedankenwelt, worin wir leben, uns in Verſuchung bringt, ſie zu gebrauchen. Ich überſehe nicht, daß jene Eigenheiten des Lateins, wegen welcher ich die Jugend nicht mit einem mühſameren Studium beläſtigt haben möchte, als es das Verſtändniß der lateiniſchen Schriftſteller fordert, etwas Lehrreiches hat, und daß es eine gewiſſe Stufe von Einſicht giebt, wo ſie ihre große Bedeutung haben; aber ich behaupte, daß nur ſehr wenige Studirende ſo weit geführt werden. Es iſt nicht minder gewiß, daß die Uebung, unſere Ausdrücke in's Lateiniſche zu überſetzen zur Geiſtesentwickelung ungemein viel beitragen kann, und daß ſie im gelehrten Unterricht nicht bei Seite geſetzt werden darf; aber auch hier iſt es von der äußerſten Wichtigkeit, die Unterweiſung ſo einzurichten, daß der eine Theil derſelben zum andern paßt. Erhalten die Schreibeübungen eine bedeutende Ausdehnung, während nur wenig geleſen wird, ſo wird daraus eine gewiſſe Schiefheit in der dadurch erworbenen Bildung folgen. Man ſtelle ſich zuerſt als einen Gedankenverſuch vor, daß man ſtrebte, eine Sprache bloß durch Schreiben zu lernen, ohne daß man ſie weder hörte noch läſe. Würde man dadurch wohl einen richtigen Begriff von dieſer Sprache bekommen? Man würde dadurch gewiß ſein Nachdenken üben, durch Hülfe von Grammatiken, Stylübungen, Wörterbüchern und Anweiſungen des Lehrers Redensarten lernen; aber von der Sprache, als lebendigem Ausdruck des Denkens eines fremden Volkes, würde man ſicher nur eine ſehr einſeitige und mangelhafte Vorſtellung erhalten. Man denke ſich nun den Fall ſo verändert, daß neben den Schreibeübungen wenig, ein oder auch einige wenige Bücher, geleſen würden, höbe ſich da der ganze Fehler oder würde er nicht bloß vermindert? In der Mutterſprache können wir nicht anders als hierin den natürlichen Weg nehmen, nämlich zuerſt eine lebendige Kenntniß von der Sprache zu haben, ehe man zur genaueren Kenntniß übergeht, welche durch das Schreiben geſchieht. Im Lernen fremder Sprachen haben wir ſelten Gelegenheit, denſelben Weg einzuſchlagen, ſondern müſſen uns begnügen, die Kunſt ſich der Natur nähern zu laſſen. In den gelehrten Sprachen hat man wohl einzelne Male verſucht, gleich anfangs mit dem Kinde Latein zu ſprechen; aber die Sache hat aus guten Gründen keinen Fortgang gehabt. Durch das Leſen der Schriften der Römer kann man, ſo viel wie die Jetztzeit es zuläßt, eine lebendige Kenntniß von der Sprache erlangen. Hiedurch vornehmlich ſoll man eine klare, anſchauende Kenntniß von ihrem Reichthum und dem Werthe jedes Ausdruckes darin bekommen. Wenn der tüchtige Lehrer beim Leſen häufig das in die Mutterſprache Ueberſetzte ins Lateiniſche zurücküberſetzen läßt, ſo trägt dieß natürlich viel bei, um dem Schüler eine vollkommnere Einſicht in die Sprache beizubringen und ſeinen Geſchmack dafür zu bilden. Schriftliche Uebungen in demſelben Geiſt werden Empfehlung verdienen. Anders verhält es ſich, wenn man Aufgaben für ihn ausarbeitet, wodurch er ſyſtematiſch durch ſo viele Eigenthüm=

lichkeiten der Sprache wie möglich geführt wird, um ſie ſchreiben zu lernen. Vorausgeſetzt daß man bloß des Lateinſchreibens wegen Latein ſchreiben lernen ſoll, iſt dieſes Verfahren vortrefflich erdacht; aber ohne Unterſtützung eines weit ausgebreiteteren Leſens lateiniſcher Schriftſteller, als es unſere Jugend in der Regel bewerkſtelligen kann, bringt es nur eine Treibhauspflanze hervor. Der Studirende wird mit einer großen Mannigfaltigkeit von lateiniſchen Wörtern, Redensarten, Sprachwendungen u. ſ. w. bekannt; er kann, wenn er ein guter Schüler geweſen iſt, durch Wiederholung des Gelernten ſich Lateiniſch ausdrücken; aber es iſt nur eine lateiniſche Moſaik, die er zu Stande bringt: die lebendige Natur der Sprache redet nicht durch ihn. Ich leugne durchaus nicht, daß dieſe Uebungen deſſenungeachtet das Nachdenken ſchärfen; aber als Bildungsmittel hat dieſes Verfahren doch den großen Fehler zu künſtlich zu ſein. Es gewöhnt leicht an ängſtlichen, geiſtunterjochenden Regelzwang, der ſehr verſchieden iſt von der bildenden Aufmerkſamkeit auf die Geſetze der Sprache, welche aus dem Beſtreben entſpringt, eine Sprache gut zu ſchreiben, worin man ſchon einen reichen Vorrath von Wörtern und Wendungen beſitzt. Durch die über das paſſende Maaß getriebene Stylübung wird weder die rechte Vorſtellung vom Latein als einem Sprachganzen, noch ein richtiger Geſchmack für das Schöne darin entwickelt. Ich weiß keinen andern Rath gegen dieſes Mißverhältniß, als daß man entweder in die Zeit zurückgehe und des Lateins alte Allmacht wieder einführe, oder mit der Zeit vorwärts gehe und das Beſtreben, unſere Studirenden zu lateiniſchen Styliſten zu machen, fahren laſſe.

Man hat als Beweis, daß in unſern Schulen auf das Lateinſchreiben nicht zu viel Zeit verwendet werde, angeführt, daß die meiſten Studirenden es doch nicht dahin gebracht haben, einen leidlich guten lateiniſchen Styl zu ſchreiben. Was man hierüber urtheilen ſoll, ſcheint mir aus dem Vorhergehenden klar: nämlich daß ein Verfahren, womit man bei ſo großer Mühe doch ſo wenig ausrichtet, nicht beibehalten werden dürfe. Es kommt mir unnatürlich vor, obgleich es durch uralte Gewohnheit verjährt iſt, Kinder und junge Leute zum Schreiben einer todten und von der unſrigen ſo abweichenden Sprache, wie die lateiniſche, anzuhalten, und ſie dagegen die viel leichtere und nützlichere Fertigkeit, lebende Sprachen zu ſchreiben, verſäumen zu laſſen. Sollte nicht der, welcher Luſt hat, Lateiniſch zu ſchreiben, dieß mit weit geringerer Mühe in einem reiferen Alter lernen, wenn nämlich erſt Nachdenken und Geſchmack durch leichtere Studien ausgebildet ſind? Sonſt iſt es ja eine Regel, daß man vom Leichteren zum Schwereren übergehe, warum nicht auch hier? Man wird vielleicht ſagen, daß ich hiedurch zu viel beweiſe; denn nach dieſem Grundſatz ſollte man überhaupt den Unterricht im Latein bis zu einem reiferen Alter ausſetzen; aber dieß folgt nicht daraus, da man Latein weit leichter verſtehen als ſchreiben lernt. Uebrigens habe ich wirklich einigen Zweifel, ob man den Unterricht im Latein nicht zu früh anfange.

Ich ſehe voraus, man wird mir in Erinnerung bringen, daß zu Veränderungen dieſer Art ſchon Vorſchläge und bedeutende Verſuche gemacht, aber nicht mit dem gewünſchten Erfolg ins Werk geſetzt ſind. Es iſt mir freilich nicht unbekannt, daß manche früheren Verſuche der Abſicht nur unvollkommen entſprochen haben; aber theils haben ſich dabei weſentliche Fehler eingeſchlichen, welche jetzt vermieden werden könnten, theils hat auch die Vorausſetzung, daß das Lateinſchreiben gleichſam die Blüthe aller Gelehrſamkeit iſt, zu vielen ſchiefen Urtheilen über Das Veranlaſſung gegeben, was durch einen Unterricht, der nicht zu dieſer Kunſt führte, ausgerichtet war.

Es wird oft verkannt, ſowohl von den Vertheidigern des Alten, wie von den Freunden des Neuen, daß es bei der gewünſchten Verbeſſerung des Unterrichts nicht die Hauptſache iſt, ihn mit einer nützlichen Kenntnißmaſſe zu bereichern, ſondern die verſchiedenen Fähigkeiten harmoniſch auszubilden, von denen einige bisher ganz unangebaut oder doch ſehr verſäumt lagen, ſo daß die Bildung ſehr einſeitig ward. Für den Sprachunterricht wird ohne Zweifel in unſerm gelehrten Unterricht genug und vielleicht in gewiſſer Beziehung zu viel gethan. Für die religiöſe Bildung und für die, welche durch die Geſchichte gewonnen werden kann, mangelt es nicht an würdiger Aufmerkſamkeit; aber der Sinn für vernünftige Naturauffaſſung wird nicht in gleichem Grade ausgebildet. Für die Auffaſſung der Natur durch Hülfe der Einbildungskraft wird der Sinn durch das

Leſen der Dichter und dadurch gebildet, daß manche Stunde der Zerſtreuung in der freien Natur zugebracht wird; aber ich ſpreche von der denkenden Auffaſſung der Natur, ſoweit ſie nicht unmittelbar zur Einbildungskraft ſpricht. Sie braucht gewiſſe Kenntniſſe und eine zeitige Uebung zu ihrer Nahrung, wenn ſie nicht durch die andern Beſtrebungen unterdrückt werden ſoll; denn wenn eine Geiſtesrichtung nicht durch die Kunſt entwickelt wird, ſo wird ſie doch durch ſämmtliche Einwirkungen, welche uns überall umgeben, geweckt und genährt, wenn die Fähigkeiten nur nicht zu ſehr in andern Richtungen angeſtrengt werden, durch welche die Aufmerkſamkeit von der verſäumten abgeleitet wird, ſo daß ſie nicht ihr natürliches Ziel erreicht. Dieſe allgemeine Regel habe ich auch durch meine eigene Erfahrung über die Wirkung, welche die Einſeitigkeit der Bildung bei unſern Studirenden hat, ganz beſtimmt beſtätigt gefunden. Ich habe täglich Gelegenheit zu ſehen, daß bei den Meiſten unter ihnen der Sinn für die Verhältniſſe, welche die Naturwiſſenſchaft darſtellt, bei weitem nicht in demſelben Verhältniß wie ihre andern Fähigkeiten ausgebildet iſt. Es iſt mir deutlich genug geweſen, daß dieſer Mangel weder in dem Mangel an Fleiß noch an Fähigkeiten der Studirenden, ſondern im Unterrichtsweſen liegt. Man wird vielleicht antworten, daß der erwähnte Mangel auf der Univerſität eingeholt werden kann; aber dieß wird auf die Mehrheit nicht Anwendung finden. Zwar kann der Studirende hier durch Hülfe von Vorleſungen Phyſik, Aſtronomie, Naturgeſchichte u. ſ. w. lernen; aber die Vorleſungen und Examinatorien, die für ſo Viele gehalten werden müſſen, können dem Studirenden die erſten Grundſätze nicht ſo kräftig einprägen, und die Kenntniſſe nicht zu dem Grade von Lebendigkeit bringen, daß ſie jedesmal, wo ſich die Gelegenheit darbietet, ihm vor die Seele treten. Ich habe auch oft Beiſpiele genug gehabt, daß Männer, welche ſich ſowohl durch Geiſtesgaben wie durch vorzügliche Studien zu einem hohen Grade derjenigen Bildung erhoben hatten, welche nach dem bisher befolgten Plan erworben werden kann, einen merklichen Mangel an klarer und ſcharfer Auffaſſung verriethen, wenn es auf ſolche Gegenſtände des Alltagslebens ankam, die nur durch Kenntniß der Naturgeſetze verſtanden werden; und zwar nicht weil ihnen dieſe Naturgeſetze ganz unbekannt waren, ſondern weil der ganze Gedankenzuſammenhang in der naturwiſſenſchaftlichen Auffaſſung ihnen fremd war. Gleichwie Der, deſſen Sinn für Dichterwerke nicht durch die Erziehung ausgebildet, ſondern dagegen dadurch unterdrückt worden iſt, daß die Aufmerkſamkeit ſtets in andern Richtungen angeſtrengt wurde, die meiſten Dichterwerke nichtsſagend finden wird, ſo geht es unſern meiſten Gelehrten mit den Naturverhältniſſen, welche die Naturwiſſenſchaft ihnen darſtellt. — — —

Ich komme nun auf die lateiniſchen Reden bei der Univerſität. Im Vorhergehenden iſt ſchon genug von dem Vorurtheil geſprochen, welches das Lateinſprechen für die Blüthe aller Gelehrſamkeit hält. Wir brauchen da nicht weiter darzuthun, daß ſie für die Ehre der Univerſität keineswegs nöthig ſind. Die Frage bleibt nur noch: ob es den größten wahren Nutzen mit ſich führt, wenn die Reden an der Univerſität in der lateiniſchen oder in der Mutterſprache gehalten werden? Der einzige wahre Nutzen, den man anführen kann, wenn ſie Lateiniſch gehalten werden, iſt der, daß die Gelehrten dadurch genöthigt ſind, Fertigkeit im Gebrauch derſelben zu haben; aber wir haben geſehen, daß dieſer Nutzen nur gering iſt gegen die ſchädliche Laſt, welche er auflegt. Dagegen gewinnt ſowohl der Redner wie ſeine Zuhörer, wenn er die Mutterſprache gebraucht. Der Redner muß doch wohl die Abſicht haben, ſeinen Zuhörern gewiſſe Gedanken und Gefühle mitzutheilen; aber dieß kann er nur in der Mutterſprache mit aller der Vollkommenheit ausführen, welche ſeinen Fähigkeiten entſpricht. Man hat wohl Beiſpiele gehabt, daß einige Gelehrte ſich ſo in das Studium der Altzeit vertieft haben, daß ſie mit dem Leben und der Sprache der Römer mehr vertraut waren als mit ihrer eigenen. Von Solchen haben wir einzelne Reden, die uns Neueren, deren Urtheil doch vielleicht nicht anerkannt werden würde, wenn es vor den Richterſtuhl altrömiſcher Zuhörer gebracht werden könnte, wie aus echtem Römergeiſt entſprungen vorkommen. Aber Gelehrte dieſer Art gab es jederzeit Wenige, und ſicherlich konnte man nicht wünſchen, daß Viele ſich ſo in einer verſchwundenen Zeit vergeſſen ſollten. Weit mehrere Verfaſſer lateiniſcher Reden haben ſich an einer markloſen Nachahmung der Römer genügen laſſen, und wieder Mehrere haben nur einige einzelne lateiniſche Redensarten zu einem bunten Ganzen zuſammenzuſtückeln vermocht, das jedem ſelbſtdenkenden Manne lächerlich vorkommen mußte. Wenn das Latein nicht eine ſolche Uebermacht ausgeübt hat, ſondern die Verfaſſer mehr auf den Inhalt bedacht waren, ſieht man doch meiſtens, daß die Sprache zu ſehr über die Behandlung herrſchte. Glücklicherweiſe giebt es auch einen Theil lateiniſcher Reden, deren Verfaſſer ſich ganz der Entwickelung eines gewiſſen Inhalts hingegeben und die fremde Sprache, ſo gut ſie vermochten, dazu benutzt haben; doch iſt es ſelten genug, daß die Schwierigkeit, welche dieſe darbot, vollkommen überwunden wurde. Wie ganz anders frei arbeitet dagegen der Mann, der ſich auf eine Rede in der Mutterſprache vorbereitet. Der Gedanke braucht ſelten lange nach dem Worte zu ſuchen. Er wird nicht jeden Augenblick durch den Zweifel geſtört, ob der Ausdruck, den er am liebſten gebrauchen würde, möglicherweiſe gegen die Eigenheiten einer fremden Sprache ſtreitet. Sollte er jedoch in ſeiner eigenen Sprache einen bisher ungehörten Ausdruck gebrauchen, ſo hat er den Vortheil, ſelbſt Mitglied der Gemeinde zu ſein, welche die Bildung dieſer Sprache beſtändig fortſetzt, und rings um ſich ſieht er Menſchen, deren geübtes Urtheil ihn leiten kann. Die alte Sprache erlaubte ihm in dem günſtigſten Fall eine freie Bewegung in der alten Gedankenwelt; aber die Mutterſprache öffnet ihm eine weit größere Gedankenwelt, welche er ſich aus ſo vielen vorhergehenden entwickelt hat: und wie nothwendig iſt dieß nicht dem Redner, da es die Menſchen unſerer Zeit ſind, an welche er ſich wendet. Wie oft findet nicht Der, welcher eine Rede ſchreibt, Veranlaſſung, ſie umzuarbeiten! Welche Laſt iſt es nicht, wenn er deßwegen Theile verwerfen ſoll, deren bloße ſprachliche Behandlung ihm eine bedeutend längere Zeit gekoſtet hat, als wenn ſie in der Mutterſprache geſchrieben wäre? Iſt es nicht auch von dieſer Seite wahrſcheinlich, daß der Inhalt unter der Sprache leiden muß?

Bei dem Halten der Rede iſt der Vortheil wieder auf Seiten der Mutterſprache. Nur Der, dem das Latein gewiſſermaßen zur Mutterſprache geworden iſt, wozu beinahe erfordert wird, daß er es zum Ziele ſeines Lebens gemacht haben muß, kann ſeine Rede ohne ängſtliches Auswendiglernen frei mit dem Bewußtſein halten, daß er leicht einen neuen Ausdruck findet, wenn der, welchen er gewählt hatte, ihm entfällt. Der, welcher dieſe Fertigkeit nicht beſitzt, wird beinahe gezwungen, ſeine Rede vom Papier abzuleſen, aber dieß iſt ſowohl ſchädlich für den Eindruck der Rede im Allgemeinen, als es auch beſonders eine ungünſtige Wirkung hervorbringt, wenn der Redner nicht zuvor eine Probe gemacht hat, die Rede auf der Stelle abzuleſen, wo ſie gehalten wird, da leicht eine unvortheilhafte Stellung gegen das Papier oder eine ſchlechte Beleuchtung Schuld ſein kann, daß er die Rede ſchlecht lieſt. Selbſt ohne ſolche ſtörende Einwirkungen werden die meiſten Gelehrten eine Rede in der Mutterſprache beſſer als in der lateiniſchen vortragen, mögen ſie ſie nun frei halten oder ableſen.

Die Zuhörer, deretwegen doch die Rede gehalten wird, werden ſie ohne Zweifel beſſer in der Mutterſprache als in der lateiniſchen verſtehen. Dieß liegt theils im ganzen Bau der lateiniſchen Sprache, welche zu längeren und kunſtvolleren Perioden Veranlaſſung giebt, theils liegt es darin, daß die Meiſten nicht mit einer ſolchen Freiheit ſchreiben, daß ſie während der Ausarbeitung der Rede an den auffaſſenden Sinn denken. Für das Ohr als Hörwerkzeug ſchreiben allerdings Viele ihr Latein, und beobachten gewiſſe Regeln des Wohlklangs; aber an eine ſolche Wortſtellung, daß wenigſtens die Kundigeren unter den Zuhörern die Meinung auf der Stelle faſſen und nicht zur äußerſten Anſtrengung der Aufmerkſamkeit gezwungen ſind, welche eben ſo ſchleunig ermüdet als eine Art Säumniß in unſerm Fortſchritt mit dem Redner bewirkt, daran denken nur Wenige. In allen Fällen wird der Zuhörer leichter einer Rede in der Mutterſprache als in einer andern folgen. Hat nun der Redner ihm wirklich etwas zu ſagen, ſo iſt es offenbar ein weſentlicher Verluſt, wenn die Rede in einer ſo ſchwierigen Sprache, wie die lateiniſche, gehalten wird. Ungeachtet man dieß bei allen Gelegenheiten fühlt, ſcheint es mir ganz beſonders unrichtig, daß die Rede, welche der Dekan der philoſophiſchen Fakultät an die neuaufgenommenen Studenten hält, und welche herzlich, ermunternd, warnend ſein muß, in einer andern als in der Mutterſprache gehalten wird. Ich weiß wohl, daß es Einige giebt, welche glauben, daß die für die ſtudirende Jugend ſo ehrwürdige Römerſprache die Feierlichkeit der Handlung in einem ſolchen Grade verſtärke, daß dieß mehr zu bedeuten habe als alles, was ein Profeſſor ſagen könne. Aber ich ſtelle es der Erwägung des Leſers anheim, ob nicht eine Handlung, die einen ſo bemerkenswerthen Schritt bezeichnet, wie es der Uebergang von der Schule zu dem freieren und höheren Univerſitätsleben iſt, eine natürliche Feierlichkeit habe, welche durch Benutzung einer angelernten Sprache eher geſchwächt als verſtärkt wird, in der wenige Redner es ſo weit gebracht, daß die Kunſt ſich in Natur verwandelt, und die ſicher auch nicht Viele der jungen Zuhörer ſo ſehr getrieben haben, um das Geſprochene ohne beſondere Anſtrengung aufzufaſſen.

Meine Behauptung geht darauf hinaus, alle Verpflichtung, das Lateiniſche zu ſchreiben oder zu ſprechen, abzuſchaffen, ausgenommen für die Philologen, denen man doch kaum auflegen dürfte, es zu ſprechen. Ich muß hiebei bemerken, daß jeder Vorſchlag, dieſe Verpflichtung nur für einige Gelegenheiten abzuſchaffen, für einzelne andere ſie aber beſtehen zu laſſen, als unbefriedigend betrachtet werden muß. Ich will einem ſolchen Vorſchlage auf der Stelle entgegentreten; denn der Mittelweg hat fortwährend noch viele Freunde von der Art, welche Fichte in einer von ſeinen Streitſchriften ſo treffend ſchildert, indem er ſagt, daß wenn ein Streit entſtehen könnte, ob zweimal zwei vier ausmache oder fünf, ſo würden ſie vorſchlagen ſich in 4½ zu einigen. Solche Friedensmittler vergeſſen, daß, wenn zwei Meinungen mit einander im Streit ſind, es nicht ausgemacht iſt, ob beide zu den Extremen gehören. Es wäre ja möglich, daß die eine von ihnen gerade auf dem rechten Mittelwege ſtände. Ich glaube allerdings, man kann der Behauptung, daß Extreme auf beiden Seiten des Richtigen liegen, eine große Ausdehnung geben; aber man muß erſt einſehen, was das Richtige iſt, ehe man beurtheilen kann, wo der wahre Mittelweg geht. Im gegenwärtigen Falle können wir leicht zwei äußerſte Punkte der ſtärkſten Art bezeichnen, den einen: es für eine ſchädliche Zeitverſchwendung zu halten, Latein zu lernen, den andern: zu verlangen, daß man auf der Univerſität nichts Anderes als Lateiniſch ſpreche. Aber in der Nähe dieſer äußerſten Punkte giebt es noch viele größere oder kleinere Abweichungen von dem Mittelwege. Nach meiner Meinung geht man in vorliegender Sache den wahren Mittelweg, wenn man den Unterricht ſo einrichtet, daß die Studirenden die lateiniſche Sprache gut verſtehen und ſich eine lebendige und richtige Vorſtellung von der Zeit bilden lernen, worin ſie blühte, aber dagegen jede Forderung aufgiebt, daß Fertigkeit Lateiniſch zu ſchreiben und zu ſprechen Bedingung ſein ſoll, um dem gelehrten Stande zugezählt zu werden. Aber daß dieſe Beſtimmung nun den wahren Mittelweg treffe, nämlich das Rechte, ſuche ich nicht durch deren mittlere Lage zwiſchen den äußerſten Punkten, ſondern durch die Gründe zu beweiſen, welche ich aufgeſtellt habe und welche ich hiemit der Prüfung der Leſer empfehle.

Es wird ihrer Aufmerkſamkeit nicht entgehen, wie ſehr die Einrichtung, daß das Latein einen weſentlichen Beſtandtheil jeder gelehrten Prüfung ausmachte, dem Urtheil eine falſche Richtung hat geben müſſen. Mangel an Fertigkeit im Latein ward deßhalb lange nicht mit denſelben Augen betrachtet wie Mangel an bündigen Kenntniſſen in Geſchichte und Aſtronomie oder Phyſik, ſondern geradehin als ein Makel. Selbſt Mangel an allgemeiner philoſophiſcher Bildung, oder Mangel an wiſſenſchaftlichem Ueberblick in der Religion ward nicht als ein ſo großes Hinderniß betrachtet, um den Gelehrtentitel zu erhalten wie Mangel an Fertigkeit im Latein. Ich weiß ſehr wohl, daß dieſes Vorurtheil, beſonders auf der Univerſität, ſchon viel von ſeiner Macht verloren hat, aber bei Vielen iſt noch genug davon übrig, ſo daß man ſagen kann, die Aufklärung der Zeiten habe nicht ganz den unreinen Geiſt vertrieben, welcher in dem ſogenannten Kloſter auf einen grammatikaliſchen Fehler in dem gebotenen Lateinſprechen eine größere Strafe geſetzt hatte als darauf, berauſcht zu Tiſche zu kommen. Man räumt jener gelehrten Kunſtfertigkeit noch einen Vorrang ein, den man unnatürlich nennen muß, ſo wahr wie die edelſte wiſſenſchaftliche Bildung ohne dieſe Fertigkeit erreicht werden kann, ja ſo wahr deren Erwerbung ſich in den meiſten Fällen als ein Hinderniß der aus dem eigenen Weſen der Dinge hervorgehenden Entwickelung wahrer Wiſſenſchaftlichkeit entgegenſtellt.

Ueber die Anwendbarkeit der nordiſchen Mythologie für die Poeſie und die bildende Kunſt.

Ueber die Anwendbarkeit der nordiſchen Mythologie für die Poeſie und die bildende Kunſt.

(Bruchſtück einer Anmeldung von Oehlenſchläger's neuen poetiſchen Werken in der „Monatsſchrift für Literatur“, 1829.)

Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß die Nordbewohner, ungeachtet politiſcher Trennungen, ungeachtet der Vorurtheile, welche eine barbariſche Zeit wie ein zweiſchneidiges Schwert zwiſchen faſt alle Nachbarvölker gelegt hat, ja ſogar ungeachtet einiger ungleichen Züge in Charakter und Sprache, in wiſſenſchaftlicher Hinſicht ein Volk ausmachen. Freilich wird das von Niemand geleugnet. Es iſt bekannt genug, daß die beiden nordiſchen Schriftſprachen, die ſich aus der gemeinſchaftlichen Urſprache entwickelten, nicht geringere Gleichheit mit einander haben als die beiden ähnlichſten griechiſchen Mundarten; daß die nordiſchen Völker, von Fremden ununterjocht, theils gemeinſchaftliche, theils verwandte Denkmäler der Altzeit aufbewahrten, und daß ſich an dieſe Denkmäler eine Götterwelt ſchließt, welche allen Nordbewohnern gemeinſam war. Man weiß dieß, ſagen wir; man geſteht es willig zu; aber die nordiſche Leſewelt vergißt es doch beſtändig von Neuem, und das eine Nachbarvolk fährt fort mit der Literatur des andern unbekannt zu ſein, offenbar zu Beider Schaden. Ihre Sprachen ſollten ſich im Verein ausbilden, von einander leihen, ſich durch einander berichtigen, wechſelſeitigen Gewinn eine durch der andern Spracherfindungen ernten. Wir dürfen allerdings gegen die Fortſchritte nicht blind ſein, welche die letzten dreißig Jahre in dieſer Hinſicht mit ſich geführt haben; aber man darf ſicher mehr fordern. Doch wollten die Nordbewohner ihre ſo nah verwandten Sprachen auch in Gemeinſchaft auszubilden verſäumen: ihre Mythologie iſt nur Eine und muß als gemeinſchaftliches Eigenthum behandelt werden. Sie iſt deßhalb auch mit vereintem Fleiß erforſcht und wie ein Nationalſchatz von allen Nordbewohnern geliebt worden. Welche Dichterwelt darin theils entfaltet, theils noch, wie Anlage zur Entwickelung, verborgen lag, ward allgemein gefühlt, und trotz aller Einſprüche von gewiſſen Kunſtrichtern ward in den letzten beiden Menſchenaltern ihre Anwendung in der Poeſie immer allgemeiner. Aber insbeſondere iſt dieß durch Oehlenſchläger geſchehen. Wer weiß nicht, daß er nicht bloß mehr als jeder ſeiner Vorgänger, ſondern ſogar weit mehr als alle übrigen zuſammen ausgerichtet hat?

Man hat mit vielem Schein von Wahrheit gegen die Einführung der nordiſchen Götterwelt in unſere Poeſie eingewandt, daß eine lange Reihe von Jahrhunderten die Zeit, in der man an ſie glaubte, von unſerem Zeitalter trennt. Die Mythologie der Griechen erhielt ſchon einen hohen Grad von Ausbildung, ehe der Glaube an die Götter verſchwand; und, als man anfing, dieſen Glauben zu verlieren, lebte doch die ſchöne Dichterwelt ſo in der Einbildungskraft des ganzen Volkes, daß ſie ihre Entwickelung noch lange fortſetzen konnte. Bei den Römern fiel die vorzüglichſte Dichterperiode in eine Zeit, wo der Glaube an die Götter ſchon ſtark zu wanken anfing, und dieſes Verhältniß war für die Poeſie dieſes Volkes gewiß nicht günſtig. Sollte da nicht der ohne Vergleichung längere Zeitraum, der bei uns dieſe Zeitalter trennt, die Schwierigkeit bis zur Unmöglichkeit vermehren? Wir antworten, daß für den dichteriſchen Gebrauch einer Götterwelt kein Zeitalter ungünſtiger iſt als das, worin der Verſtand ſich eben einen Sieg über den alten Irrthum erkämpft hat. Die geſpannteſte Aufmerkſamkeit iſt in einem ſolchen Zeitalter auf die Irrthümer und den Mißbrauch hingerichtet, die dem alten Glauben angehörten, ſo daß man da am wenigſten geeignet iſt, das Tiefe und Herrliche zu ſehen, das ſelbſt in falſchen Religionen verborgen liegt, und ohne welches ſie ſich nicht eine Reihe von Menſchenaltern hätten halten können; denn der Irrthum bewahrt ſein zeitbedingtes Daſein nur durch die Wahrheit, auf welche er geimpft iſt: das Schlechte durch das Gute, woran es ſich gehängt hat. In einer ſolchen Uebergangsperiode bildet ſich nun bei Einigen ein Haß, bei Andern eine Geringſchätzung gegen den verdrängten Glauben, und der Dichter iſt übel daran, wenn er die alte Götterwelt anders als ein verſtändiges Spiel, wenn man ſo ſagen darf, der Einbildungskraft, oder als eine bloße Maſchinerie gebrauchen will. Von ganz anderer Beſchaffenheit iſt unſer Fall. Die nordiſche Götterlehre war vergeſſen, oder, was hier daſſelbe iſt, nur von einigen Gelehrten gekannt. Als ſie wieder die Aufmerkſamkeit zu wecken beginnen ſollte, ward ſie uns mit aller Feierlichkeit einer fernen Altzeit vorgeführt und von den Rieſenſchatten unſerer mächtigen Vorväter begleitet. Viele Jahrhunderte ſind über der Menſchen Gräber hingegangen, welche Zeugen von jener Zeiten Prieſterbetrug, Aberglauben, Jämmerlichkeiten, Grauſamkeiten, Treuloſigkeiten geweſen waren. Was davon in den Denkmälern jener Zeiten erkennbar war, trat in den Schatten zurück, während das Große und Herrliche kräftig hervorleuchtete. Der Geiſt ſehnte ſich nach dem Zeitalter, das die alten Sagen uns in ſo großen Zügen malten. Wohl war man jetzt weit entfernt, das Daſein der alten Götter zu glauben, aber die Einbildungskraft war doch auf eine ganz eigene Weiſe mit ihnen vertraut, indem dieſe Götter ſo in die Sagen von unſerer Vorzeit verflochten ſind, daß die Wirklichkeit und die Dichtung ſich nicht völlig trennen laſſen, ohne das Ganze zu zerreißen. Vieles hatte den Zuſtand der Dinge vorbereitet, in welchem die ſchaffende Einbildungskraft in der Morgendämmerung der Urzeit gern lebt und wirkt, während die empfangende gern darin weilt und an deren Götterwelt glaubt, ſo lange des Dichters Begeiſterung ſie durchdringt.

Aber gleichwie die griechiſche Mythologie nicht die Bewunderung der Jahrhunderte auf ſich gezogen haben würde, wenn ſie nicht von den Dichtern ausgebildet worden wäre, ſo würde unſere Götter- und Heldenwelt bloß als eine merkwürdige Sondererſcheinung dageſtanden haben, wenn nicht eine reiche Dichtung ſich damit vereint hätte. Das Zeitalter, worin dieß geſchehen ſollte, war ſchon lange vorbereitet: mit Oehlenſchläger trat es ein; in ſeinen Gedichten ſteht die alte nordiſche Götterwelt durch den Zauber des Genies verjüngt vor uns. Er iſt der Edda Fortſetzer, allerdings nicht ſo, wie er es geweſen ſein würde, wenn er mit gleichem Genie und gleicher Geiſtesentwickelung tauſend Jahre früher gelebt hätte: aber ſo wie es für einen Dichter der Jetztzeit am natürlichſten war, der ſie unſerer Zeit bedeutend näher rücken mußte, um ſie unter ſeine Zeitgenoſſen einzuführen. Will man behaupten, daß er der Edda hätte näher folgen können, ſo wollen wir das nicht leugnen; wir können ſogar gewiß ſein, daß er in vielen Hinſichten die alte Lehre anders benutzt haben würde, hätte er ſeinen Dichtungskreis jetzt begonnen, wo durch die Beſtrebungen der Neueren über dieſen Gegenſtand ſo viel Licht verbreitet iſt. Aber ſo wünſchenswerth man ſogar den Zuſammenhang zwiſchen Gelehrſamkeit und Dichtung finden könnte, welcher vielleicht erreicht ſein würde, wenn dieſe Entdeckungen in dem Bereiche des Dichters bei dem Beginn ſeiner Bahn geſtanden hätten, ſo wenig iſt es doch dichteriſch weſentlich. Die Hauptſache iſt, daß die ganze nordiſche Vorwelt ſchon von Anfang an in ſeiner Einbildungskraft wie Eine große Dichtung wiedergeboren wurde, die ſodann allmälig eine vollere Entwickelung gewann; denn es iſt nicht weniger als eine ganze altnordiſche Dichterwelt, die er uns theils in Darſtellung des Ueberlieferten, theils in neuer Ausbildung und fortgeſetzter Schöpfung vor Augen führt. Der Urſprung der Welt und der Götter, der Streit der Götter mit den Rieſen, und zugleich der Kampf des Guten mit dem Böſen, die Götter in ihrem gegenſeitigen Verhältniß zu einander, zur Natur und zu dem Menſchen, die Heroen in ihren mit der Götterwelt verknüpften mächtigen Thaten und Leiden, und endlich des Nordens ſpätere Helden, einige noch im Heidenthum, andere auf dieſer oder jener Seite bei deſſen Untergang kämpfend, wieder andere im herrſchenden Chriſtenthum, werden uns bald epiſch, bald dramatiſch vor Augen geſtellt; und nicht zufrieden, ſie uns bloß in der Heimath zu zeigen, führt er uns ſogar außer Landes mit ihnen, ſo daß kein Theil der Kraftäußerungen des Nordens uns fremd bleibt.

Im vorigen Jahrhundert war die Meinung ziemlich allgemein, daß die nordiſche Mythologie zu arm und roh ſei, als daß ſich eine poetiſche Welt daraus entwickeln könne. Niemand hat ſie beſſer dagegen vertheidigt als Oehlenſchläger in ſeiner akademiſchen Preisſchrift, einer glücklichen Jugendarbeit aus dem Anfange unſers Jahrhunderts, und Niemand hat ſie beſſer als er durch die große Reihe ſeiner nachfolgenden Arbeiten gerechtfertigt. Nicht roh, ſondern nur unbearbeitet konnte man die nordiſche Mythologie nennen; dieß zeigte er damals mit prophetiſcher Begeiſterung, und jetzt giebt man ihm gewiß Recht. Man kann ſich jetzt nicht mehr einbilden, daß eine nordiſche Mythologie dem Dichter nur zur Darſtellung von Tapferkeit und wilder Liebe Veranlaſſung geben könne. Oehlenſchläger zeigt uns in ſeiner nordiſchen Dichterwelt alle die Gefühle und Beſtrebungen, welche zu einem mannigfaltigen Leben gehören. Die Wildheit und Grauſamkeit, welche durch eine unvorſichtige Behandlung leicht ein Hauptzug in der nordiſchen Dichterwelt werden konnte, werden ſchön und, mit der Natur der Dinge übereinſtimmend, gemildert, zuerſt durch den Einfluß, welchen Baldur und mehrere verwandte Weſen auf das Ganze haben, demnächſt durch das richtige Gefühl, womit die Züge von Edelſinn, Leutſeligkeit und Zärtlichkeit, welche ſich vorfanden, kräftig hervorgehoben, oder in dem Geiſte, worin ſich die Vorzeit durch ſie abſpiegelte, neu hinzugedichtet wurden. Die ſtumpfe Geringachtung von Kunſt und Wiſſenſchaft, die man ſo leicht als Charakterzug einer Kämpenzeit ſich vorzuſtellen geneigt iſt, durfte in unſerer nordiſchen Dichterwelt nicht herrſchen; der Dichter folgte Bragi und Mimer, und hob Alles hervor, was zeigen konnte, daß Liebe zur Dichkunſt und Ehrerbietung gegen die Reden weiſer Männer mit der alten Kämpen Kraft nicht unvereinbar ſei. Kurz durch dieſe nordiſche Dichterwelt gehen alle die veredelnden Gedanken und Gefühle, welche wir Humanität nennen, natürlich nicht ſo, daß ſie überall geradezu darin ausgeſprochen werden, wodurch Wahrheit und Poeſie verſchwinden würden, ſondern dadurch, daß ſie die ganze Dichtkunſt unbewußt durchdringen.

Es herrſcht noch in unſerer Zeit viel Zweifel, ob die nordiſche Mythologie ſich in den bildenden Künſten anwenden laſſe. Man werfe doch einen Blick auf das, was vor Oehlenſchläger ſich gegen ihre Anwendung in der Dichtkunſt ſagen ließ, und man wird fühlen, daß das Genie ſolche Knoten zu löſen vermag. Bei näherer Betrachtung kann es unſerer Aufmerkſamkeit nicht entgehen, daß die dichteriſche Vorbereitung dazu jetzt gemacht iſt. Bei den Griechen erreichten die bildenden Künſte erſt eine bedeutende Höhe, als eine ganze Dichterwelt dem Künſtler vorſchwebte und ihn begeiſterte; im Norden war es am wenigſten zu erwarten, daß die Dinge in umgekehrter Ordnung vorgehen würden. Jetzt dagegen, wo ein großer Dichter uns eine ſo herrliche Reihe von Bildern aufſtellt, mit der kräftigſten Kürze und Friſche gemalt, welche den bildenden Künſtler begeiſtern, ohne ihm in Dem, was ihm gehört, vorzugreifen, ſcheinen wir zu der Erwartung berechtigt, daß dieſer nicht zurückbleiben werde. Wir beſitzen ſchon glückliche Verſuche, aber etwas Großes wird kaum in dieſer Sache ausgerichtet werden, als bis ein ſeltener Künſtlergeiſt die nordiſche Dichterwelt mit derſelben Kraft ergreift, wie ſie Oehlenſchläger's Dichtergeiſt ergriffen hat.

Man darf wohl in unſern Tagen nicht mehr den Einwand erwarten, daß die griechiſche Mythologie dem Künſtler ſchon dieſelben Gegenſtände darbiete wie die nordiſche, und daß dieſe nur als eine Ueberſetzung von jener zu betrachten ſei; denn nicht davon zu reden, daß Baldur, Ydun, Sjofna, Geſion u. a. m. in der griechiſchen Götterwelt nicht wiedergefunden werden, ſo iſt der ganze Charakter in dieſen beiden Götterwelten weſentlich verſchieden, ſo daß Götter, welche ſogar planetariſch einander entſprechen wie Thor und Jupiter, Odin und Mercur, Tyr und Mars u. ſ. w., durchaus nicht dieſelben ſind. Will man ſie aber auf andere Weiſe zuſammenſtellen, Odin mit Jupiter, Thor mit Mars, ſo wird die wahre Gleichheit gewiß nicht größer.

Wir hoffen, daß Niemand fragen wird, ob es von Wichtigkeit ſei, eine ausgebildete nordiſche Mythologie zu erhalten. Zu einem vollſtändigen Nationalleben gehört auch eine nationale Poeſie; aber dieſe kann eine fremde Dichterwelt nicht entlehnen. Wo eine eigene ſich findet, hat ſie immer die Phyſiognomie ihres eigenen Landes. Die entlehnte wird der Dichtung ſtets ein fremdes Gepräge geben, und mehr oder weniger ihre Wirkung auf das Volk verfehlen. Die Griechen haben ihre Dichterwelt nach ihrer eigenen Natur ausgebildet: wir können ſie nicht entlehnen, ohne uns nach ihr umzuſtimmen. Hat ein Volk ſeine alte Götterwelt verloren, ſo muß ihre nationale Dichtung ſich auf die idealiſche Darſtellung ihrer hiſtoriſchen Charaktere und Denkmäler beſchränken, und auf dieſem Wege kann allerdings etwas Großes bewirkt werden; aber ein Verluſt wird der Mangel dieſer älteſten Dichterwelt, dieſer Urwelt der Einbildungskraft doch immer bleiben, und viele der größten Dichterideen werden ohne ſie ſich ſchwer oder gar nicht verkörpern.

Die Forderungen des Zeitalters an die Poeſie.

Die Forderungen des Zeitalters an die Poeſie.

(Aus einer Anmeldung der kleineren Gedichte von Eſaias Tegnèr, in der Monatsſchrift für Literatur, 1830.)

Tegnèr verdankt ſeinen Ruhm außerhalb Schwedens beſonders ſeinem Gedichte Frithiof; aber wir glauben darauf aufmerkſam machen zu müſſen, daß das erzählende Gedicht unſern Dichter kaum in das vortheilhafteſte Licht ſtellen werde. Seine Stärke ſcheint uns die poetiſche Beredtſamkeit zu ſein. Seine Sprache iſt glänzend, bis zur höchſten Fülle reich an blühendem Ausdruck. Aber bisweilen überſchreitet dieſe Fülle alle Grenzen. Es iſt dann, als ob Alles, was er berührte, ſich in Blumen verwandelte, wie die Speiſen des phrygiſchen Königs in Gold. Es wird in den erzählenden Gedichten namentlich fühlbar, wie die großen Leidenſchaften und Begebenheiten ſich in Dichterblumen beinahe verhüllen, ſo daß ihre unmittelbarſte und eigentlichſte Wirkung auf uns geſchwächt wird, wie wenn der Maler uns eine Kämpengeſtalt unter einer glänzenden Rüſtung verhüllt, da wo man lieber die ſchönen kräftigen Glieder ſelbſt ſähe. In keiner Art von Gedichten ſcheint die Anwendung der poetiſchen Beredtſamkeit ſo ununterbrochen vertragen werden zu können, als in der lehrenden, beſonders der moraliſchen, in welcher Gedanken und Gefühle, wozu die Anlage einen der Grundbeſtandtheile im Daſein des Menſchen ausmacht, aber welche nur zu oft ſchlummern, geweckt und entflammt werden ſollen. Selbſt die

Leſer, welche unſern Dichter nur aus Frithiof kennen, werden ſich vieler glänzenden Beiſpiele dieſer Art erinnern.

Es iſt uns nicht unbekannt, daß es Viele giebt, die den Ruhm, welchen wir hier dem Dichter beilegen, für ſehr beſchränkt halten. Wir bitten Dieſe, vor Allem bemerken zu wollen, daß wir dieſe Beredtſamkeitsgabe nicht als des Dichters einziges Talent bezeichnen: im Gegentheil geſtehen wir ihm willig eine Summe von allen den Talenten zu, welche einen trefflichen Dichter ausmachen; aber wir erwähnten nur hier dieſes Talent bei Tegnèr, welches uns das überwiegendſte, und deßhalb das am meiſten charakteriſtiſche ſcheint. Uebrigens ſind wir weit entfernt, der poetiſchen Beredtſamkeit einen ſo geringen Platz anzuweiſen, wie man ihn jetzt ihr zuzugeſtehen pflegt. Es gab eine Zeit, wo man über die poetiſche Beredtſamkeit beinahe das Weſen der Poeſie vergaß; aber kann man wohl leugnen, daß der Einſpruch, der endlich gegen dieſe Einſeitigkeit hervortrat, wieder zu einem entgegengeſetzten geführt hat? Es verſteht ſich, daß hier nicht von der Sache der poetiſchen Beredtſamkeit allein gehandelt wird. Die unnatürliche Lobpreiſung derſelben war nur eine von den vielen Folgen, die die Verkennung des Weſens der Dichtkunſt mit ſich führte, und welche eigentlich mit einer einſeitigen Betrachtungsweiſe alles Geiſtigen, des Schönen, des Guten, des Wahren zuſammenhing. Nach der auf die Barbarei des Mittelalters folgenden Blüthenperiode, worin man mit friſcherwachtem Sinn Kunſt und Wiſſenſchaft umfaßte, und wo man eine veraltete Meinung nach der andern zu der Welt der Einbildungen verjagt, aber die Vernunft jeden Tag neue Weſen entdecken ſah, mußte ein Zeitalter entſtehen, das für alles, was es annehmen ſollte, den Grund wiſſen wollte. Dieſes an ſich ſelbſt herrliche Beſtreben, das nach und nach das Menſchengeſchlecht zu einer Höhe erhoben hat, von welcher die Geſchichte kein früheres Beiſpiel darbietet, konnte doch großen und gefährlichen Irrthümern nicht entgehen, deren Einflüſſe ſogar zerſtörend geworden ſein müßten, wenn nicht ein natürliches Gefühl den verzweifeltſten Ergebniſſen einſeitigen Denkens widerſtände und außerdem eine höhere Naturgabe ſtets das Beſte ſo ſehr über den Strom der Zeitmeinungen erhöbe, daß das Rechte nie ganz untergehen könnte. In dieſer Uebergangszeit der Aufklärung war es natürlich, daß das ſinnlich Vorhandene die eigentlichſte Wirklichkeit ſcheinen mußte, und daß die Philoſophie eines ſolchen Zeitalters, wo ſie ſich durch keine geheimwarnende Stimme ſchrecken ließ, Alles aus dem ſinnlichen Daſein entſprungen und für dieſes vorhanden ſein laſſen mußte; ſo war die Tugend nur da um Glückſeligkeit zu bereiten, die Wiſſenſchaft um Nutzen von unzähliger Art zu ſtiften, die Kunſt um zu nützen und zu vergnügen. Nur bei wenigen Menſchen war doch der Verſtand ſo mächtig, und die innere warnende Stimme ſo ſchwach, daß dieſe Denkweiſe ſich zu ihrer völligen Selbſtbeſtimmung und Einſeitigkeit ausbildete, aber der Keim dazu breitete ſeine Wurzeln durch das ganze Zeitalter aus.

Indem man ſo verkannte, daß es das Weſen der Dichtkunſt iſt, durch die Sprache eine Schönheitswelt für das geiſtige Auge aufzuſtellen, und ſie dagegen bloß als eins unter den vielen Mitteln, die menſchliche Glückſeligkeit zu fördern, betrachtete, mußte der unmittelbare Unterricht, den ſie ertheilte, die guten Gefühle, welche ſie ausſprach, und die ausdrucksvolle Weiſe, mit welcher dieß geſchah, das ſein, was den Werth der Dichtung beſonders beſtimmte. Aber die Natur der Sache führt es mit ſich, daß derſelbe Unterſuchungsgeiſt, der den Menſchen in die Irre führte, ihn wieder davon zurückruft. Es zeigte ſich allmälig nur zu klar, daß die Dichtkunſt, welche in dem Leitband einer ſolchen Theorie ging, nur eine geringe Macht über den Menſchen hatte; und der Vorzeit große Werke zeigten jedem unbefangenen Gefühl, was die Dichtkunſt vermag. In der Wiſſenſchaft ward man gleichfalls gewahr, daß man aus lauter Eifer, nichts ohne ſichern Beweis als Wahrheit anzunehmen, ſich von der Wahrheitsquelle entfernt hatte. Man ſah, daß das Wahre, das Gute, das Schöne nicht aus den äußeren Gegenſtänden geſchöpft werden ſoll, ſondern daß wir eine Grundanlage in uns haben, es zu erkennen, ihm nachzuſtreben, und es hervorzubringen. Es ward mehr und mehr einleuchtend, daß das Körperliche weit entfernt iſt, das Wirklichſte zu ſein, ſondern daß es im Gegentheil eine Weſentlichkeit und Wirklichkeit im Geiſtigen giebt, woran die körperliche Natur keinen Theil haben würde, wenn ſie nicht ſelbſt die Offenbarung von etwas Geiſtigem wäre. So bildete ſich denn ein neues Zeitalter. Aber man ſtelle ſich nicht vor, daß es überall oder ſelbſt nur im Allgemeinen mit Klarheit und Bewußtheit auftrat. Nein, das Unwahre, das Unſchöne, das, was den Adel der Tugend herabzuſetzen ſtrebt, braucht nur eine gewiſſe Entwickelung zu erlangen, um eine Gegenwirkung zu wecken, die bei einem geſunden, kräftigen Menſchengeſchlecht mit Sieg endigt. Die verſchiedenſten Geiſter fingen nun an, in einer neuen Richtung zu wirken. Mächtige Dichterwerke wurden hervorgebracht, die Speculation wandte ſich zu den Tiefen des Geiſtes zurück, das Fehlerhafte in den alten Anſichten ward mit Scharfſinn aufgedeckt, mit Spott verfolgt. Aber die Wahrheit gewinnt nicht leicht einen Sieg, ohne daß der Irrthum auch ſeinen Theil daran nimmt. Die Berichtigung entwickelte ſich wieder zur Einſeitigkeit. Dem, welchen man zuvor die höchſte Giltigkeit eingeräumt hatte, wollte man nun nicht die bedingte Giltigkeit zugeſtehen, welche jedem Dinge an ſeinem rechten Platze zukommt. Selbſt die Beſten gingen in manchen Hinſichten zu weit; aber die Nachbeter, welche den alten Wortführern zu folgen fortgefahren haben würden, wenn nicht neue aufgetreten wären, gingen viel weiter. Man glaubte, ſich der Wahrheit deſto mehr zu nähern, je mehr man ſich von ſeinen vorigen Lehrern entfernte, und meinte deſto geiſtreicher zu ſein, je mehr man ſie verachtete. Unter Anderem bekam man eine Art äſthetiſchen Abſcheues vor moraliſchen und lehrenden Gedichten, welcher bei Einigen ſogar ſo weit ging, daß ſie ihre Originalität dadurch zu zeigen glaubten, daß ſie in das Unmoraliſche und Vernunftwidrige verfielen. Wir ſprechen hier natürlicherweiſe nicht von gründlichen Aeſthetikern oder von Dichtern, wie Göthe, Schiller, Oehlenſchläger: der Tribut, welchen ſolche Männer dem Zeitalter zu entrichten ſich nicht ganz frei hielten, kann erſt in einem künftigen Zeitalter richtig beurtheilt werden. Hier handelt es ſich nur um die Verwirrung, welche bei den Vielen hervorgebracht wurde, welche ſich bei geringen Kräften doch einbilden wollten, neu und ſelbſtſtändig zu ſein, und durch ihre Anzahl eine Wirkung hatten, welche ſie durch ihre Tüchtigkeit nie erhalten konnten. Bei dem Leſen vieler Arbeiten von Dieſen, ſollte man glauben, daß ſie meinten, die Selbſtſtändigkeit der Poeſie beſtehe darin, daß ſie ſich von aller Gemeinſchaft mit dem Wahren und Guten losſage, gleichwie Viele ſich einbilden, ein Mann ſei erſt dann recht frei, wenn er ſeinen Leidenſchaften, ſo viel wie er wolle, folgen könne. Aber vergebens erfüllten ſie die Welt mit Schöpfungen, worin ſie ein mächtiges Feuer der Einbildungskraft erkünſtelt hatten: die Nachwelt wird den Stempel der Unſterblichkeit nie auf Kunſtwerke ſetzen, worin der Dichter nicht von der Vernunft und dem guten Willen beherrſcht wird, während er ſich der Wirkſamkeit der ſchaffenden Einbildungskraft überläßt. Nur wo dieſe Vereinigung ſtattfindet, iſt die freieſte Dichtung allezeit mit dieſer geheimen unausſprechlichen Wahrheit und dieſer Erhebung in eine höhere Welt verſchmolzen, welche bewirkt, daß jeder unverdorbene Menſchengeiſt froh und vertrauensvoll in dem von dem Dichter geſchaffenen Daſein verweilt. Der Formen, worin dieß geſchehen kann, giebt es viele: Indien, Arabien, Perſien, Griechenland und Rom, das Mittelalter und die neuere Zeit haben ſich in der Poeſie in höchſt verſchiedenen Weiſen geäußert, aber durch alle ihre vorzüglichen Werke geht doch die Herrſchaft der Vernunft und des guten Willens als ein beſtändiger Grundton. Es war unſerem Zeitalter vorbehalten, eine eigene Klaſſe von poetiſchen Mißgeburten hervorzubringen, worin eine Traumwelt von Teufeln und Geſpenſtern, oft eine Hölle ohne Himmel mit einer angenommenen Selbſtſtändigkeit auftritt. Doch alle dieſe Verſuche werden gleich den Ungeheuern voriger Zeiten in Vergeſſenheit gerathen, und das Treffliche unſerer Zeit wie das der vorigen Zeiten wird beſtehen.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung der Selbſtſtändigkeit zurück, welche unſere durch die Entdeckungen der Vorzeit geleitete und durch ihre Irrthümer gewarnte Unterſuchungen der Dichtkunſt verſchaffen müſſen, ſo kann dieſe nicht in einer Trennung von den übrigen geiſtigen Beſtrebungen, ſondern in einer lebendigen Verbindung mit ihnen beſtehen. Die Poeſie ſoll weder der Naturwiſſenſchaft noch der Sittenlehre*) Folge leiſten, aber ſie iſt in ihrem innerſten Weſen mit beiden verwandt. Dieſelbe Vernunft, welche das Wahre erkennt und das Gute will, macht auch die Schönheit in den Schöpfungen der Einbildungskraft aus. Gleichwie der edle Menſch ſeine Freiheit nicht kann gebrauchen wollen, um gegen Vernunft und Recht zu handeln, ebenſo kann der wahre Dichter ſeine Schöpfung mit der theoretiſchen oder praktiſchen Vernunft nicht in Streit zu ſetzen beabſichtigen. Dieſelben Grundſätze müſſen auf die Wiſſenſchaft angewandt werden. Das muß ein ſehr unvollſtändiges Streben nach dem Wahren ſein, welches dieſes nicht auch in dem Schönen und Guten liebte, und eine nicht minder beſchränkte oder doch irre geleitete Liebe zum Guten, welche es nicht in Wiſſenſchaft und Kunſt wiederfände. Aber dieſe Betrachtung iſt für unſern Gegenſtand nicht unfruchtbar: ſie läßt uns einſehen, daß die Poeſie ſich jetzt aus freier Liebe in eine weit innigere Uebereinſtimmung mit dem Wahren ſetzen muß, als die war, die man ihr zuvor aus Mißverſtand aufdringen wollte.

Es ſollte uns leid thun, wenn man hier nur ein Spiel mit Worten finden wollte. Die Harmonie zwiſchen den verſchiedenen Thätigkeiten des menſchlichen Geiſtes, welche wir hier im Auge haben, entwickelt ſich täglich mehr und mehr. Alle Zweige der Wiſſenſchaft heben ſich fortwährend, um uns im Daſein eine Einheit, eine Wirkſamkeit, eine Vernunftherrſchaft, kurz ein Leben darzuſtellen, das ihren Inhalt der Kunſt immer näher bringt. Auf dieſelbe Weiſe muß auch die Tugend ſich immer mehr in ihrer lebendigen Verbindung mit dem Himmliſchen und in ihrer allbeſeelenden Wirkung auf das Irdiſche darſtellen: eine Darſtellung, an welcher das Menſchengeſchlecht trotz aller Unterbrechungen wie an der Löſung einer unendlichen Aufgabe arbeiten muß; denn es genügt nicht, daß man dabei ſtehen bleibt, es willig einzugeſtehen, man muß fortſchreiten, um es klar und in einem ſo großen und umfaſſenden Zu-

---

*) Man ſieht, daß die Wörter hier in derſelben weitläufigen Bedeutung genommen werden, wie **Physica** und **Ethica** bei den Griechen.

ſammenhang wie möglich zu betrachten. Dieſer Geiſt beſchränkt ſich nicht auf den Kreis der Gelehrten, er hat ſich ausgebreitet und breitet ſich fortwährend in der menſchlichen Geſellſchaft aus, und trägt bei, den Sinn für das Schöne, wie für alles Höhere, zu wecken und zu reinigen. Aber kommt die Wiſſenſchaft und die Ausbildung des Menſchenthums ſo der Poeſie entgegen, ſo muß dieſe wiederum ſich immer inniger an jene anſchließen.

Es iſt nicht unſere Abſicht geweſen, mit dieſen Bemerkungen anzudeuten, daß Tegnèr in dieſer Hinſicht dem Zeitalter vorangeſchritten ſein ſollte; ſondern wir glauben im Gegentheil, es höchlich rühmen zu müſſen, daß er aus der vorigen Zeit mit Glück etwas beibehalten hat, was man in der unſrigen oft verſchmähte. Doch wir wollen lieber auf die Gedichte ſelbſt hinweiſen. Der Leſer wird daraus eine ſtärkere Ueberzeugung ſchöpfen, als unſere Gründe ihm geben können. Wer das Gute in ſo treffenden und begeiſternden Ausdrücken, in dieſer glücklichen Gedankenbeleuchtung, mit dieſer Muſik der Sprache dargeſtellt ſieht, wird fühlen, wie lebendig ſich das Gedicht im Gedächtniß abprägen, und in der Seele, wenn man ſo ſagen darf, einen bleibenden Nachklang zurücklaſſen, dort bei tauſend Gelegenheiten im Leben begeiſtern, unterweiſen, ermahnen, warnen, und ſo unſäglich viel zur Veredlung des Menſchen und der Menſchheit beitragen muß.

Gehen wir zu den Gedichten über, die mit den Wiſſenſchaften, und beſonders mit der Naturwiſſenſchaft in einige Berührung kommen. Hinſichtlich der letzten ſind wir gewohnt, in Dichterwerken die naturwidrigſten Schöpfungen mit Dank hinzunehmen; aber es iſt Zeit, Einſpruch dagegen zu thun. Die Natur ſteht nicht länger vor unſerer Einſicht als eine todte Maſſe, ſondern als ein großes lebendiges Ganzes, worin jeder wichtige Theil wieder als eine in ſich abgeſchloſſene kleine Welt auftritt. Die Zahl Derer, welche die Natur kennen, wächſt täglich: ſie werden das Auge wegwenden, wenn man ihnen geſchmückte Wechſelbälge ſtatt wahrer Vorſtellungen darbietet. Wenn ein Dichter uns den Sonnengott zeigen wollte wie einen dickmuskeligen Hünen, bewaffnet mit einer Keule, bedeckt mit einer

Löwenhaut, wie lächerlich würde man das nicht finden! Aber wenn ein Dichter der Erde ſchwere Maſſe praſſelnd um ihre Axe ſauſen läßt, ſoll das für zuläſſig gehalten werden? Man wird uns vielleicht antworten, daß die Mythologie zur Dichterwelt gehört, deren Geſetze der Dichter achten muß, aber daß er hinſichtlich der Natur größere Freiheit hat. Wir antworten darauf, daß der ganze Kreis des Daſeins, mit welchem die Einbildungskraft der gebildeten Welt vertraut iſt, mit zur Dichterwelt gehört. Er kann uns nicht ungeſtraft Aſien mit Freiheitsſinn und Europa mit Sklavengeiſt, die Athenienſer wie Barbaren und die Gallier als verfeinert, oder Griechenland als der Wärme, Indien als der Kälte Land ſchildern. Warum nicht? Unſere Einbildungskraft iſt mit dieſen Gegenſtänden vertraut. Gut; aber nun beginnt unſere Einbildungskraft auch mit vielen ehedem nur den Gelehrten bekannten Theilen der Welteinrichtung vertraut zu ſein, die es auch nicht duldet, daß man gegen ſie verſtößt. Mögen ſich die Dichter nur nicht darauf verlaſſen, daß die Anzahl Derer, welche Anſtoß daran nehmen, gering ſei; ſie mehrt ſich täglich. Nach einem Menſchenalter wird wahrſcheinlicherweiſe kein wohlerzogener Menſch über die Punkte auf der Erde, nach welchen die Magnetnadel zeigt, ſchlechter unterrichtet, als über die Geſchichte der Semiramis, oder unwiſſender darüber ſein, wie man ſich zu Lande und zu Waſſer zurecht findet, als über den Argonautenzug. Wir ergreifen die Gelegenheit, um von einem allgemeinen Mißbrauch bei Beſprechung eines Dichters zu reden, dem wir in ſo vielen andern Hinſichten aufrichtige Bewunderung zollen können, und welcher ſelbſt in den Gedichten, an denen wir hier Ausſtellungen machen wollen, das, was wir für Fehler halten, mit großen Schönheiten verhüllt. Wo es nichts zu loben giebt, hat es etwas Gehäſſiges, Fehler zu ſchelten, welche Alle begehen.

Das erſte der Gedichte, welches wir jetzt erörtern wollen, ſtehe hier vollſtändig:

Die Polarreiſe.*)

Um Gewißheit zu erringen
Will zum Pol der Forſcher dringen,
Wagen jegliche Gefährde,
Bis er auf der Stirn der Erde
Steht, und aus der Weſen Grab
Miſſet Erd' und Himmel ab.

Auf dem Nordmeer ſchifft der Weiſe.
Ihre Jungen auf dem Eiſe
Sonnt die Seekuh; weiß vom Haare
Brummt der Bär, es fiſchen Aare;
Wie ein Eiland weit und ſchwer
Wälzt der Wallfiſch ſich im Meer.

Noch iſt Ruh ihm nicht geworden;
Anker wirft er hoch im Norden
An ein Eisland: „Wartet, Brüder,
Hier, bis daß ich komme wieder!
Wartet! Hundert Meilen wohl
Hab' ich noch bis hin zum Pol!“

Vom gefrornen Strande ſchreitet
Er durch den Magnet geleitet.
Schnee von tauſend Jahren flimmert,
Blank das Eis wie Silber glimmert.
Seinen ew'gen Ring im All
Tanzet hoch der Sonnenball.

Der Natur Begräbnißplatte
Von Albaſter iſt die Matte.
Hier ſtieg nie ein Hauch vom Munde
Seit der erſten Schöpfungsſtunde.
Leben nicht auf dieſer Flur!
Stille wohnt beim Tode nur.

---

*) Ueberſetzung von G. Mohnike.

Doch er kehrt nicht um — ein Bette
Haut er in das Eis; die Stätte
Labt den Müden, der in Fellen
Liegt in den gefrornen Wellen,
Schlummernd wie ein Eisbär dort —
Fern iſt nicht der Pol des Nord.

Endlich kommt der Erde Wipfel.
Siegend auf der Axe Gipfel
Steht er. Horche, welch ein Brauſen
Aus der Tiefe! Welch ein Sauſen
Macht die Maſſe, die ſich ſchwer
Schwingt um ihre Ax' umher.

Nun erſchrickt er, und verlegen
Sinnt er nach der Rückkehr Wegen.
Zaubernacht verwirrt den Feſten:
Wo iſt Oſten? Wo iſt Weſten?
Wo iſt Süden? Wo der Nord?
Keine Spur, kein Ausweg dort!

Aus der Tiefe tönt ein Rufen:
„Thor, auf deiner Weisheit Stufen!
Himmelsſtrich nicht, wie die andern,
Hat der Punkt, drum Welten wandern.
Auf ſchließt ihn der Tod allein,
Kamſt du dorthin, bliebſt du ſein.“

Stündlich wird der Schatten länger,
Stündlich wird der Zirkel enger,
Den die Sonn' am Himmel mahlet,
Bis kein Lichtatom mehr ſtrahlet.
Doch das Ich des Stolzen friert,
Bis die Welt ſich neu gebiert.

Der Anfang erinnert unwillkürlich an Parry's Reiſe. Man erwartet die verdiente Lobpreiſung ſeines heldenmüthigen Unternehmens; aber man ſieht weiterhin, daß der Dichter die Abſicht als erreicht und doch mißglückt ſchildern will. Ueber den Lärm, womit der Dichter ſich die Axe der Erde drehen läßt, brauchen wir nicht weiter zu ſprechen. Aber nun die Verlegenheit, in welcher er den Mann ſein läßt, um Oſt und Weſt, Nord und Süd zu finden, iſt doch gar zu ungereimt. Sollte der Mann, der eine Reiſe nach dem Nordpol macht, um Antwort auf die Fragen zu holen, die ſeine Forſchungen daheim ihm nicht beantworteten, ſo unwiſſend ſein? Steht er auf dem Nordpol der Erde, ſo braucht er wahrlich nicht zu fragen: Wo iſt Süden? wo iſt Norden? denn wo er hingeht, geht er gen Süden. Er kann auch nicht fragen: Wo iſt Oſten jetzt und Weſten? Denn der ganze Himmel dreht ſich um ihn, wie um uns Alle von Oſten nach Weſten. Der Dichter giebt ihm den Kompaß in die Hand. Es kann unſerem Reiſenden nicht unbekannt ſein, daß die Magnetnadel nicht nach den Polen der Erde, ſondern nach gewiſſen magnetiſchen Hauptpunkten hinzeigt; wie die Nadel zeigt, muß er auf der Reiſe wahrgenommen und ſo viel Auskunft in ihrer Abweichung gefunden haben, daß ſie ihm ſelbſt am Nordpol ein treuer Wegweiſer ſein wird. Der Zeitmeſſer ſagt ihm zu jeder Tages- und Nachtzeit, über welcher Gegend auf der Erde die Sonne ſteht. Hat er ſich mit noch mehreren Hülfsmitteln verſehen, ſo wird er ſogar aus der Stellung des Mondes gegen die Sonne ſeine Richtung erfahren. Aber würde noch alles dies nöthig ſein? Kommt Alles zu Allem, ſo braucht er ja nur von dem magiſchen Punkt wegzugehen, wo ihn der Dichter durch nichts Anderes, als durch ſeine Unentſchloſſenheit feſtgebannt hat. Wohin er auch gehe, iſt er ja fort von dem erſchrecklichen Pol! Daß der Kreis, welchen die Sonne am Himmel beſchreibt, immer enger werden ſolle, bis ihr letzter Strahl vom Pole verſchwände, iſt ein Irrthum, der doch keinen weiteren Einfluß auf das Uebrige hat. Der Grundgedanke im Gedicht: ein Forſcher, der ſich zum Erdpol begiebt, um die Löſung ſeiner Zweifel zu finden, aber ſich dort von Allem entblößt findet, was ſich ihn auf der Erde zurecht finden ließ, und endlich den letzten Sonnenſtrahl verliert, ſo daß des ſtolzen Weiſen Ich dort bis zum jüngſten Gericht friert, ſollte wohl zunächſt von einer Hindeutung auf die verwegenſte und leerſte Art von Metaphyſik genommen werden, wenn nicht die Ausmalung es verböte.

Ein anderes Gedicht, das Feuer, hat einen ſo dreiſten Gedankenflug, und eine ſolche Pracht im Ausdruck, daß man leicht fühlen muß, der Dichter würde ein Meiſterſtück hervorgebracht haben, wenn er dieſelbe Kraft auf einen Stoff gewandt hätte, der nicht ſo ganz außerhalb ſeines Geſichtskreiſes lag. Hiezu kommt noch, daß er darin etwas hineingelegt hat, das außerhalb der Grenzen aller möglichen Vorſtellung liegt. Er will die Welt darſtellen, wie ſie war, ehe das Feuer entſtand.

Finſter lag in ſtarrender Verſteinung *)
Rings die Tiefe, wie Allfaders Meinung
Unergründlich, geiſt- und formentblößt.

In der nächſten Strophe heißt es:

Brütend, einer Schlange gleich, in Ringen
Lag die Ewigkeit mit ſchwarzen Schwingen
Ueber Unerſchaffnem. Ausgeſpannt
Waren noch die Räume nicht, Secunden
An der Zeitenuhr noch nicht entſchwunden,
Und ihr Zeiger ſtand.

Der Ausdruck iſt groß und mächtig; aber wie vernichten doch die Gedanken einander, wenn man ſie zuſammenzufaſſen verſucht! Der Raum war nicht da, und doch hatte man Tiefe und Verſteinung! Die Ewigkeit hat ſich ſchwarze Flügel gemacht, ehe der Raum, der aller körperlichen Form Bedingung iſt, vorhanden war! und ſie brütete auf Welten, die noch nicht da waren! Solche Bilder ſind wahre Ungeheuer. Das große Nichts von Daſein, das ein verwegener Gedankenſprung dem Zeitbeginn voranſtellt, der ſelbſt ein Ungedanke iſt, läßt ſich durch kein Bild malen. Wenn Jemand eine ſo ſtrenge Anwendung des Verſtandes auf ein Dichterwerk unpoetiſch nennen will, ſo antworten wir, daß der ganze Gegenſtand der angeführten Verſe außerhalb der Grenzen der Poeſie liegt. Dieſe ſoll uns ein Daſein in klaren Bildern darſtellen. Was nicht dargeſtellt werden kann, iſt kein Gegenſtand für die Kunſt; aber daß Nichts nicht dargeſtellt werden kann, iſt doch wohl ſonnenklar!

Gehen wir nun über zu den Theilen des Gedichts, worin die Entwickelung der Natur vor Augen geführt wird, ſo ſehen wir Alles auf

---

*) Ueberſetzung von Schütt.

eine Weiſe vorgehen, die ſich von den Ergebniſſen der Naturwiſſenſchaft weit entfernt. Wir leugnen nicht, daß unſere Einſichten in Betreff der Dinge, welche hier beſprochen werden, ſehr unvollkommen ſind; aber ſoll etwas darüber geſagt werden, ſo muß es doch nicht mit der beſten Einſicht, welche wir haben, ſtreiten. Wenn der Dichter ſich den Himmel zur Wölbung erheben läßt, ſo nimmt er einen völlig irdiſchen Standpunkt; denn dieſe Wölbung iſt ja nichts Anderes, als die Form, worunter der unermeßliche Raum zufolge der Natur des Auges ſich den Bewohnern der Erde zeigen muß. Dieß iſt jedoch noch für einen Anſchein erlaubt, der der Erde zugehört; aber wenn er unmittelbar darauf die Sonne in Flammen ſich loßreißen, und Oſten mit Gewalt von Weſten ſich fortrücken läßt, ſo überſchreitet er dieſe Grenze gänzlich, und ſtellt uns eine gewaltſame Revolution dar, wo die Wiſſenſchaft mit größter Wahrſcheinlichkeit uns eine langſame Entwickelung zeigt, worin die Sonne ſich durch dieſelbe große Naturhandlung bildete, wodurch zugleich alle Planeten hervorgebracht wurden. Will man auch die Bildung der Sonne vom irdiſchen Geſichtspunkt darſtellen, nämlich von dem Augenblick, der von der Oberfläche der Natur ſichtbar wurde, ſo muß man ſich das Zeitalter denken, als der Dunſtkreis der Erde ſich aufklärte; aber dieß geſchah durch eine Abkühlung und Zuſammenziehung, wozu der Ausdruck nicht paßt. Sollen wir der wahrſcheinlichſten Meinung, der Kantiſch-de la Placiſchen, folgen, ſo paßt der Ausdruck Oſten riß ſich los vom Weſten auch nicht zur Wirklichkeit; denn dann muß man annehmen, daß die Umdrehung des Sonnenſyſtems mit zu der Wirkſamkeit gehört, wodurch die Sonne und die anderen Kugeln darin entwickelt werden. Aber die Umdrehung um die Axe giebt Oſt und Weſt, Nord und Süd, erſt für das ganze Syſtem, und ſodann mit beſondern Veränderungen für jede Kugel ihrer Umdrehung zufolge, welche mit ihrer erſten Bildung beginnt, und ohne gewaltſame Verrückungen, allmälig zu den Verhältniſſen gelangt, welche die höchſte Entwickelung mit ſich führt.

Unſer Verfaſſer nimmt das Feuer in der ausgedehnten Bedeutung, wonach auch Wärme und Licht darunter gehört; aber die Wärme iſt ohne Zweifel ein Daſeinsverhältniß der Materie, und alſo nicht jünger als die Materie ſelbſt. Iſt dieß richtig, ſo iſt es nicht beſſer von dem Zuſtande der Materie zu ſprechen, ehe die Wärme ward, als einen vierſeitigen Zirkel zu beſchreiben. Aber welche Theorie man ſich auch von der Wärme bilden möge, ſo darf doch ſicher behauptet werden, daß ſich von einer Welt ohne Wärme kein klares Bild geben läßt.

Wir wiederholen, daß hier unſere Vorwürfe nicht gegen den Dichter gerichtet ſind, ſondern daß wir nur an ein paar glänzenden und allgemein bewunderten Beiſpielen des Zeitalters Forderungen geltend machen wollten. Die Dichtkunſt hat uns nur noch ſehr wenige Darſtellungen von dem geheimen Naturleben gegeben, daß uns die Wiſſenſchaft offenbart. Goethe's Metamorphoſe der Pflanzen, und Novalis' Weinlied und zwei Bergmannslieder ſind gleichſam die erſte Verkündigung von dem, was ſich hierin hervorbringen ließe. Baggeſen's elektriſche und magnetiſche Kobolde oder Götzen, und eine Menge älterer und neuerer Geſchöpfe dieſer Art, haben keine Verwandtſchaft damit. Die Klaſſe von Gedichten, von welcher wir hier ſprechen, bietet ein neues und unangebautes Feld dar; aber wir würden nicht wünſchen, daß Jemand ſich mit Gewalt vornähme, es anzubauen. Findet es Jemand für gut, phyſikaliſche Schriften zu leſen oder Vorleſungen zu hören, um ſolche Gedichte zu ſchreiben, dürften wir ihm vorausſagen, daß er ſeine Zeit verliert.

Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß wir die Forderungen der Wiſſenſchaft an den Dichter nicht geltend machen, ſo lange er die Dinge in ihrem ſinnlichen Zuſtand nimmt, ſondern nur in dem Fall, wo er in das Gebiet der Wiſſenſchaft hineinſtreift. Deßhalb ziehen wir das „Lied an die Sonne" nicht zu der erwähnten Klaſſe. Es iſt eine freie phantaſtiſche Behandlung eines ſinnlichen Gegenſtandes, und ſo kühn, ſo geiſtreich, ſo ganz in ſich abgerundet, daß es mit Recht von allen Leſern den ſchönſten Zierden der Sammlung zugezählt wird. —

Die Literatur und der conſtitutionelle Staat.

Die Literatur und der conſtitutionelle Staat.

(Bei der Anmeldung von Johann S. Velhaven's Gedicht „Norwegens Dämmerung." Aus der Monatsſchrift für Literatur, 1835.)

Das Gedicht Velhaven's iſt ein Ausbruch wahrer und warmer Vaterlandsliebe. Der Verfaſſer macht ſeinen Landsleuten die härteſten Vorwürfe, natürlicherweiſe nicht um ſie herabzuſetzen, ſondern um ſie dahinzubringen, das Vaterland zu höherem Ruhm und Glück zu erheben. Solche wohlgemeinte Strafreden ſind mehr werth als alle Volksſchmeicheleien. Indem wir die Sache von dieſer Seite betrachten, wird Jeder leicht fühlen, daß wir weit entfernt ſind, uns mit einem kindiſchen Triumphe darauf etwas zu gut zu thun, daß die Vorwürfe, welche der Dichter ſeinem Vaterlande macht, uns größtentheils nicht treffen, und daß er ſogar in manchen Hinſichten auf unſere glücklichen Fortſchritte in Aufklärung und Bildung hinweiſt; nein, wir würden wahrſcheinlich dieſes Strafgedicht eines Norwegers an Norweger gar nicht angemeldet haben, wenn wir nicht theils unſer Scherflein zu einem edeln Vorhaben beitragen, theils Weisheitslehre für uns ſelbſt daraus entnehmen wollten.

Mit aufrichtiger Bruderliebe wünſchen wir, daß ſeine kraftvolle und geiſtreiche Sprache, worin er ſicherlich die Gefühle der weiſeſten Männer Norwegens ausdrückt, mit ſchuldiger Aufmerkſamkeit angehört, die unerſchrockene Unterſtützung anderer Gleichgeſinnten, welche ſo nothwendig iſt, wenn eine Schrift nachhaltige Wirkung haben ſoll, finden, und überall dieſes patriotiſche Vorhaben recht fruchtbringend für Norwegens Wohl werden möge. Aber mit Hinſicht auf die in den neueren Zeiten ſo verbreiteten politiſchen Meinungen, welche jetzt auch bei uns allgemeine Aufmerkſamkeit zu gewinnen angefangen haben, wünſchen wir, es möge unſern Landsleuten klar vor das Auge treten, daß der Einfluß, der mit ſo vielem Recht den Ackerbauern, Handwerkern und andern Gewerbtreibenden in der rathgebenden Verſammlung des Vaterlandes zugeſtanden wird, niemals die höheren geiſtigen Intereſſen verdrängen dürfe, ſondern daß im Gegentheil die materiellen und die geiſtigen Intereſſen, wohlverſtanden, in der vollkommenſten Harmonie ſtehen.

Der Dichter beſchwert ſich darüber, daß der unter den Stimmführern des Volkes herrſchende Ton und die allgemeine Selbſtzufriedenheit mit Dem, was man hat, das Volk in eine Art geiſtigen Schlaf einlullt und verhindert, daß die herrlichen Kräfte, welche in den Söhnen des Vaterlandes ſchlummern, zu kräftiger und ehrenvoller Wirkſamkeit geweckt werden. Man würde natürlicherweiſe den Dichter ganz mißverſtehen, wenn man ihm die Meinung beilegen wollte, als hätte Norwegen keine, oder ſo gut wie keine geiſtigen Führer. Er liefert Beweiſe genug, daß er dieß beſſer kennt; aber der wahre Grund ſeiner Klagen iſt, daß dieſe Männer nicht bei dem Volke ein offenes Ohr finden, und daß Menſchen mit gleich engen Köpfen und Herzen dem Volke eine dumme Selbſtbewunderung und eine lächerliche Geringſchätzung für alles Fremde einprägen. Jede der vier Hauptſtädte Norwegens wird arg mitgenommen und muß ſich natürlich darein finden, daß die Satyre, ihrem alten Privilegium gemäß, die Fehler vergrößert zeigt. — —

Seine Landsleute haben indeß keinen Grund, auf ihn ungehalten zu ſein; denn hat er ihnen auch eine ſcheinbare Kränkung zugefügt, indem er ihnen vorwirft, daß ſie einer eben ſo vorlauten wie geiſtig unmündigen Partei einen zu großen Einfluß geſtatten, ſo hat er ihnen dagegen durch die Weiſe, wie er es gethan hat, wahre Ehre erzeigt. Außerhalb Norwegens hat man ſchon lange mit Erſtaunen auf den rohen Ton und das ausſchließende Norwegerthum geachtet, das ſich in der neuen Literatur des Landes ausſprach; Norwegen iſt wohl damit gedient, daß man von einem ſeiner eigenen Söhne einen geiſtreichen Proteſt erblickt. Wir können übrigens bei dieſer Gelegenheit nicht umhin, uns an diejenigen unſerer Landsleute zu wenden, welche noch einigen Geſchmack an der Dänenthumsprahlerei finden, die vor einigen Jahren ſo häufig von einer gewiſſen Klaſſe unſerer Schriftſteller ausging, und ſie darauf aufmerkſam zu machen, wie unfruchtbar dieſe Art von Patriotismus meiſtens iſt, und wie ſchädliche Folgen er in vielen Hinſichten haben muß. Es genügt ihnen nicht, ſich über das Große und Gute zu freuen, das das Vaterland hervorgebracht hat und hervorbringt, ſondern ſie beehren das Mittelmäßige oder das noch Geringere mit großen Namen, um damit bei den Vergleichungen zu prahlen, welche ſie für gut finden, mit dem Fremden anzuſtellen. Man lullt ſo ſeine Landsleute in einen Selbſtzufriedenheitsſchlummer, worin man ſich reich träumt, und ſich mit dem Mittelmäßigen begnügt, ſtatt ſich das Beſte anzueignen. Natürlich kann man auch in der Art, wie man von Andern lernen will, Unverſtand zeigen. Gleichwie ein Menſch nicht ſeine Perſönlichkeit hingeben darf, indem er andere Kenntniſſe oder andere Sitten annimmt, als die er wirklich ſich aneignen und zu einem Theil ſeines Weſens machen kann, ſo geziemt es auch den Nationen. Die entgegengeſetzte Denkungsart macht Menſchen wie Nationen zu Affen. Es iſt der Schriftſteller Pflicht, hierin Leiter ihres Volkes zu ſein und kräftig beizutragen, ihrem Volke alles das Gute von fremdem Boden einzuimpfen, was wirklich bei ihnen gedeihen kann.

Dieſe Denkungsart ſiegt jetzt mehr und mehr in allen aufgeklärten Ländern. Es iſt nur eine Fortſetzung der durch Jahrtauſende langſam fortſchreitenden Wirkung der Bildung. Von der niederen Stufe an, worauf Fremder und Feind daſſelbe bedeutete, hat die geiſtige Entwickelung den Menſchen mehr und mehr gelehrt, die Wahrheit zu durchſchauen und ſich angeeignet, einander mit brüderlicher Liebe zu betrachten. Trotz Allem, was Religion und Vernunft hierüber ſagen, lauert eine heimliche Rohheit bei dem Menſchen, welche erſt ausgetrieben werden muß, ehe er die ſchmeichleriſche

Einbildung aufgeben kann, welche ihn und Alles, was mit ihm zunächſt zuſammenhängt, zum Mittelpunkt der Schöpfung macht. Deßhalb vereinten ſich die Menſchen beſtändig, wo die Aufklärung wirklich zu immer größeren Gemeinden fortſchritt. Europa's ganze Bevölkerung ſtrebt danach, allmälig einen großen Staatenbund auszumachen. Die Regierungen wünſchen den Krieg zu vermeiden. Die Weiſeſten und Beſten aller Nationen haben den gleichen Wunſch. Wohl iſt die Zeit nicht zu Ende, wo entweder die Ehrſucht der Höheren, oder die Leidenſchaften der Völker Kriege entzünden konnten; aber das Gefühl der Ungerechtigkeit des Krieges, mindeſtens von Einer Seite, und die Einſicht von ſeiner Verderblichkeit wird ſich unaufhörlich mehr und mehr verbreiten und einen neuen Zuſtand in der Geſellſchaft vorbereiten. Der Anmelder hätte deßwegen gewünſcht, daß der Schluß des letzten Sonettes etwas anders gelautet haben möchte. Er verſpricht Norwegen das dereinſt zu werden, was es war zu Lande, zu Waſſer und im Range der Völker. Obgleich dieſe Worte nicht nothwendig eine Prophezeiung von Kriegsehre und politiſcher Macht enthalten, ſind ſie doch am leichteſten darauf zu beziehen. Aber es iſt eine höhere Staatsordnung, wozu die Völker jetzt vorbereitet werden ſollen. Sie müſſen lernen, daß es einen andern Werth und andere Verdienſte giebt, als die man uns zum Muſter aufzuſtellen pflegt. Man ſoll freilich nicht das Gefühl für den hohen Geiſt abſtumpfen, der den Mann im Kampf für das Vaterland dem Tode trotzen läßt, aber man ſoll ſich wohl in Acht nehmen die Freude zu nähren, welche die Selbſtliebe fühlt, wenn ſie Andere unterjocht; dagegen muß Die Bewunderung für Die, welche der Menſchheit gedient haben oder doch auf eine edle und würdige Weiſe danach ſtreben, eifrig gepflegt werden. Was die Menſchheit in geiſtiger Hinſicht gefördert, was unſere Kräfte geübt und gezeigt, wie hoch ſie angeſpannt werden können, was das körperliche Daſein verbeſſert und dadurch das Leben in der menſchlichen Geſellſchaft ſchöner und von unterjochender Noth und Naturübeln freier gemacht hat, das iſt etwas, worauf der Menſch angeleitet werden muß, feſt und wißbegierig hinzublicken. Ein Volk iſt achtungswürdig, groß, herrlich in dem Grade, worin das, was den Menſchen adelt, üppig erblüht und reiche Früchte bringt. Hievon kann alſo die Kraft nicht ausgeſchloſſen werden, ſie muß ſich im Gegentheil in Allem äußern, was hervorgebracht wird; aber Der, welcher glaubt, daß der ehrenvollſte Gebrauch der Kräfte darin beſteht, Andere zu ſcheuchen, bei dem müſſen die geiſtigen Kräfte nicht ſehr entwickelt ſein.

Obgleich die Klagen, welche der Verfaſſer führt, unmittelbar nur Norwegen betreffen, verdienen ſie doch allgemeine Aufmerkſamkeit. Es iſt nur zu gewöhnlich und gewiſſermaßen natürlich, daß die Regierungen in conſtitutionellen Staaten für die Förderung der Wiſſenſchaften entweder Nichts oder nichts Bedeutendes thun. Indem man es ſich mit Recht zum Grundſatz macht, dem Staat keine unnöthigen Ausgaben aufzulegen, wird man leicht verführt, jede Ausgabe abzuſchlagen, deren Nutzen der Mehrzahl der Ständeverſammlung nicht einleuchtend gemacht werden kann. Hiehin gehören die Geldmittel, Künſte und Wiſſenſchaften zu fördern. Es giebt vielleicht nicht eben Viele, welche deren unermeßlichen Einfluß durchſchauen. Man muß in unſerer Zeit und wahrſcheinlich in einigen ihr folgenden Menſchenaltern darauf Rechnung machen, daß in jeder Verſammlung der Volksvertreter, möge ſie berathend oder beſchließend ſein, ſich Viele finden werden, welche hievon keinen Begriff haben.

Selbſt in der zahlreichen Klaſſe von Männern, welche das, was man eine gelehrte Erziehung nennt, genoſſen, aber nachher ins Geſchäftsleben übergegangen ſind, giebt es Wenige, welche für die Förderung der Wiſſenſchaften einigen Eifer haben, aber Viele, welche eine Art Geringſchätzung gegen ſie hegen, und ſie als unnütz für die Praxis betrachten. Dieß iſt unſchwer zu begreifen, wenn man bedenkt, wie unvollſtändig die gelehrte Vorbereitung zum amtlichen Stande zu ſein pflegt. Muß nicht ſelbſt Der, welcher mit ausgezeichneten wiſſenſchaftlichen Einſichten aus der Schule ins Leben übergeht, oft fühlen, daß deren richtige Anwendung in vielen Fällen ihm ſehr ſchwer wird, bisweilen ſogar ſeine Kräfte überſteigt, und muß er nicht erſt durch Uebung ſich den Takt und die Urtheilsfertigkeit erwerben, welche dieſe Anwendung erfordert? Wie viel mehr muß nicht Jener ſich von deren weit unvollkommneren Kenntniß verlaſſen fühlen! Je eifriger ſie nun ſind, ihren Platz auszufüllen, und theils durch Erfahrung, theils durch Befolgung gutgeheißener Vorſchriften zu erſetzen, was ihnen an Einſichten fehlt, deſto mehr muß ihnen des Lebens immer wichtige Schule als die einzige vorkommen, in welcher ſie etwas Brauchbares und Nützliches lernen. Aber dadurch werden ſie nur zu oft verleitet, mit unbedachtſamer Verachtung auf das zu blicken, was ſie zuerſt gelernt haben, und gewöhnen ſich unvermerkt, die Fertigkeiten, womit ſie eine Gemeinde leiten, Rechtsſachen behandeln, Kranke heilen, Staatshaushaltungsangelegenheiten verwalten, als eine praktiſche Weisheit zu betrachten, wozu höchſtens gewiſſe Gelehrſamkeitsbruchſtücke nothwendige Hülfsmittel, aber jedenfalls nicht das Weſentlichſte ſind. Zwar ſprechen ſie in einem ganz andern Ton und nennen ſich ſelbſt Wiſſenſchafter, wenn ihnen eine zu rohe Praxis entgegentritt; aber wenn es auf die höhere Wiſſenſchaftlichkeit ankommt, ſind ſie leicht geneigt zu fürchten, daß man zu weit gehe. Um gewahr zu werden, wie die höchſten wiſſenſchaftlichen Entdeckungen, deren Nutzen die Meiſten nicht ahnten, als ſie zuerſt ans Licht traten, nachher den wichtigſten Einfluß auf die menſchliche Geſellſchaft ausübten, haben die Meiſten die Geſchichte der Wiſſenſchaften nicht hinlänglich ſtudirt. Aber wenn man auch auf Anderer Wort den Nutzen der höheren Wiſſenſchaftlichkeit eingeſteht, ſo wird man doch leicht glauben, daß man die Sorge dafür den reicheren Staaten überlaſſen könne: die ganze Menſchheit ernte ja nachher den Nutzen davon. Wir wollen nicht von dem Mangel an Sinn für die Wiſſenſchaften ſprechen, der ſich in ſolchen Meinungen verräth; aber wenn wir auch ganz in ihre Vorſtellungen eingehen wollen, können wir ihnen doch einwenden, daß die allgemeine Meinung in der Welt die Berühmtheit, welche die Wiſſenſchafter und Künſtler einer Nation erlangt haben, auf ihr Urtheil über die Nation ſelbſt bedeutenden Einfluß üben läßt, und daß es alſo mit zur Nationalehre gehört, welche ſich in vielen Fällen als ſehr nützlich zeigt, daß das Land Männer zeuge, welche ſich durch große Geiſtesgaben hervorthun. Inzwiſchen iſt dieß noch nicht der wahre Geſichtspunkt für die Sache. Das Allerwichtigſte und Weſentlichſte iſt, daß große Männer, welche alſo mit hohen Naturgaben die Bildung und die Einſichten vereinigen, wodurch ſie Recht erlangen, ſelbſtſtändig im Reiche der Geiſter zu wirken, einen großen, wenngleich oft unbeachteten Einfluß auf ihre Umgebung ausüben. Selbſt wenn ſie nicht eben mittheilſam ſind, lernen doch viele Menſchen, welche auf einer minder hohen geiſtigen Stufe ſtehen, von ihnen; und von dieſen breitet ſich das Licht immer weiter aus. Es iſt nicht der unmittelbare Schein der Sonne, ſondern das in unzähligen Richtungen auf das mannigfaltigſte zurückgeworfene Licht, in welchem die Menſchen ihr Tagewerk verrichten. Aber man denke ſich die Sonne ſo weit wie einen Stern von der Erde weggerückt, und alles das erſprießliche Licht, das wir gleichſam aus der zweiten Hand dorther empfingen, muß zugleich damit weggedacht werden.

Viele Monarchen haben ihrem Volke durch Aufmunterung der höheren Geiſtesentwickelung unſäglich genützt, und wir Dänen ſchulden in dieſer Hinſicht unſerm Königshauſe die größte Dankbarkeit; aber die Völker, wo eine ſolche Aufmunterung der Natur der Sache nach nicht ſtattfinden kann, ſind es ſich ſelbſt ſchuldig, die kräftigſten Anſtalten ſowohl zur allgemeinen Verbreitung der Aufklärung als zur Begünſtigung höherer Geiſtesentwickelung zu treffen. So lange die Nationen nicht ſo weit gekommen ſind, daß ſie den großen Denker oder den großen Dichter eben ſo ſehr ehren und belohnen wie Den, der eine Schlacht gewonnen hat, zeigen ſie, daß ſie noch nicht völlig die Wahrheit gefaßt haben, daß Aufklärung Macht iſt.

Wollten conſtitutionelle Staaten dieſe Macht der Wiſſenſchaften in ihrem Schooß behaupten, ſo müßten ſie nothwendig anſehnliche Summen dazu ausſetzen und durch Geſetze für eine Verwaltung dieſer Summen ſorgen, wodurch deren beſte Anwendung ſo viel wie möglich geſichert wäre, wozu unter Anderem gehören würde, daß dieſe Verwaltung nicht leicht in die Hände einiger Wenigen kommen dürfe, oder Perſonen darin ſämmtlich ergrauen und dahin kommen, hemmend ſtatt fördernd zu wirken. Man glaube nur nicht, daß man die Aufmunterung, welche den Wiſſenſchaften ertheilt werden ſoll, ſtückweis durch Storthing, Parlament, Deputirtenkammer oder irgend ſolche Verſammlung gehen laſſen dürfe; wir haben ſchon oben die Schwierigkeiten hiebei geſehen, und man könnte noch hinzufügen, daß nämlich oft die alten Praktiker, aus Beſorgniß, durch ein beſſer unterrichtetes heranwachſendes Geſchlecht in Schatten geſetzt zu werden, ſich leicht zu einem blinden Widerſtande gegen weiteren Fortgang verleiten laſſen. Eben ſo wenig darf man eine ſolche Verwaltung lauter Profeſſionsgelehrten überlaſſen — denn dieſe wachſen gleichfalls oft feſt in ihren Meinungen —, ſondern eine eigene Verwaltung, aus aufgeklärten Männern zuſammengeſetzt, auf verſchiedene Weiſe gebildet, würde nothwendig ſein; und in gewiſſen Perioden müßten nach einer feſtgeſetzten Ordnung einige Mitglieder ausſcheiden und neuen Platz machen. Dieſe Commiſſion müßte nicht die feſten Unterrichtsanſtalten unter ſich haben, wenn gleich ſie eine Oberaufſicht darüber führt, ſondern nur für die freie und großmüthige Unterſtützung zu ſorgen berechtigt ſein, welche die höheren Geiſtesgaben ſonſt bei den beſten und weiſeſten Königen genießen. Man muß im Namen der Menſchheit wünſchen, daß die Staaten, in deren Verfaſſung der republikaniſche Beſtandtheil das Uebergewicht hat, auf eine paſſende Weiſe ſich das Gute der Monarchieen aneignen, und daß die abſoluten Monarchieen gleichfalls ſtreben werden die vielen Gemeingeiſt und edles Selbſtgefühl begünſtigenden Einrichtungen in ſich aufzunehmen, welche in den freieren Verfaſſungen ſtattfinden, und welche die Monarchieen dulden können, ohne daß das Oberhaupt die Machteinheit weggäbe, welche ihren Vorzug ausmacht. Freuen wir uns über das, was in dieſer Hinſicht bei uns und in mehreren Ländern geſchehen iſt, und wünſchen wir, daß man in jeder Staatsverfaſſung mit Vorſicht, aber auch mit Kraft, mit Kraft aber auch mit Vorſicht ſtrebe, das Beſte von den andern einzuimpfen. Wird dieſer Wunſch erfüllt, ſo wird die Menſchheit durch eine Reihe wohlthuender Erfahrungen ſicherer zu einem glücklicheren Zuſtande geleitet werden als durch alle gewaltſamen Veränderungen, welche wohl hie und da nothwendige Uebel geweſen ſein können, aber nie, als nach einer Reihe von furchtbaren Erſchütterungen zum ruhigen Beſitz einer guten geſellſchaftlichen Ordnung geführt haben.

Bemerkungen über das gegenſeitige Verhältniß zwiſchen der Geſetzgebung der freien Preſſe und der öffentlichen Meinung.

Bemerkungen über das gegenſeitige Verhältniß zwiſchen der Geſetzgebung der freien Preſſe und der öffentlichen Meinung.

(Als zu Anfang des Jahres 1835 ſich das, wahrſcheinlich nicht unbegründete Gerücht verbreitete, daß die däniſche Regierung Beſchränkungen der Preßfreiheit beabſichtige, erließen mehrere angeſehene Männer, denen ſich Oerſted zugeſellte, die Einladung, einen Verein zu ſtiften, „um durch die ihnen „zu Gebote ſtehenden Mittel den rechten Gebrauch der Preßfreiheit zu fördern „und ihren Mißbrauch nach jeder Richtung hin zu verhindern und ſo für die „Volksaufklärung zu wirken.“ Man hoffte, indem man ſelbſt die Initiative ergriff, die beabſichtigten Maaßregeln zu verhindern. Um für Volksaufklärung zu wirken, ließ die Geſellſchaft, neben einer Reihe populärer Schriften, das „däniſche Volksblatt“ erſcheinen, deſſen wir ſchon früher in dieſem Werke Erwähnung gethan und in deſſen erſten Nummern der nachfolgende Aufſatz Oerſted's erſchien.)

Die bloße Aufforderung eine Geſellſchaft für den rechten Gebrauch der Preßfreiheit zu bilden, hat mit wunderſamer Haſt einen zahlreichen Verein von Mitbürgern, nicht bloß aus der Hauptſtadt, ſondern ringsum aus dem ganzen Lande in das Leben gerufen. Von einem richtigen Gefühl geleitet, hatte man ſich zuerſt damit begnügt, daß man über den Zweck und das Hauptmittel, nämlich für den rechten Gebrauch der Preſſe durch die Preſſe ſelbſt zu wirken, einig war. Aber die Ausführung des Plans überließ man der eben ſo kräftigen als beſonnenen Thätigkeit, welche die Geſellſchaft ſelbſt ſowohl innerhalb ihrer eigenen Grenzen als bei ſämmtlichen Mitbürgern zu wecken ſuchte. Man ward auch leicht darüber einig, daß das dienlichſte Mittel, den rechten Gebrauch der Preßfreiheit zu fördern und deren Mißbrauch entgegenzuarbeiten, das ſei, eine nach beſter Einſicht wahre und unverfälſchte Aufklärung über die Gegenſtände zu verbreiten, welche kennen zu lernen für die Mitbürger am wichtigſten ſei, da es unzweifelhaft iſt, daß man in demſelben Grade, wie man zur weiteren Ausbreitung wahrer Aufklärung bei dem Volke beiträgt, auch einen Zuſtand vorbereitet, in welchem ſchlechte und verderbliche Schriftſteller mehr und mehr Beifall und Aufmunterung vermiſſen werden. Aber man erwartet auch mit gutem Grunde von der Geſellſchaft, daß ſie für den rechten Gebrauch der Preßfreiheit und für die Verminderung ihres Mißbrauchs unmittelbar wirken wird. Es iſt dieſe Thätigkeit, die mit ſo vielem Mißtrauen von denen unſerer Mitbürger betrachtet wird, welche ſich einer der beiden äußerſten Anſichten hingegeben und ſich entweder zu deren Partei geſchlagen haben, welche eine ſolche Furcht vor den beſtändigen Fortſchritten der Menſchheit hegen, daß ſie im Widerſtande gegen dieſelben die hauptſächlichſte Sicherheit ſuchen, oder zu deren, welche glauben, daß man dem Stillſtand, den Jene zuwegebringen werden, nicht genug Thätigkeit entgegenſetzen könne, und deßhalb in jeder Bewegung eine Wohlthat für die Geſellſchaft erblicken. Indem ich hier wage, meine Gedanken über das gegenſeitige Verhältniß der öffentlichen Meinung und das Preßfreiheitsgeſetz vorzulegen, kann ich nicht ſtreben, den Beifall einer dieſer Parteien zu gewinnen, ſondern ich muß natürlich wünſchen, ſo wenig wie möglich von ihnen mißverſtanden zu werden, und kann füglich von der Stillſtandspartei verlangen, daß ſie mir nicht alle Meinungen der Bewegungspartei beilegen werde, weil ich glaube, daß man in jedem Zeitalter ſtreben müſſe, tüchtige Fortſchritte zu machen, und wieder von der Bewegungspartei, daß ſie mir nicht alle Meinungen der Stillſtandspartei bloß deßwegen beimißt, weil ich glaube, daß man nicht vorwärts gehen müſſe, ohne ſich vorzuſehen.

Die Geſetzgeber, welche die Preſſe von dem Joche der Cenſur befreiten, haben ſich dadurch ein Ehrendenkmal in der Geſchichte geſetzt, das nie untergehen wird, und das die Schriftſteller allezeit zu behaupten ſich verpflichtet fühlen werden: ſie haben auch im Augenblick der Befreiung den begeiſterten Beifall und Dank der ganzen aufgeklärten Welt gewonnen; aber da dieſe Freiheit, wie jeder andere Theil der bürgerlichen Freiheit, Geſetzen unterworfen werden mußte, traten oft Verhältniſſe ein, in welchen die gegebene Freiheit den Schriftſtellern und den Freunden der Literatur nicht hinreichend ſchien, und in welchen auf der andern Seite der Gebrauch, welcher von dieſer Freiheit gemacht wurde, das Mißvergnügen der Regierung erweckte. Auf der einen Seite fühlte man ſich durch das unbefriedigt, was man erhalten, auf der andern fand man ſich in den Erwartungen getäuſcht, die man ſich von einem edlen Beſtreben gemacht hatte, ſo daß man ſogar bisweilen in Verſuchung gerieth, ſein eigenes Werk zu vernichten. Hiedurch entſtand denn ein Streit zwiſchen der Geſetzgebung und der öffentlichen Meinung. Es iſt nicht ſchwierig einzuſehen, daß wegen der verwickelten Natur der Sache und wegen der Unvollkommenheit der menſchlichen Dinge ein ſolcher Zuſtand naturgemäß zum Entwickelungsgange der Dinge gehörte und durchlaufen werden mußte. Aber wenn wir uns klar bewußt werden, wie er ſich gebildet hat, wird man, hoffe ich, zu der Einſicht kommen, daß Regierung und Volk in jedem Lande zu einem neuen zuſammenwirken müſſen, in welchem die Geſetze für die öffentliche Aeußerung des Gedankens dieſelbe Unterſtützung in der allgemeinen Meinung finden können wie die Geſetze, welche der Bürger Leben und Eigenthum ſchützen. Wir wollen Urſprung und Folgen dieſes Streites etwas näher beleuchten.

Es iſt natürlich, daß nicht jeder Schriftſteller über die Natur der Geſetze genau nachgedacht und die Gründe durchſchaut hat, weßhalb dieſe oft Handlungen verbieten müſſen, welche aus keiner ſtrafwürdigen Abſicht entſpringen. Vorausgeſetzt alſo, daß ſelbſt alle Beſtimmungen der Geſetze fehlerfrei wären, was natürlicherweiſe doch in keinem menſchlichen Werke vorausgeſetzt werden kann, würde es nichtsdeſtoweniger oft geſchehen, daß ſelbſt die wohlgeſinnten Schriftſteller ſich ſchwer darüber vereinigen könnten alles das als ungeziemenden und verderblichen Gebrauch der Freiheit anzuerkennen, was die Geſetzgebung dafür erklärt: und ſelbſt wenn ſie die Richtigkeit der allgemeinen Begriffe und Regeln anerkennen, wodurch die Grenze angegeben iſt, werden ſie deßhalb nicht immer in dem gegebenen Fall die Grenze überſchritten finden, wo die Regierung ſie für überſchritten hält. Der Geſetzgeber, welcher die Preßfreiheit begünſtigt, muß wohl wünſchen, daß ſie benutzt werde zur freimüthigen Prüfung deſſen, was Wahrheit iſt, auch um Mängel in der Geſetzgebung und Staatsverwaltung an den Tag zu bringen, Schlaffheit, Eigenmacht und Untauglichkeit in der Amtsverwaltung zu ſtrafen, unedle Thaten, welche ſonſt der verdienten Züchtigung entgehen würden, ans Licht zu ziehen; aber er macht zugleich die im Allgemeinen genommene gewiß gerechtfertigte Forderung, daß die Freiheit nicht benutzt werde, die Stützen der bürgerlichen Geſellſchaft zu untergraben, Regierung und Geſetze in Mißachtung zu bringen, redliche und tüchtige Beamte, welche Das ausführen müſſen, was Andern mißfällt, anzuſchwärzen, unſchuldigen Männern durch falſche Darſtellungen ihrer Handlungen das Leben zu verbittern u. ſ. w. Was als Ueberſchreitung der rechtlichen Grenzen der Freiheit angeſehen werden kann, darf die Geſetzgebung nicht dem Sonderurtheil jedes Einzelnen überlaſſen, ſondern es muß vom Geſetz durch allgemeine Regeln, von den Gerichten durch deren Anwendung auf einzelne Fälle beſtimmt werden. Aber hiedurch kann der Wohlgeſinnte ſich in ſeinem begeiſterten Eifer für Wahrheit und Recht oft gehemmt fühlen. Was er ſchädlich oder ungerecht findet, wünſcht er bis auf das Aeußerſte und in den kräftigſten Ausdrücken verfolgen zu können. Was er für erſprießlich und wünſchenswerth hält, will er ohne Zögerung ins Werk geſetzt haben: und das Hinderniß, welches die beſtehenden Verhältniſſe ihm dabei in den Weg legen, wird er verſucht allzu haſtig aus dem Wege geräumt zu fordern. Wo er bei Staatsbeamten oder andern Mitbürgern etwas Schlechtes und Ungerechtes antrifft, glaubt er ſeine Ueberzeugung nicht deßhalb zurückhalten zu dürfen, weil er nicht gerade beweiſen kann, was er ihnen vorzuwerfen hat. Auf dieſe Weiſe wird ein Schriftſteller leicht verleitet, in den Geſetzen nur willkürliche Schranken zu ſehen, welche er ſich nicht verpflichtet hält zu achten, außer in ſoweit er etwas von ihnen fürchtet. Nicht ſelten iſt es auch der Fall, daß er ſelbſt nicht ſieht, daß er die Grenzen des Geſetzes übertreten hat, ſondern bloß die geſetzliche Freiheit bis zu ihrer Grenzſcheide benutzt zu haben glaubt.

Aber noch größerer Mißbrauch entſteht, wenn Bosheit, Rachſucht, Eigennutz, Eitelkeit das Wort führen. Durch ſolchen Mißbrauch wird bei der Regierung und ihren wohlgeſinnten Beamten leicht ein Unwille gegen die Freiheit ſelbſt erweckt, deren große und erſprießliche Wirkſamkeit ſie doch lebendig anerkennen müſſen. Aber diejenigen Staatsdiener, deren Gewiſſen nicht rein iſt, bekommen dadurch eine bequeme Gelegenheit, ein ſchreckliches Bild von der ſchädlichen Wirkung der Preſſe auszumalen. Einzelne Uebertreibungen und Kraftausdrücke aufbrauſender Reformatoren dienen ihnen, eine feindliche Geſinnung gegen Staatsverfaſſung und Regierung zu finden, und auf Grund hievon die Schriftſteller im Allgemeinen, ja das ganze Volk als Feinde der Verfaſſung und des Regenten, dem ſie mit faſt nichtsſagenden Ausnahmen herzlich ergeben ſind, zu verdächtigen. Geſchieht nun der eine oder der andere Schritt, der Unwillen gegen die Preßfreiheit zu verrathen ſcheint, ſo werden die enthuſiaſtiſchen Freunde derſelben erbittert und erhitzt.

Aber während der hier geſchilderten Mißverhältniſſe zwiſchen der Geſetzgebung der freien Preſſe und deren natürlichen Vertheidigern auf der einen, den Schriftſtellern und der allgemeinen Meinung auf der andern Seite, ſchleichen ſich viele falſche Vorſtellungen von dem Gebrauche der Preßfreiheit ein. Schlechte und unredliche Schriftſteller benutzen mannigfache unwürdige Kunſtgriffe, damit das ausgeſprochen werde, was ſie wollen, ohne daß ſie vom Geſetze betroffen werden. Der Zwang, den dieſes ihrer ſelbſt angeprieſenen Freimüthigkeit auflegt, muß zur Entſchuldigung für viele Verfahrungsweiſen dienen, welche ſonſt allgemeine Mißbilligung finden würden. Das einmal entſchuldigte unredliche Verfahren hat das nächſte Mal weniger An=

ſtößiges und findet endlich bei einer großen Zahl von Leſern Billigung. Die frühere Verfälſchung des moraliſchen Urtheils des Volkes ſchafft einen neuen Eingang und allmälig gewöhnen ſich viele Schriftſteller, in der Wahl ihrer Mittel weniger gewiſſenhaft zu ſein, und die Leſewelt ſetzt nach und nach ihren Maaßſtab für die moraliſche Beurtheilung der Schriftſteller herab. Die feigen und verrätheriſchen Verfahrungsarten, welche jeder ehrliebende Mann ſonſt verabſcheuen würde, finden jetzt Nachſicht; aber die Preßfreiheit verliert dadurch ſowohl an Würde wie an Kraft. Männer von ſtrenger Rechtſchaffenheit ziehen ſich größtentheils von einem Kampfe zurück, wo man Waffen geſtattet, die von den Geſetzen der Ehre ſo laut verdammt werden: der Platz wird Menſchen eingeräumt, welche eigentlich von der Literatur ausgeſchloſſen ſein ſollten, und das Gefühl, das den Mißbrauch verdammen ſollte, wird in einem ſolchen Grade geſchwächt, daß Rabuliſtereien und Verdrehungen, deren ein nicht ganz ſich erniedrigender Sachwalter ſich ſchämen würde, allgemein als unſchuldige kleine Ränke angeſehen werden, welche zur Vertheidigung einer literariſchen Sache gehören. Ja man gewöhnt ſich an den Glauben, daß zur Preßfreiheit eine gewiſſe Lügenfreiheit zu Gunſten der Parteigänger und zur Beluſtigung der Müſſiggänger gehört.

Man ſieht nun leicht, daß es wenig Fälle giebt, worin die alte Wahrheit, daß die Geſetze ſchwach ſind, wenn ſie nicht von den Sitten, oder richtiger, von der öffentlichen Meinung unterſtützt werden, ſich in höherem Grade geltend macht als in Preßfreiheitsſachen. Jedes ehrenhafte Mittel alſo, wodurch das Volsgefühl geweckt wird, ein gerechtes Urtheil über den Mißbrauch der Preſſe zu fällen, und die Verſchiedenheit zwiſchen dieſem und dem männlichen und freimüthigen Gebrauch der Preſſe zu erkennen, wird nicht allein die Gefahren, welchen dieſe Freiheit von Seiten der Macht ausgeſetzt iſt, abwenden, ſondern auch die Preßfreiheit veredeln und kräftigen, ja ſogar die Regierung vermögen, einige Einſchränkungen aufzuheben, die nur unvollkommen ihrem Zwecke, der Vorkehr des Mißbrauchs, entſprochen haben, und unter ſolchen Umſtänden ganz überflüſſig werden würden für jedes, ſelbſt das geringſte Preßverſehen u. ſ. w.

So ſcheint mir denn die Stiftung unſerer Geſellſchaft die ſchönſten Folgen zu verſprechen. Der bloße allgemein geweckte Vorſatz, Alles, was man vermag zum rechten Gebrauch der Preſſe beizutragen, iſt von der äußerſten Wichtigkeit, und dieſer Vorſatz iſt die Wurzel, woraus das Gedeihen des ganzen Vorhabens hervorgehen muß. Wer die große Wichtigkeit einer ſolchen Aeußerung des Volksgeiſtes nicht fühlt, wird natürlicherweiſe nichts Bedeutendes von unſerer Geſellſchaft erwarten.

Aber durch welche Mittel ſoll die Geſellſchaft wirken? Durch die Preſſe. Man hat ſehr ſinnreich geſagt, daß die Preßfreiheit der Spieß iſt, der ſelbſt die Wunden heilt, welche er hervorbringt. Richtig verſtanden iſt dieß unleugbar. Jede durch die Preſſe verbreitete falſche Meinung wird auch durch die Preſſe ihre Widerlegung finden, ſo daß das Endergebniß der ganzen öffentlichen Verhandlung der Sache endlich der Sieg der Wahrheit ſein wird. Aber dieſer kommt oft langſam. Dieß hat mit Hinſicht auf das ganze Menſchengeſchlecht nicht viel zu ſagen, aber oft ſehr viel mit Hinſicht auf eine gegebene Zeit; denn ſowohl Perſonen wie Dinge können lange fortfahren in einem falſchen, bald zu günſtigen, bald zu ungünſtigen Lichte zum größten Schaden für die Geſellſchaft und oft zur Kränkung der Gerechtigkeit zu ſtehen; denn dieſe iſt wahrlich unvollſtändig gehandhabt worden, wenn einem Manne erſt nach dem Tode die Ehrenrettung wird, nach welcher er viele Jahre, während er lebte, vergebens ſeufzte.

Gegen dieſe oft zu große Langſamkeit in der Wirkung der Preßfreiheit ſoll die Geſellſchaft beſonders ihre Kraft richten. Es iſt nicht genug, daß die Preſſe endlich die Wahrheit an den Tag bringt, wir müſſen Alle nach Kräften beitragen, daß dieß ſo früh wie möglich geſchehe, bald um dem unſchuldig Gekränkten ſein Recht zu ſchaffen oder fälſchlich angegriffene Geſetze und Einrichtungen zu vertheidigen, bald um den Ungerechten vor den Richterſtuhl zu ziehen, oder veraltete Mißbräuche zu entſchleiern, die man mit einem falſchen Schein von Ehrwürdigkeit oder Weisheit geſchminkt hat. Daß die Geſellſchaft dieſen Sieg der Wahrheit ſchneller herbeiführe als es durch die gewöhnlichen Beſtrebungen der Schriftſteller geſchehen würde, beruht theils darauf, daß man im Beſondern ſtets auf die falſchen Richtungen in der Literatur Rückſicht nehmen wird, ſoweit die Würde und Wirkſamkeit der Preßfreiheit dadurch geſchwächt werden könnte, theils auf der erhöhten Aufmerkſamkeit, welche die Mitbürger auf die Erhaltung und Erhöhung dieſes Gutes hinzuwenden begonnen haben. Die Schriftſteller, welche im Geiſt der Geſellſchaft wirken, werden dann mit mehr Kraft arbeiten, das Volk ſich ihr Wort mehr zu Herzen nehmen. Die Geſellſchaft würde ohne Zweifel ihren Wirkungskreis verkennen, wenn ſie einem der ſtreitigen Syſteme, ſeien es politiſche, religiöſe oder philoſophiſche, huldigen wollte. Sie hat nicht den Beruf alles das zu leiſten, was die Literatur leiſten kann. Durch Beſchränkung ihrer Wirkſamkeit wird ſie eine größere Kraft innerhalb dieſer gewinnen. Sie hat vor Allem den Beruf, ihre Aufmerkſamkeit auf das literariſche Verfahren zu richten, ſo weit dieſes einen merklichen Einfluß auf die allgemeine Meinung haben oder ſich erwerben könnte. Wo die Wahrheit den Augen des Volkes entzogen wird, nicht der eigenen natürlichen Schwierigkeit der Sache wegen, ſondern weil Parteigeiſt oder Spitzfindigkeit oder Leidenſchaft ſie ververdunkelt, da wird die Preſſe, die Sache von Seiten der Volksaufklärung betrachtet, gemißbraucht, wenn die Geſetze auch noch ſo vielen Grund haben, dazu zu ſchweigen. Es iſt alſo die Verfälſchung der öffentlichen Meinung, gegen welche die Geſellſchaft beſonders auf ihrer Hut ſein muß. Um dieſe Pflicht zu erfüllen, wird ſie bei weitem nicht immer nöthig haben zu kämpfen. Wir dürfen wohl hoffen, daß wir oft im Stande ſein werden, der Wahrheit bloß durch Darſtellung derſelben den Sieg zu verſchaffen. Wir dürfen wohl ſogar hoffen, oft hiedurch eine verſöhnende Wirkung auszuüben, indem die Beſſeren auf den beiden äußerſten Seiten nicht ſelten gegen die zwiſchen ihnen liegende Wahrheit hingezogen werden, wenn ſie ſie in ihrem klaren, ruhigen Licht dargeſtellt ſehen. Manche werden vielleicht nach dem hier Geſagten auf die Meinung gerathen, daß ich mir die Geſellſchaft bloß als eine Mäßigkeitsgeſellſchaft denke und daß ich glaube, ſie ſolle es zum Grundſatze machen, daß die Wahrheit ſtets in der Mitte liege. Aber ungeachtet ich wohl erkenne, daß Mäßigung eine Tugend iſt, und daß Wahrheit und Recht ſelten weder auf der äußerſten rechten noch linken Seite getroffen werden, ſo ſehe ich es doch für ſehr irreleitend an, den Grundſatz, dem Mittelwege zu folgen, zur Quelle ſeiner Handlungen zu machen, ſtatt ihn zur warnenden Lehre zu gebrauchen. Die Hauptfrage muß allemal ſein, was iſt Wahrheit und Recht? Nöthigen uns nun dieſe, innerhalb der Grenzen der Mäßigung zu bleiben, ſo iſt doch der Charakter unſers Verfahrens ein ganz anderer, als wenn das Maaßhalten zur erſten Vorſchrift aufgeſtellt wäre; denn wir wollen das Wahre und Gerechte mit Kraft ſuchen, und die, welche es bedürfen, aus der zu allgemeinen neutralen Gleichgiltigkeit wecken, womit ſie die öffentlichen Verhandlungen betrachten. Aber wir wollen, ſo weit es in unſerer Macht ſteht, ſie zu warmen Freunden von Wahrheit und Recht, nicht zu hitzigen Parteimännern machen. — —

Kann nun die Liebe zu dem wirklich Guten und der Haß gegen das Schlechte in der Literatur eine weit allgemeinere Herrſchaft als bisher gewinnen, ſo wird die öffentliche Meinungsäußerung durch die Preſſe eine Kraft und einen Einfluß gewinnen, die ſonſt unbekannt war. Die Schriftſteller, welche bloß arbeiten, um Aufſehen zu erregen, oder um ihre Leidenſchaften zu befriedigen, oder um Brod zu verdienen, indem ſie ſich zu Sklaven der Beluſtigung der blinden Menge machen, werden großentheils verſtummen, einzelne unter ihnen eine beſſere Richtung nehmen. Das Volk wird mehr auf Das achten, was aus einer mehr unbefleckten Preſſe kommt. Die Regierung und alle Organe derſelben werden die Erzeugniſſe der Preſſe gleichfalls mit andern Augen betrachten. Insbeſondere werden ſie den ſchlechten Beamten eine wohlthätige Furcht einflößen, und die guten werden mit Freude dieſe Furcht ſehen, die ſo viele Hinderniſſe wegräumt, welche die Nachläſſigkeit oder der Eigennutz Jener ehemals einem richtigen Geſchäftsgange in den Weg zu legen pflegten. In Allem, was gut iſt, wird ſo die Wirkſamkeit der Preßfreiheit nicht bloß an Kraft, ſondern auch an Umfang gewinnen; denn die Macht, wenn ſie nicht zur Tyrannei ausgeartet iſt, findet ſich darein, daß die Preßfreiheit ſich praktiſch erweitert, wenn dieſe nicht einen Theil ihres Anſehens durch entehrenden oder gefährlichen Mißbrauch verſcherzt hat.

Ehe ich ſchließe, muß ich einem Einwande begegnen, den ich nicht früher habe berühren wollen, weil die Ueberſchaulichkeit des Ganzen dadurch gelitten haben würde. Ich habe es als eine abgemachte Sache vorausgeſetzt, daß die Preſſe ehrlich gebraucht werde. Allerdings werden die Meiſten ſich ſchämen, dieß zu leugnen; aber nicht davon zu reden, daß dieſer Grundſatz von allen Parteien in ganz Europa ſowohl jetzt wie in älteren Zeiten ſo oft übertreten worden iſt, mit ſo weit verbreitetem Beifalle, daß man darauf fußen könne, daß ſeine Verwerfung ſich auf eine lange Praxis ſtütze, hat er auch mindeſtens Einen offenbaren Leugner in Börne gefunden, der es geradezu als eine Folge beſchränkter Begriffe darſtellt, wenn manche ſeiner Landsleute ſich einbilden, man müſſe ſeine Gegner gerecht behandeln. Er giebt irgendwo ſeine Freude über ein durch den Druck ausgeſtreutes Gerücht zu erkennen, das gewiſſe Machthaber ärgern mußte, und das er ſelbſt nicht ſehr glaubwürdig findet; aber, ſagt er, ſo müſſen dieſe Leute behandelt werden. Es würde freilich nicht der Mühe werth ſein, dieß zu erwähnen, wenn nicht der Grundſatz, den Börne ſo dreiſt aufgeſtellt und angeprieſen hat, gar zu oft von Leuten befolgt worden wäre, die es nicht für gut fanden, ihn anzuerkennen, ja kaum ihn ſich ſelbſt recht deutlich zu geſtehen wagten. Gut iſt es deßhalb, daß er ausgeſprochen iſt. Allerdings ſollte man es für unmöglich halten, daß das alte politiſche Vorurtheil: durch Lügen und Betrügerei ſeien große Vortheile zu gewinnen, zu Denen Weg gefunden habe, welche zu den Liberalen gerechnet werden wollen. Aber des Menſchen Verhältniſſe ſind nicht anders. Die Aufklärung hat ihren Jeſuitismus gehabt und hat ihn vielleicht noch, eben ſo gut wie das Verfinſterungsſyſtem; und in das Beſtreben, die Menſchheit zu einem veredelten und freieren Zuſtande zu erheben, haben ſich Leute eingemiſcht, welche denſelben Macchiavellismus gegen die Fürſten zuläſſig finden, den ſie dagegen zum öffentlichen Abſcheu aufſtellen, wenn ſie ihn bei den Regierungen finden. Es würde zu weit führen, wenn ich es verſuchen wollte, alle die Flüche anzudeuten, die den Vortheilen gefolgt ſind, welche man ſich durch Lügen, Ränke und Betrügereien verſchafft hatte; aber bis zur Lächerlichkeit widerſprechend iſt es, wenn Freunde der Preßfreiheit und Oeffentlichkeit durch Mittel, welche nie das Licht vertragen, zu gewinnen glauben. Es iſt doch offenbar genug, daß man Niemand, von dem man weiß, daß er betrügen will, wo er ſeinen Vortheil dadurch zu finden glaubt, vertrauen wird. Nichts kann der Preßfreiheit mehr ihre Wirkung rauben, als das Mißtrauen zu den Schriftſtellern im Allgemeinen, welches dadurch geweckt wird, daß einige unter ihnen ſich kein Gewiſſen daraus machen, Mitbürger der Gegenpartei zu belügen und entweder durch falſche oder doch ganz unbegründete Beſchuldigungen zu verfolgen. Man kann wohl antworten, daß jeder denkende und aufmerkſame Leſer entdecken wird, welche Schriftſteller zuverläſſig ſind, welche nicht; aber dieß iſt weit entfernt die ſchädlichen Folgen aufzuheben, weil es manchen Leſern unmöglich iſt, ſo viel Zeit und Nachdenken aufzuwenden, um dem Gange der Literatur zu folgen. Gleichwie es dem Handel einer Stadt ſchadet, wenn viele ihrer Kaufleute ſich der Unredlichkeit ſchuldig machen, ſo wird die Wirkung der ganzen Literatur geſchwächt, wenn viele Schriftſteller ſich unzuverläſſig zeigen.

Ich weiß wohl, daß Viele ſagen werden, der Grundſatz, daß die Preſſe ehrlich gebraucht werden ſolle, raube den Gegnern der Macht einen Vortheil, den ſie durchaus nöthig hätten. Ohne davon zu ſprechen, daß dieſes Ungemach nichts über den moraliſchen Werth eines Grundſatzes entſcheide, muß ich bemerken, daß, ſowie die Machthaber ſtets viele Mittel haben, Angriffen vorzubeugen, ſo haben auf der andern Seite die Angreifer den bedeutenden Vortheil gegen die Machhaber, daß die Menge allezeit eine große Geneigtheit hat, für den Mann Partei zu ergreifen, der gegen die Mächtigen auftritt. Die Gehorchenden freuen ſich, daß gegen die Gebietenden dreiſt geſprochen wird, und dieſer Vortheil iſt für den freimüthigen

Schriftſteller ſo groß, daß die Vortheile, welche die Mächtigen in in andern Hinſichten haben, ihm kaum die Wage halten.

Laßt uns denn feſt an dem Grundſatze halten: die Preſſe muß der Wahrheit Sachwalter, aber keiner Partei, keiner Leidenſchaft Sklave ſein.

Des Volkes Aufklärung dem Fürſten heilbringend.

Des Volkes Aufklärung dem Fürſten heilbringend.

Rede,

gehalten zur Univerſitätsfeier am Geburtstage des Königs. Mit Hinweglaſſung der einleitenden Worte in Bezug auf die Feierlichkeit des Tages.

— — Die Wiſſenſchaften zu befördern, paſſende Kenntniſſe unter alle Klaſſen der Staatsbürger zu verbreiten, iſt eine der eifrigſten Beſtrebungen unſers edlen Königſtammes geweſen. Der erſte deſſelben ließ es ſich ſehr angelegen ſein, unſere Univerſität zu ſtiften; und mit väterlicher Sorgfalt haben ſeine Nachfolger ſo dafür geſorgt, daß ſie eine Vergleichung mit den vorzüglichſten anderer Länder aushalten kann. Die Kirchenverbeſſerung erfaßten ſie früh. Die Schulen, ſowohl die höheren wie die niederen, waren unaufhörlich einer von den wichtigſten Gegenſtänden ihrer Fürſorge. Wenige Länder können ſich ſo vieler und ſo guter Schulen oder ſo vielen Anſtalten zur Unterweiſung des gemeinen Mannes rühmen; und doch hält der König, deſſen Feſt wir feiern, in ſeinen Beſtrebungen nicht inne. Sein Eifer ſteht dem ſeiner trefflichſten Vorgänger zur Seite, wenn er ihn nicht übertrifft. Kurz unſer ganzer Königsſtamm hat durch ſeine Handlungen dem Grundſatze gehuldigt, daß des Volkes Aufklärung einer der Grundbeſtandtheile eines wohlgeordneten Staates iſt.

Zu allen Zeiten hatte die Welt Sophiſten, die bald aus Eigendünkel und Widerſpruchsgeiſt, bald aus Eigennutz dieſen wichtigen Grundſatz angriffen, ja es hat ſelbſt nicht an edleren Männern gefehlt, welche in redlichem Irrthum ihn umzuſtoßen geſucht haben, und in unſerer Zeit ſcheinen beſonders die Sachwalter der Unwiſſenheit an vielen Orten ihre Häupter zu erheben. Wohl fürchten wir nicht, daß ſie irgend Jemand einbilden werden, daß er von der Kenntniß, die er ſelbſt beſitzt, Schaden habe; aber es giebt dagegen Viele, welche eitel und gedankenlos genug ſind, um gern zu glauben, daß es ſchädlich ſei, wenn Andere eben ſo viel wiſſen wie ſie, und gefährlich, wenn ſie mehr wiſſen. Solche wiederholen nur zu gern, was gewiſſe Wortführer geſagt haben, und bilden ein Echo, das den öffentlichen Ruf Jener verſtärkt, eine heimliche Stimme, welche die verborgenen Anſchläge unterſtützt, zu deren Ausführung der tückiſche Anhang der Finſterniß die Mächtigen der Erde gern überreden möchte. Unter allen ihren Erfindungen iſt keine argliſtiger als die, daß der Fortſchritt des Volkes in Aufklärung und Bildung gefährlich ſein, alle Bande des Staates auflöſen und das Volk in das tiefſte Elend ſtürzen werde. Ich ſage, daß keine Behauptung argliſtiger iſt, weil der Abſtand zwiſchen Volk und Fürſten es auf beiden Seiten ſchwierig macht, ihre Ränke zu verfolgen und zu vernichten, und doppelt ſchwierig, weil ſie Mißtrauen zwiſchen die ſäet, die wie Vater und Kinder einig ſein ſollten um den gemeinſchaftlichen Feind zu Grunde zu richten. — —

Betrachten wir des Fürſten Vortheil von der Bildung des Volkes in ſeinem ganzen Umfange, ſo fällt es uns zuerſt in die Augen, daß er im vollſten Maaße an dem Wohlergehen Antheil empfängt, welches dem Volke durch die Veredlung, die die Aufklärung in allen Zweigen des Kunſtfleißes und in jedem Lebensgenuß mit ſich führt, entſteht; es würde eben ſo kleinlich wie überflüſſig ſein, hier Beiſpiele aufzuzählen; wir werden jeden Augenblick von Gegenſtänden umgeben, welche die Hand der Kunſt berührt hat, und wir genießen ſelten irgend ein Erzeugniß der Natur, ohne daß auch die Kunſt ihren Beitrag giebt, den Genuß zu erhöhen, wäre es ſelbſt der reine Labetrunk der Quelle, wenn er zuvor durch den klaren Kryſtallbecher betrachtet wird. Getäuſcht von der Gewohnheit fühlen wir ſelten, wie ſehr der unſichtbare Chor der Muſen ſelbſt die unbedeutendſten und zum gewöhnlichſten Alltagsleben gehörigen Gegenſtände verſchönert und verſüßt. Was wir täglich ſehen und fühlen, bedarf oft der Auffriſchung in unſerer Seele; aber dieß geſchieht nicht durch viele Worte, in welchen es nur ertränkt wird, ſondern durch den einen oder den andern kräftigen Spruch, der viele ſchlummernde Gedanken weckt, und einen ſolchen will ich von dem berühmten britiſchen Forſcher der Natur des Nationalwohlſtandes, Adam Smith, entlehnen, welcher ſagt: „Ein König auf der Küſte von Guinea hat nicht ſo viele Lebensbequemlichkeiten wie bei uns ein Bauer.“

Wenn Jemand auch einen Augenblick ſich einbilden wollte, daß es eines Fürſten Glück ſein könnte, ein unaufgeklärtes Volk zu beherrſchen, ſo wird es doch gewiß Niemand für etwas Anderes als Unglück halten, Regent eines ſchlecht eingerichteten und ohnmächtigen Staates zu ſein, der von Aufruhr, Hunger und anſteckenden Krankheiten verheert und dem Anfalle jedes Räubers offen wäre. Werfen wir aber einen Blick auf die Völker der Erdkugel und auf die Jahrbücher des Menſchengeſchlechtes, ſo finden wir, daß alle dieſe Plagen das Loos der am meiſten unaufgeklärten Staaten ſind. Die tiefe Einſicht, womit Staatseinrichtungen und Geſetze der Eigenmacht des Stärkeren, der Gewaltſamkeit des Ungeſtümen und der Bosheit Schlechtdenkender einen Damm ſetzen, verhütet, obgleich dem Haufen unmerklich, eine zahlloſe Menge großer Erſchütterungen. Aber dieſe Einſicht iſt nicht des Augenblickes Werk: Ein Jahr hat das andere belehrt, Ein Menſchenalter hat dem folgenden Weisheitsvorſchriften hinterlaſſen, und die Erfahrung unſerer eigenen Zeit wird wieder die Nachkommen belehren, unglücklichen Ereigniſſen zuvorzukommen, durch welche wir gelitten haben. Wir ſchöpfen Weisheit aus der Erfahrung von Jahrtauſenden, und der Zugang zu ihr ſteht nur durch die Wiſſenſchaften offen. Der einſichtsvolle Staatsmann, der kundige Richter, der kluge Sachwalter, ſie haben alle von den Wiſſenſchaften die Bildung und die Hilfsmittel entlehnt, durch welche ſie von jenen alten Geſetzen und Einrichtungen ſo glücklich Anwendung machen. Selbſt der, welcher dem Umgange mit der Welt die Bildung zu ſchulden glaubt, durch welche er ſich für den Staatsdienſt tüchtig gemacht zu haben wähnt, hat, wenn auch auf Umwegen, von den Wiſſenſchaften ſeine Einſichten erhalten; und glaubt er etwas Anderes, was nicht ſelten der Fall iſt, ſo macht er ſich vor dem, welcher weiß, worauf es ankommt, nicht minder lächerlich als der, welcher behaupten wollte, daß man Kunſtfleiß entbehren könnte, weil man ja Alles, was man von deſſen Erzeugniſſen gebraucht, bei den Krämern bekommen kann.

Es iſt unbegreiflich, wie es Staatsmänner hat geben können, welche die Wiſſenſchaften verſchmäht haben, während die Staatskunſt doch ſelbſt nur die Ausübung einer tiefſinnigen Wiſſenſchaft iſt, welche ſich unaufhörlich entwickeln muß; denn man glaube nicht, daß man entweder in Staatseinrichtung oder Geſetzgebung ſich mit dem begnügen könne, was die frühere Zeit uns überliefert hat, freilich iſt es wahr, daß Geſetze und Einrichtungen am beſten aus den alten Stämmen der Jahrhunderte hervorgewachſen ſein müſſen; aber hat die Frucht nicht aus des Zeitalters friſchem Laube Säfte gezogen, ſo wird ſie kaum dienlich ſein. Wohl weiß ich, daß Viele, weil ſie nur auf die Fehler in den Einrichtungen der aufgeklärten Staaten blicken, und damit einzelne Beiſpiele von dem raſchen Sieg der Gerechtigkeit bei den roheren Völkerſchaften vergleichen, geneigt geweſen ſind, entweder das Fauſtrecht des Wilden oder türkiſchen Deſpotismus zu wünſchen. Sollte ich hier von dem Unglück reden, welches ein ſolcher Tauſch für das Volk herbeiführen würde, ſo hätte ich viel zu thun, wenn die Sache nicht für ſich ſelbſt ſpräche; denn ſicher wird Niemand das Recht des Stärkern eingeführt wünſchen, wer nicht Luſt hat, es die Schwächern reichlich koſten zu laſſen; und Niemand wird ſich nach der türkiſchen Regierung ſehnen, der nicht durch das Spiel einer lebendigen Einbildungskraft ſich unter die verſetzt, welche die Macht ausüben. Aber hier, wo wir von dem Vortheil der Fürſten ſprechen und wir ihn uns auf einen Augenblick ohne des Volkes Wohlergehen als möglich denken, müſſen wir auf die Gefahr aufmerkſam machen, worin die Fürſten unaufgeklärter Länder unaufhörlich ſchweben. Die ſklaviſche Unterwürfigkeit, womit viele unaufgeklärte Völkerſchaften die rohe Machtausübung ihrer Herrſcher ertragen, verleitet oft den Unbedachtſamen zu glauben, daß die höchſte Gewalt nur auf einem barbariſchen Fürſtenſitze angetroffen wird. Das gezogene Schwert, das an einem Haar darüber hängt, ſieht nicht Jeder ſo genau, wie jener Tyrann von Syrakus.

Zwei ungeheure Uebel, Peſt und Hunger, heimſuchten in dunkleren Zeiten alle Länder, und heimſuchen diejenigen noch, zu welchen zu dringen die Aufklärung nicht Erlaubniß bekommen hat. Es gehört nicht hieher, die Leiden des Volks bei dieſen Landplagen zu ſchildern — wer hat nicht die in den Jahrbüchern der Menſchheit oft hierüber wiederholten Berichte mit blutendem Herzen geleſen! — aber auch der Fürſt ſieht ſeine Macht durch dieſe Plagen geſchwächt und ſich ſelbſt oft Gefahren ausgeſetzt. Iſt es nicht eine vereinigte Wirkung der Fortſchritte der Naturwiſſenſchaft und der übrigen Wohlthaten der Aufklärung, welche viele anſteckende Krankheiten hindert die Entwickelung zu erreichen, wodurch ſie ehedem ganze Landſtriche verheerten, und andre abhält, über die Grenzen des Landes einzudringen?

Daß Hungersnoth glücklicherweiſe jetzt eine ſo ſeltene Landplage in Europa iſt, verdanken wir nicht minder der Aufklärung. Auf der einen Seite hat ſie viele Geſetze und Einrichtungen aufgehoben, durch welche man billige Preiſe zu erzwingen glaubte, wodurch man aber zu oft nur Mangel verbreitete, indem man den natürlichen Gang der Dinge ſtörte. Auf der andern Seite hat ſie durch Verbeſſerung des Ackerbaues uns gelehrt, demſelben Boden einen größeren Ertrag abzuzwingen, und Erdreich von ſo ungleicher Beſchaffenheit anzubauen, daß dieſelbe Witterung nicht leicht überall einen ſchädlichen Einfluß ausüben kann. Ein allgemeiner Mißwachs auf einer großen Landesſtrecke muß deßhalb in unſern Zeiten eine Seltenheit ſein. Trifft dennoch ein ſolches Unglück ein, ſo hat die Fürſorge ältere Vorräthe aufgeſpart, und die Kunſt ſie vor dem Verderben bewahrt; und in der äußerſten Noth ſteht noch der unſerer Zeit unvergleichlich thätige Handelsverkehr zur Rettung offen.

Von allen Gefahren, denen Landesbeherrſcher ausgeſetzt ſind, giebt es keine, die ſie mehr fürchteten, und nach der Natur der Sache mehr fürchten mußten, als die, von einem fremden Feind überwunden, ja vielleicht gänzlich des Landes und Reiches beraubt zu werden. Es iſt deßwegen ſtets eine von den Hauptbeſtrebungen der Fürſten geweſen, tapfere und geübte Krieger zu haben. Ich weiß wohl, daß Viele glauben, einem Fürſten ſei hiezu am beſten mit einer Horde von Barbaren gedient. Man ſetzt voraus, daß rohe Menſchen die Beſchwerden des Krieges beſſer aushalten können, und allerdings würde das der Fall ſein, wenn nicht beſſerunterrichtete Menſchen ſich wieder beſſer gegen die Beſchwerden zu ſchützen wüßten. Aber was den größeren Muth betrifft, den man den roheren Menſchen zutraut, ſo muß man die Beweiſe hiefür von ſolchen Fällen herholen, wo dergleichen Leute ſich gedankenlos in eine Gefahr ſtürzen, die ſie nicht kennen; denn ſonſt darf man wohl ſagen, daß die Heldenthaten unſerer Zeit nicht denen irgend eines andern Zeitalters nachſtehen. Zeigen Barbaren bisweilen mehr Muth aus Unwiſſenheit, ſo zeigen die Gebildeten weit öfter Tapferkeit aus Einſicht. Aber wozu viel hievon ſprechen? Wir wiſſen Alle, daß der Krieg nicht bloß Sache des Arms iſt. Es giebt Wiſſenſchaften, die den Heerführer in's Feld begleiten müſſen, ſie ſind es, deren Beiſtand er ſogar auf dem Kampfplatze gebraucht, und es giebt noch viele andere, die ſich nie in das Kriegsgetümmel hinauswagen, von welchen er geheime Hilfe holen muß. Freilich iſt der Unterſchied zwiſchen den Vortheilen gebildeter und ungebildeter Völkerſchaften im Kriege nie größer geweſen als jetzt; aber ſtets war doch die gebildete der ungebildeten, wenn ſonſt die Umſtände gleich waren, überlegen. Was den Barbaren am häufigſten das Uebergewicht über die mehr Unterrichteten gab, war die Ausartung der Aufklärung, worin Spitzfindigkeit für Weisheit, Künſtelei für Kunſt genommen, und (was die tiefſte Wurzel dieſes Zuſtandes und das ſchlimmſte Kennzeichen iſt) wo Geringſchätzung der Sittlichkeit als Freiheit von Vorurtheilen betrachtet wird. Es iſt nur eine Wortverwirrung, dieſen Zuſtand Aufklärung zu nennen. Das Licht iſt hier erloſchen. Die Vernunft iſt hier zu Wahnwitz geworden. Das große Naturgeſetz, das dem Menſchenleben vorgeſchrieben iſt, daß eine ſo entartete Gemeinde ſich unter die unverdorbene Kraft der rohen Völkerſchaft beugen muß, iſt ſo weit entfernt, unſere Ueberzeugung umzuſtoßen, daß es vielmehr eine Beſtätigung derſelben iſt.

Ich berühre dieſe Dinge nur, ich brauche ſie nicht zu entwickeln; denn ſo ſehr auch Einige die Aufklärung in Verruf zu bringen ſuchen, ſo giebt es wohl ſchwerlich irgend Jemand, der ſeine eigene Abſicht verſteht, der uns dahin zurückführen will, daß wir uns von Eichelmaſt nähren, in Höhlen wohnen, uns in ungegerbte Häute kleiden ſollen und dergleichen. Man will nicht einmal zu der Zeit zurück, wo ein mächtiger König ein Haus bewohnte, wo die Zugänge für das Tageslicht zugleich der Eisluft des Winters offen ſtanden. Da war des Königs Prunkſaal ein räuchriger Schuppen und ſein Feſt ein eckelhaftes Zechgelage in Geſellſchaft ſeiner zankſüchtigen Trabanten, und er ſtets unſicher, ob nicht vielleicht ein argliſtiger Nachbar oder ein rachſüchtiger Untergebener ihm, während er ſeinen Rauſch ausſchlief, das Haus anzündete. Vielleicht dürfte der eine oder der andere kühne Jüngling glauben, in dem Heldenleben jener Zeiten mit ſeinen Gefahren und Abenteuern etwas zu finden, was deſſen Armſeligkeit und Rohheit aufwöge; aber ſicher wird Keiner von denen, welche der Fürſten, oder richtiger ihres eigenen Vortheils wegen die Aufklärung verbannt wünſchen, zu ſo gefährlichen Hoffeſten viel Neigung ſpüren. Eher würden ſie das Mittelalter zurückverlangen, und uns auf der Dichter anlockende Schilderungen von jener Zeiten herrlichem Leben und Thaten hinweiſen. Doch, es liegt in der Natur der Dichtkunſt, daß ihre Werke von Sophiſten gemißbraucht und von Schwärmern mißverſtanden werden. Sie erkieſt Blumen aus jedem Alter der Menſchheit; ſie malt uns die einfache Unſchuld in dem der Unwiſſenheit; die Kraft des Heldenlebens in der wilden Zeit der Gährung, und in des Mittelalters halbverfeinerter Barbarei ſtellt ſie uns einen reizenden Bund zwiſchen Liebe und Tapferkeit dar. Der Dichter ſieht wohl auch der Dinge Kehrſeite und ſtellt ſie nach Zeit und Ort dar; aber die Kleinlichkeit und Unbedeutenheit in fernen Zeitaltern hat er nur ſelten Gelegenheit zu ſchildern, ja nur ungern läßt er ſich herab, ſie bei ſeinen Zeitgenoſſen zu züchtigen. Man kann da leicht bei dem Dichter ein anlockendes Bild jedes Zeitalters finden, und allerdings vermag er uns eines der ſchönſten durch Vereinigung der trefflichſten Züge aus des Mittelalters langer Reihe von Jahrhunderten zuſammenzuſetzen. Aber hier müſſen wir die Geſchichte fragen. War es etwa der Fürſten glücklichſtes Zeitalter, als Kaiſer Heinrich IV. dem Papſt den Steigbügel halten mußte, oder als Kaiſer Friedrich II. unaufhörlich von den Päpſten verfolgt, und der letzte Zweig ſeines edlen Fürſtenſtammes unſchuldig auf der Richtſtätte geſchlachtet wurde? Sollte es wohl der Fürſten blühendes Zeitalter ſein, wo Päpſte ſie abſetzten, Biſchöfe ihnen trotzten, Unterthanen ſie bekriegten. Nein, es war das Zeitalter der Adels- und Prieſtergewalt, und von dieſer Seite hat es für Viele ſo große Anziehungskraft. Jeder Edelmann war in jener Zeit ein Regent; aber auch dieſe Macht gewährte ihren Beſitzern nicht ſo viel Glück, wie übereiltes Vorurtheil es darſtellen will. Wenn Freiheit ſeine Untergebenen zu mißhandeln ein Glück iſt, ſo genoß es der Ritterſtand; aber wenn dieſes Glück dadurch zu theuer bezahlt iſt, daß man in ſeinen Beſitzungen, ja ſelbſt des Lebens von ſeines Gleichen unſicher gemacht, und von allen Genüſſen ausgeſchloſſen iſt, welche ein gerechterer und vernünftigerer Zuſtand der Dinge mit ſich führt, ſo war dieſes Glück gewiß nicht zu beneiden. Selbſt die Prieſtergewalt im Mittelalter, wie groß ſie auch war, wurde durch Aufopferung alles deſſen erkauft, was für einen nicht verſchrobenen Menſchen der Macht Werth giebt. Mit Verleugnung der reinſten Freuden der Liebe und Häuslichkeit, mit einem das ganze Leben hindurch fortgeſetzten Zwang, entweder von Entbehrung oder Verſtellung, ward endlich eine Herrſchaft erreicht, welche keinem geliebten Weſen übertragen werden konnte. Wie wenige menſchliche Gefühle mußten alsdann wohl bei denen zurückbleiben, welche ſich eine ſolche Macht wünſchen konnten. Ich weiß wohl, daß man ſich dieſen Zuſtand mit Aufzählung der vielen geiſtigen Güter, welche denen zu Theil wurden, die ſich dem Dienſte Gottes widmeten, ausſchmükken kann; aber von dieſen Güten ſpreche ich nicht: ich berechne nur deren Gewinn und Verluſt, inſofern ſie ſtrebten, weltliche Vortheile zuſammenzuhäufen.

Aber vielleicht werden Die, welche ich beſtreite, mir vorwerfen, daß ich nicht den rechten Streitpunkt treffe. „Wir ſind nicht ſo thöricht, ein abgeſchiedenes Zeitalter zurück zu erheiſchen“, werden ſie mir vielleicht antworten; „aber wir wählen von jedem Zeitalter das Beſte, und bilden hieraus ein Ganzes nach den Weisheitsregeln, welche die Erfahrung uns gelehrt hat. Wir wollen nützliche Kenntniſſe nicht verbannen; wir wiſſen wohl, daß ſie dem Fürſten und ſeinen Dienern zu Gute kommen. Wir räumen den ſchönen Künſten einen Ehrenplatz ein, auf dem ſie das Daſein der Mächtigen verſchönern können. Selbſt der Dichter ſoll uns willkommen ſein, wenn er ſein Genie anwendet, die Mächtigen der Erde zu verewigen. Wir verſchmähen auch Gelehrſamkeit nicht, wenn ſie nur ausſchließendes Eigenthum eines eingeweiheten Kreiſes bleibt, der das Seinige beitragen kann, den großen Haufen in Ehrerbietung zu halten.“ Man flüſtert uns vielleicht gar zu, es heiße den Vortheil des gelehrten Standes verrathen, wenn man, ſo wie jetzt, Allen den Zugang dazu eröffne. Europa leide an überflüſſigen Kenntniſſen; der Weg zu den Wiſſenſchaften müſſe erſchwert werden. Der Fabrikant und Handwerker bedürfe keiner wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe; er müſſe die ihm nothwendigen Ergebniſſe der Wiſſenſchaften aus der Hand der Gelehrten empfangen. Der Landmann ſolle ſeinen Acker nicht nach Grundſätzen, ſondern nach Vorſchriften bauen, wozu die Wiſſenſchaft ihm gern die Beiträge, welche ſie vermag, geben wird. Nicht einmal alle die, welche die Bahn der Gelehrſamkeit betreten, müſſen zu klug gemacht werden, am allerwenigſten dürfte man ſie durch die Einrichtung der Lehranſtalten auffordern, über die Grundlage ihrer Wiſſenſchaft nachzudenken. Der Prieſter brauche nur zu wiſſen, was die Kirche fordert, daß er das Volk lehren ſolle, dem Richter und Sachwalter genüge es, die Vorſchriften der Geſetze zu kennen, ſelbſt der Arzt dürfe nicht die Erlaubniß haben, nach ſeinem eigenen Kopf zu kuriren. In allen Theilen dürfte nur eine kleine Anzahl von Eingeweihten Bewahrer des Heiligthums der Wiſſenſchaft ſein; nur ſie ſollen davon ſo viel an die Bürger austheilen, als dieſe vertragen könnten. Jene ſollen denken und von allen Sorgen des Lebens frei ſein, dieſe ſollen arbeiten. Jede Klaſſe werde deſto kräftiger wirken, je genauer ihr Wirkungskreis beſchränkt ſei, wie der Baum bei einer weiſen Beſchneidung üppiger wachſe.

Man verrechnet ſich freilich ſehr, wenn man glaubt, daß eine ſolche Beſchränkung der Aufklärung, wie die hier beſchriebene, Vortheile mit ſich führen werde, welche die Ungemächlichkeiten in einem merklichen Grade überwiegen würden. Könnte man die ganze Welt überreden, eine ſolche Verfaſſung, und unter Einem Haupte anzunehmen, ſo würde man vielleicht eine Art ägyptiſchen oder chineſiſchen Stilleſtandes zuwege bringen; aber ein ſolches **perpetuum stabile** ſteht wohl im Reiche der Möglichkeiten einem **perpetuum mobile** zur Seite. Glücklich würde ein ſolcher Zuſtand ſchwerlich werden außer für diejenigen, welche dem indiſchen Sprichwort huldigen: beſſer zu ſtehen als zu gehen, beſſer zu ſitzen als zu ſtehen, beſſer zu liegen als zu ſitzen, beſſer zu ſchlafen als zu wachen, beſſer nicht zu ſein als zu ſein. Denn es läßt ſich ohne Schwierigkeit zeigen, daß jeder merkliche Fortſchritt bei einem ſolchen Zuſtande aufhören werde, und dadurch wird zugleich dargethan werden, daß, ſo lange einige Staaten die freie Aufklärung beibehalten, diejenigen, welche ſie auf Stand, äuſſere Verhältniſſe und Zahl beſchränken, mit jedem Jahr hinter jenen an Macht und Anſehen mehr zurückbleiben, und ihnen zuletzt als Beute anheimfallen werden. Es iſt ſchon einleuchtend, daß die Wiſſenſchaften nicht ſo viele erſprießliche Ausüber erlangen können, wenn dieſe unter Wenigen gewählt werden ſollen, als wenn ſie aus Vielen erkoren werden können. Man antworte uns nicht, daß man ſie unter dem ganzen Volk auswählen werde; dieß paßt nur wenig in einer ſolchen Ordnung der Dinge; überdieß kann man weder, um die höhere Gelehrſamkeit zu empfangen, die Tauglichſten herausfinden, ehe man ſie auf niederen Graden geprüft hat, noch wird man Dem entgehen, daß die Wahl auf einſeitige Weiſe geſchieht, wenn Menſchen wählen ſollen. Noch minder wird die Geiſtesthätigkeit, welche in der Ausübung der Wiſſenſchaft ſo wichtig iſt, ſich aufrecht erhalten. Gelehrſamkeit kann nicht auf eine durch Geſetze umzäunte Gemeinde beſchränkt werden, ohne daß ihre Mitglieder dadurch zu einer Art ſichern Beſitzes der Beurtheilung, wer zu ihrer Innung gehören ſoll, kommen; aber man bedarf nur wenig Erfahrung von der Unvollkommenheit der menſchlichen Dinge, um vorauszuſehen, daß der Gelehrigſte eher als der Selbſtdenker Aufnahme finden, und daß das Gedächtniß, das ſich leichter beweiſen läßt, den Zutritt ſicherer als die Urtheilskraft, welche erſt in tüchtigen Werken recht zum Vorſchein kommt, öffnen wird. Es läßt ſich ſchwerlich mit Worten ausdrücken, auf wie mannichfache Weiſe der geiſtige Wettkampf, der im Reich der Wiſſenſchaften herrſcht, ſie fördert, wie mancher Wahrheitsfunken aus dem Zuſammenſtoß feindlicher Meinungen entſpringt, wie mancher Einſichtskeim ſogar in dem rohen Denkverſuch des Uneingeweihten liegen kann, woraus eine Künſtlerhand ihn oft in einen fruchtbareren Boden verpflanzt. Selbſt das eifrige Beſtreben, Wahrheiten der Wiſſenſchaft ſo allgemeinfaßlich wie möglich zu machen, hat eine rückwirkende Kraft, welche den menſchenfreundlichen Denker belohnt. Die Wahrheiten werden unter ſeinen vielſeitigen Beſtrebungen, ſie im klarſten Lichte darzuſtellen, ihm ſelbſt in weit höherem Grade klar; indem er ſie von neuen mehr zugänglichen Grundſätzen abzuleiten ſucht, und ſo ſie gewiſſermaßen aufs neue erfindet, werden ſie ihm eigenthümlich, als wäre er ſelbſt der Erfinder, als wären ſie, wenn ich ſo ſagen darf, Fleiſch von ſeinem Fleiſch, Bein von ſeinem Bein. Wer immer mit echter Wahrheitsliebe das Licht zu verbreiten ſtrebt, in dem geht ſelbſt ein Tag auf, der ihm zuvor verborgener Wahrheiten Goldgruben zeigt.

Man glaube auch nicht, daß es möglich iſt dieſelben Vortheile in den bürgerlichen Verrichtungen durch Mittheilung von Vorſchriften, die von der Wiſſenſchaft hergeholt ſind, wozu man aber keinen Grund angiebt, zu erlangen. Der, welcher nur als Werkzeug gebraucht wird, wirkt auch nur als Werkzeug. — Aber ſoll denn jeder Geſchäftmann, oder, was noch ſonderbarer iſt, jeder Fabrikant, ja ſogar jeder Handwerker zugleich Wiſſenſchafter ſein? Gewiß nicht; man verkenne nur nicht den Unterſchied zwiſchen den durch Wiſſenſchaften gebildeten Mann und dem Wiſſenſchaftsmann! Dieſer muß eine Einſicht haben, welche ihn in Stand ſetzt, die letzten Gründe der Wiſſenſchaft zu prüfen, und die Beweiſe für die angenommenen Grundſätze derſelben abzuwägen, nicht davon zu reden, daß ſeine Kenntniß möglichſt nicht bloß die Hauptſätze, ſondern auch alle deren Verzweigungen umfaſſen muß. Jener dagegen kann ſich mit einem allgemeinen Ueberblick über die Hauptwahrheiten und über den Gang in den Beweiſen dafür begnügen, ohne jede Thatſache darin einer eigenen Prüfung zu unterwerfen. Kurz er umfaßt die Wiſſenſchaft mit dem gebildeten Wahrheitsſinne. Daß es wünſchenswerth ſei, eine ſolche Kenntniß finde ſich bei jedem Staatsdiener, der nicht auf der allerniedrigſten Stufe ſteht, will ich nicht einmal zu beweiſen verſuchen; aber da ich bemerkt habe, daß viele Männer von ſonſt ausgezeichneten Einſichten in Betreff der Verbreitung der Wiſſenſchaft unter die kunſtausübenden Bürger eine andere Meinung als die beſitzen, welche ſich zumeiſt mit der Anwendung der Wiſſenſchaften beſchäftigten, ſo ſei es mir erlaubt hier zu ſagen, was mich Anderer und eigene Erfahrung hierüber gelehrt haben. Jede der Lebenshandthierungen, ſie ſei ſo einfach wie ſie wolle, wie viel mehr diejenigen, worin der ausgezeichnetſte Scharfſinn ſich zeigt, fordern eine durch langen Umgang geſammelte Menge ſowohl von Kenntniſſen wie von Fertigkeiten, welche Niemand, ohne ſich täglich damit zu beſchäftigen, ſich zu erwerben veranlaßt wird. Bedenkt man nun, daß die Fälle, welche in jeder einzelnen Handthierung vorkommen, bei weitem nicht jeden Tag dieſelben ſind, ſo begreift man, daß es ein mißlicher Verſuch ſein würde, eine Kunſt, ſelbſt eine bloß mechaniſche, durch Vorſchriften erſchöpfen zu wollen, welche überdieß leicht in dem einem oder dem andern Punkt mißverſtanden werden. Gieb dagegen dem Werkmanne Kenntniß von den wichtigſten Naturgeſetzen, woraus er den Grund für das, was er betreibt, einſehen kann, ſo wird er nicht bloß ſein Geſchäft beſſer ausführen, ſondern er wird ſogar neue Verfahrungsarten ausfindig machen, ja neue Zweige des Kunſtfleißes entdecken, wo der Wiſſenſchafter, eben weil er nicht die Fertigkeiten und ausführlichen Kenntniſſe des Kunſtgeübten hat, ihn rathlos laſſen würde. Es iſt für Den, welcher nicht in wiſſenſchaftlicher Wechſelwirkung mit dem Werkmanne geſtanden hat, unglaublich, wie viel die Kenntniß von einem einzigen wichtigen Naturgeſetz ihm oft hilft, und vor Allem wie ſehr das Selbſtdenken, welches die Wiſſenſchaft bei ihm weckt, ſeine Tüchtigkeit erhöht. Freilich giebt es unter den kunſtausübenden Bürgern, gleichwie unter andern Menſchen, Einige, welche durch die Wiſſenſchaft nur verwirrt werden; aber in den meiſten Fällen beſteht doch die Sache darin, daß die natürliche Verkehrtheit ſolcher Menſchen dadurch ſtärker hervortritt. Doch wer weiß nicht, daß alle Veränderungen im Leben einen verderblichen Einfluß auf den Menſchen haben können? Jener wird vom Reichthum verderbt, Dieſer verliert alle moraliſche Kraft durch Armuth; Jener verträgt Ehre nicht, Dieſer beugt ſich ſo völlig unter eine Beſchämung, daß er dadurch gleichſam ſein beſſeres Selbſt verliert, und ſo überall in den Wechſeln des Lebens. Gewiß iſt es dagegen, daß Der, welcher ſich nicht in dem Ausnahmefall befindet: einen ſtarken Mangel an geſundem Menſchenverſtande zu haben, durch Anwendung wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe bei ſeinem Kunſtfleiße nicht bloß dem Staate nützlicher, ſondern auch in ſeinem Wirkungskreiſe zufriedner werden wird, was dem Regenten gewiß wünſchenswerth ſein muß; denn Der, welcher in ſeinem Beruf unzufrieden iſt, wird leicht mit dem, was außer ihm iſt, unzufrieden, hört gern gehäſſige Reden über die Mächtigen, und geht am liebſten dahin, wo Unzufriedene ſich zuſammen finden.

Ich habe hier bloß die Streitpunkte berührt, welche mir am wichtigſten vorkamen; alles Hiehergehörige Punkt für Punkt zu behandeln, würde mich über die Grenzen einer Rede hinausführen. Aber es giebt eine höhere Betrachtung, welche Alles in Einen Brennpunkt zuſammenfaßt. Wenn wir die körperliche Natur nach unſern vorausgefaßten und auf Leidenſchaften gegründeten Vorſtellungen von dem Guten und dem Böſen betrachten, ſo würden wir verſucht ſein, viele von deren Einrichtungen ſchlecht zu nennen, wenn wir nicht durch eine heilige Scheu vor ihrem ewigen Urſprung zurückgehalten würden.

Machen wir uns dagegen mehr mit ihr bekannt, ſo ſehen wir, daß ſie überall, wo wir einigermaßen im Stande ſind, ſie zu verſtehen, von Geſetzen beherrſcht wird, die bei näherer Betrachtung ſich als ein Ganzes von Vernunftgeſetzen, und deßhalb als eine unendliche Harmonie darſtellen. Sind wir von dieſer Ueberzeugung durchdrungen, ſo werden wir, nicht bloß aus religiöſem Gefühl, ſondern ſelbſt mit Hinſicht auf unſer eigenes Beſtes nicht wünſchen, Das darin zu verändern, was uns im Anfang undienlich vorkam; wir müſſen ſogar einſehen, daß ein ſolcher Wille, wenn wir ihn auch nähren könnten, ohne Wirkung ſein würde. Wie die körperliche Natur, ſo iſt auch das irdiſche Daſein der Menſchheit Geſetzen unterworfen. Obgleich jedes Einzelweſen in dieſer Gemeinſchaft eine ſelbſtſtändige Kraft hat, ſind doch die Folgen ihrer Wirkſamkeit ſo an allgemeine Geſetze gebunden, daß ſein Beſtreben, wenn es gegen dieſe ſtreitet, als kraftlos hinſinken muß. Man ſieht z. B. leicht, daß des Einen eigennützige Leidenſchaften in denen der Uebrigen ein Gegengewicht finden, daß Lüge und Falſchheit nie eine dauernde Macht erlangen können, weil der Glaube, wodurch ſie Giltigkeit bekommen ſollten, vernichtet wird; daß unvernünftige Leidenſchaften, wie der Vernichtungstrieb, ſelbſt mit einer großen Macht gepaart, ſich ihre eigene Grenze ſetzen müſſen. Wer würde wohl glauben, daß irgend jemand dieſe oder andere höhere Naturgeſetze des Menſchenlebens zu ändern vermöchte. Aber alle dieſe können in das Eine zuſammengefaßt werden: Das Menſchengeſchlecht ſtrebt nach einem vernunftbeherrſchten Daſein. Eins der zunächſt darin enthaltenen iſt, daß der Menſch ſeine Vernunft zu entwickeln ſtrebt. Es iſt nicht ein durch künſtliche Schlüſſe abgeleitetes, ſondern ein aller Welt durch Erfahrung bekanntes Geſetz. Des Menſchen Durſt nach Kenntniſſen iſt wie ein Sprichwort, und man wird dieſes vergebens durch einige zerſtreute Beiſpiele vom Gegentheil beſtreiten, wenn man nicht des Menſchen natürlichen Abſcheu vor dem Schmerz leugnen wollte, weil Einige ihn verachtet, Einzelne ſogar geſucht zu haben ſcheinen. Die Menſchheit hat von ihrem Urſprung an ſich zu immer größerer Kenntniß hervorgearbeitet. Der Sitz der Kenntniſſe iſt von einer Stelle zur andern gewandert, es hat ſogar von Zeit zu Zeit ſcheinen können, als ob das Licht auf der ganzen Erde erlöſchen ſollte, aber es liegt in der Natur der Sache, daß Kenntniß Kenntniß erzeugen, die Aufklärung Eines Menſchen bald die Mehrerer werden muß, kurz es iſt ein Erfahrungsnaturgeſetz, daß die Menſchheit an Kenntniſſen wächſt, und wir wagen hinzuzufügen, daß ſie dadurch veredelt und glücklich gemacht wird; denn Alles, was von größeren Thaten und glücklicherem Daſein minder aufgeklärter Zeitalter angeführt wird, iſt nur ein kecker Trotz gegen wahre Geſchichte. Gegen das große Geſetz der Geiſtesentwickelung wirken iſt daſſelbe wie die Natur verändern zu wollen. Man kann an einem einzelnen Fleck derſelben künſteln, man kann z. B. durch eine Maſchinerie das Waſſer zwingen aus einer Quelle bergan zu ſteigen ſtatt die niedrigſte Stelle zu ſuchen, aber wenn man es zur Erreichung ſeiner Abſichten bedürfte, daß alle Fluthen zu ihrem Urſprung zurückkehren ſollten, ſo müßte man wohl verzweifeln. Es iſt nicht anders mit der Hemmung der Geiſtesentwickelung. Ihr könnt ſie hier und dort eine Zeitlang aufhalten, aber wer wollte ſich ſtark genug glauben, die Wirkſamkeit des Vollkommenheittriebes bei allen Millionen der Erde zu unterdrücken? Welche Maſſe von Ungerechtigkeiten, von Kränkungen, von Gewaltſamkeiten würde dazu gehören, und welcher Vulkan von Kräften würde ſich nicht bald ſammeln, einen ſo ungeheuren Druck zu ſprengen! Wolltet Ihr dagegen bloß im Kleinen wirken, bloß hemmen, zähmen, hie und da unterdrücken, ſo würdet Ihr erbittern und empören, nie ſiegen. Aber weßhalb ſolltet Ihr denn die Aufklärung hemmen wollen? Wegen des Mißbrauchs Einiger? Aber iſt etwa die Aufklärung öfter gemißbraucht worden als die Macht der Obrigkeit? Und doch würden wir den für einen Thoren halten, der deßwegen ſie abzuſchaffen riethe. Weil Ihr dadurch verliert? Vielleicht wollt Ihr Euch dieſen Grund nicht geſtehen; aber, ſei es wie es wolle, ich wage zu behaupten, daß der Verluſt eingebildet iſt. Es iſt wahr, daß der Abſtand zwiſchen Euch und den Geringeren etwas vermindert wird; aber dieß wird gewiß reichlich durch die größere Sicherheit aufgewogen, die Ihr gegen gewaltſamen Widerſtand von ihrer Seite genießt; und nehmen wir dazu, wie Euer ganzes Leben von Genüſſen umſchlungen wird, die Ihr der Aufklärung dankt, ſo wird Euch Euer Verluſt mit dem größten Wucher vergolten.

Ich weiß ſehr wohl, daß dieſe aus der Natur der Sache geſchöpften Gründe, bloß weil ſie Vernunftgründe ſind, von Vielen, welche glauben, daß es gerade eine von den gefährlichſten Eigenſchaften der Aufklärung iſt, daß ſie den Menſchen verleitet, ſich auf die Vernunft zu verlaſſen, werden zurückgewieſen werden. Sie werden uns ſagen, daß Männer von geübter Staatsweisheit ſich nicht durch Schlußketten verblenden laſſen, ſondern ſich nur mit der alten, treuen Wegweiſerin Erfahrung berathen. Wenn dieſe wirklich gegen unſere Meinung ſpräche, würden wir ſelbſt auf unſerem Wege umkehren und eine neue Prüfung vornehmen; denn wo Erfahrung und Vernunft im Streit zu ſein ſcheinen, iſt entweder jene unrichtig aufgefaßt, oder dieſe unrichtig angewandt. Aber fragen wir: welche Erfahrungen haben denn die Schädlichkeit der Aufklärung gezeigt? ſo iſt die franzöſiſche Revolution und ihre Nachwehen der Antwort Anfang und Ende. Dieſe Begebenheit ſteht ihnen ſo nahe, daß ſie die ganze Vergangenheit vor ihren Augen verbirgt, und ſie ſcheinen zu der geiſtigen Handlung nicht aufgelegt zu ſein, ſich in Gedanken ſo weit von den Begebenheiten ihres eigenen Lebens zu entfernen, daß dieſe nicht das Licht der Geſchichte ihnen verdunkeln. Laßt uns in Gedanken Leute, die ſo gut die Schule der Erfahrung zu benutzen verſtehen, in Themiſtokles' Zeiten verſetzen, ſie werden uns verſichern, daß nur Republikaner ſiegen können. Macht ſie zu Zeugen von Alexander's und Philipp's Glanz, ſie werden Euch aus Erfahrung beweiſen, daß der Sieg nur den Fahnen des Alleinherrſchers folgen kann. Verſetzt ſie nach Venedig im 14. Jahrhundert, ihr Scharfſinn wird entdecken, daß nur Handel und Freiheit die Staaten mächtig machen können. Laßt ſie Zeitgenoſſen der Millionen ſein, welche die Ermordung von dem edlen Heinrich Frankreichs beweinten; wie genau werden ſie da nicht ſehen, daß die römiſche Kirche die Könige mordet. Verſetzt ſie in Cromwell's Zeitalter, ſie werden überzeugt ſein, daß der Proteſtantismus die Könige auf das Hochgericht führt.

Die Nachwelt wird, wenn ſie die Jahrbücher der Begebenheiten aufſchlägt, Mühe haben zu glauben, daß es in unſerer Zeit Viele gegeben hat, welche aus den Erfahrungen der franzöſiſchen Revolution zu lernen geglaubt haben, daß die Aufklärung ſchädlich ſei; aber weil es nun wirklich ſolche giebt, und ſie beſonders ihre größte Stärke darin zu haben ſcheinen, daß ſie beſtändig ihre Meinung als über allen Zweifel erhaben vorausſetzen, ſo muß man ihnen zurufen, und ſo lange ſie dabei beharren, nicht müde werden, es ihnen zu wiederholen, daß ihre Behauptung durchaus ungeſchichtlich iſt. War dieſe Revolution wohl die erſte, welche Frankreich ſah? Bot ſie gewaltſamere Unmenſchlichkeiten dar als die Bluthochzeit? War ſie vernichtender als die Ligue? Waren es Männer der Wiſſenſchaft, welche die Repräſentanten des Volks zuſammenriefen, oder waren es nicht deſſen Könige ſelbſt? Und geſchah dieß wohl, um die Ideale der Philoſophen einzuführen, oder nicht vielmehr, um ein geerbtes Staatsübel zu heilen, welches eben ſo unerträglich in unaufgeklärten als in aufgeklärten Zeiten geweſen ſein würde? Würde die Zuſammenberufung von unaufgeklärten Volksräſentanten ruhig abgelaufen ſein, wenn es ſich darum handelte, der ſtärkeren Partei große Laſten aufzulegen, und eine ſchwächere aber reichere Partei ganz oder zum Theil verſchont zu laſſen? Sah man nie außer in dem 18. Jahrhundert ſolche Verhältniſſe die Leidenſchaften in Flammen ſetzen und mit einem allgemeinen Brand endigen? Es iſt wahr, daß zur Zeit der Revolution viel von Aufklärung geſprochen wurde; aber es iſt eben ſo wahr, daß die Männer, welche fanden, daß Frankreich nur Eiſen und Brod nöthig hatte, nicht größere Freunde der Aufklärung waren, als daß ſie der Sache wegen als gute Orthodoxen in die Partei aufgenommen werden könnten, welche wir hier beſtreiten. Vielleicht wird man ſagen, daß die Aufklärung zu gewiſſen Forderungen von Seite der Bürger Veranlaſſung gab, welche mit dazu beitrugen, die Leidenſchaften zu entflammen. Dieß ſoll nicht geleugnet werden. Jede Staatsumwälzung erhält nähere Beſtimmung durch den Charakter des Zeitalters; aber man vergeſſe nicht, daß die Aufklärung in einem Jahrhundert Hilfsquellen geöffnet hatte, ohne welche der Druck von den durch alte Unglücksfälle gebotenen Auflagen ſchon lange zuvor unerträglich geweſen ſein würde. In Wahrheit, die Meinung, daß die Aufklärung die franzöſiſche Revolution hervorgebracht habe, iſt nur eine in der Schreckenszeit erzeugte Einbildung, ein Geſpenſt, das die Geſchichte ſchon lange aus ſ~~einem~~ Gebiet verwieſen hat, das aber noch in den Köpfen gewiſſer ängſtlicher Menſchen wieder umgeht.

Mit etwas mehr Schein, obgleich mit nicht beſſerem Grund als Frankreichs Beiſpiel, könnten die Umwälzungen angeführt werden, welche ſpäter in andern Ländern ſtattgefunden haben. Aber man erinnere ſich, daß die Neigung zu Staatsveränderungen ſich in den aufgeklärten Ländern außerhalb Frankreich faſt bloß in Worten zeigte. Zur Wirklichkeit kamen dieſe Bewegungen nur in gewiſſen minder aufgeklärten Ländern, wo mächtige, von außen mitgetheilte und von der Aufklärung unabhängige Erſchütterungen zuerſt eine große Veränderung der Dinge einleiteten. Wenn die Grundſätze der Aufklärung durch eine fremde Gewalt bei einem Volke verbreitet wurden, dem ſie neu waren, ſo mußte dieſes plötzliche Licht mehr blenden als aufklären, und ungeheure Verwirrungen hervorbringen; vom Aberglauben geſchieht ja leichter ein verwegener Sprung zum Unglauben als ein ſinniger Schritt zur Vernunft; und von Sklaverei ſtürzt man ſich leichter in Zügelloſigkeit als man ſich zu geſetzmäßiger Freiheit erhebt. Bedarf es nicht der Aufklärung, um einzuſehen, daß die Verwerfung des erkannten Grundloſen etwas ganz Anderes iſt als die Verwerfung alles deſſen, was wir nicht begreifen? und wie viel Bildung, wie große Unterwerfung der Leidenſchaften unter die Vernunft gehört zum Begreifen, daß die Freiheit in der Herrſchaft gerechter Geſetze, nicht in Volksregierung beſteht? Wie der Verfeinerung Genüſſe und Bequemlichkeit, plötzlich bei einem rohen Volk eingeführt, eine vernichtende Wirkung haben, ſo auch das Licht der Vernunft. Weh dem blinden Volk, dem eine äußere Kraft plötzlich die Augen öffnet, und Weh dem Herrſcher deſſelben; die wildeſte Vernichtung iſt ihr wahrſcheinlichſtes Loos. Nur die natürliche Entwickelung durch Erziehung des ganzen Volkes iſt heilbringend. Sie kann nur durch geſetzliche Veranſtaltung des Staates gründlich befördert werden; aber ſie verdient um ſo mehr von dem Staatsregenten begünſtigt zu werden, da keine menſchliche Weisheit vorausſehen kann, ob nicht Umſtände eintreffen werden, unter welchen die Verſäumniß der Aufklärung die furchtbarſten Folgen haben dürfte.

Vielleicht wird man gegen uns noch die unruhigen Auftritte anführen, welche auf einigen fremden Univerſitäten ſtattgefunden haben. Wir antworten freimüthig, daß man erſt Alles abziehen muß, was nothwendige Folge der großen Staatserſchütterungen iſt, und es wird wenig mehr übrig bleiben als was der Jugend angehört, die, wie ein großer Dichter ſagt, ſich mächtig in Liebe und Haß bewegen muß. Vielleicht hätte man manchen hoffnungsvollen jungen Mann vor gefährlichen Verirrungen ſchützen können, wenn die Aufklärungsanſtalten danach eingerichtet geweſen wären. Auf unſerer Univerſität wird kein Landeskind aufgenommen, ohne daß eine Prüfung gezeigt hat, daß er im Beſitz hinlänglicher Vorkenntniſſe iſt; auch wird es ihm nicht erlaubt, ſich zu Staatsämtern vorzubereiten, wenn er nicht den nöthigen Fortgang in den zur allgemeinen Bildung erforderlichen Wiſſenſchaften dargethan hat. Wir glauben bemerkt zu haben, daß dieſe alte Einrichtung Fleiß und gründliches Studium, und hiedurch gute Sitten befördert. Mit Zufriedenheit können wir ſagen, daß nicht leicht irgend eine Univerſität eine feurige Jugend ſich ſelbſt beſſer in den Grenzen der Wohlanſtändigkeit und Beſcheidenheit halten ſieht. Während man an anderen Orten über geheime und geſetzwidrige Verbindungen klagt, hat unter ihr ſich eine zahlreiche Geſellſchaft gebildet, in welcher Kunſt und Wiſſenſchaft ſich auf das ſchönſte mit dem muntern Jugendleben verflechten ſo daß ihr Verein, weit entfernt die Aufſicht des Staates zu verlangen, eher im Nothfall von ihm beſchützt werden würde. Sollten dagegen die Wortführer akademiſcher Zügelloſigkeit uns angreifen, als ob die beſtimmten Kenntniſſe, die wir erheiſchen, die geiſtigen Flügel ſtutzten, ſo bitten wir ſie zu unterſuchen, ob unſer Land eine geringere Anzahl von glücklichen und ſelbſtſtändigen Pflegern der Wiſſenſchaften und Künſte als andere Ländergebiete von gleicher Bevölkerung hervorbringt; iſt dieß nicht der Fall, können wir vielleicht in den meiſten Vergleichungen mit Ehre beſtehen, ſo werden die Machtſprüche der Vorauseingenommenen unſere Einrichtungen nicht herabſetzen können.

Fern ſei es von uns, dieſes Beiſpiel als Beweis anzuführen, wir wollen damit bloß der Gegner Beiſpiel entkräften. Nur in einem zuſammenfaſſenden Ueberblick über die Reihe der Begebenheiten kann ein geſchichtlicher Beweis gefunden werden. Alle Zeitalter haben ſowohl Aufruhrsgeiſt wie Gehorſam, Throne durch Recht und Weisheit befeſtigt, oder durch Gewalt und Leidenſchaft umgeſtürt geſehen. Aber ziehen wir eine Hauptſumme des Ganzen, ſo beſtätigt die Geſchichte, was die Natur der Sache lehrt, daß die Aufklärung dem Fürſten nicht bloß das Leben verſchönt, ſondern ſeine Macht vermehrt und ihn im Beſitz derſelben ſichert, und alles dieß, während er die größten Güter über das Volk ausbreitet.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.